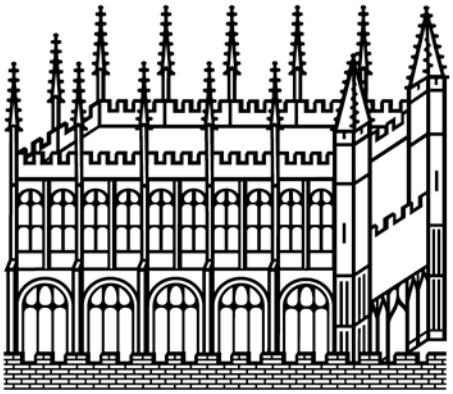


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

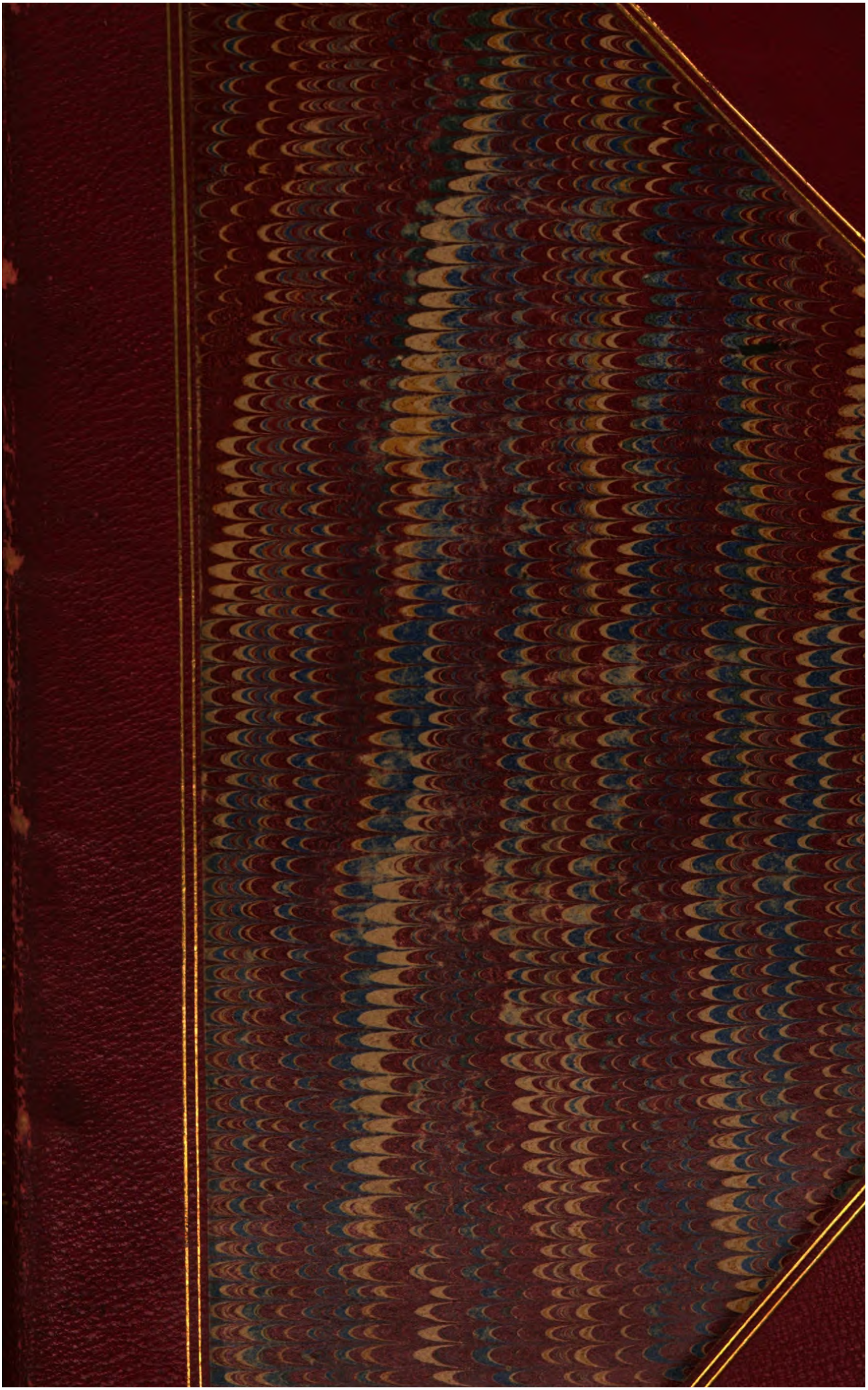
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



162 b. 18





Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Erster Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum".
1869.

Berlin. Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 NOV. 1933
OF OXFORD

Tritſchtratſch.

Es gibt eine berühmte Stadt in unſerem Vaterlande, über deren Schickſal einſt, trotzdem daß ſie heute klein und arm, die meiſten Telegramme in die Welt flogen, deren Ruhm aber nicht zugleich ihr Glück geweſen.

Zur Zeit, wo unſer Geſchichtchen beginnt, hatte ſie noch mehr Antheil am Glück als am Ruhm; dieſe Stadt iſt Komorn.

Der Fremde, welcher zufällig an einem Sonntage zur Stadt kam, könnte ſich über den Reichthum der Bewohner gute Begriffe ſchaffen, wenn er die aus den Kirchen ſtrömende, ſonntäglich geputzte Menge betrachtete. Die Männer trugen ſämmtlich ſilberne Knöpfe an ihren Kleidern, das ſchwache Geſchlecht goldene Ohrgehänge und ſeidene Roben. Mancher blaue Dolmány prangte mit einer breiten ſilbernen Kette, welche von einer Achſel zur anderen reichte, und durch große römiſche Schnallen, verſchiedene Thierköpfe vorſtellend, gehalten wurde. Die dunkelblauen

Dolmánys hatten ſchneckenartig gedrehte, die lichtblauen flache, die ſchwarzen endlich durchbrochene Knöpfe von ſchönſter Filigranarbeit. In den dunkelblauen Dolmánys ſtacken die Schiffer, in den lichtblauen die Müller, in den ſchwarzen endlich die Honoratioren. Von Letzteren trugen die Magiſtratsperſonen und Táblabirós bei feierlichen Anläſſen Säbel und klingende Sporen an den glänzenden Kordovanſtiefeln, und all' dies: Knöpfe, Ketten, Sporen und die Säbelſcheiden iſt wirkliches echtes Silber, und nicht gelogenes, nachgeahmtes, kein Chinaſilber. Das Geld, welches auf dem Markte zirkulirt, iſt lauter Silber, blanke Zwanziger, harte Thaler, und außer dem Markte in jenen ſchlichten, ebenerdigen Häuſern, beſitzt ein jeder vom Herren bis zum Knechte und zur Magd herab, Silber.

Es iſt ein wirklich ſilbernes Zeitalter; keine prunkende, prahlende goldene Aera, ſondern eine echte, ſolide, ernſte ſilberne Zeit, von welcher wir nur mehr in Ovid's Erzählungen leſen.

In einer zum Hauptplatze führenden Gaſſe dieſes Silbern-Städtchens konnte man an einem derartigen Feiertage zweier Kaleſchen gewahr werden, wie dieſelben von der Kirche kommend, unter der Wölbung zweier ſich gegenüber befindlicher Thore verſchwanden. Am Bocke der einen hatten Kutſcher und Bedienter hohe Cylinder und blaue Livree mit ſilbernen Borten; am Bocke der

anderen ſaß ein Kutſcher mit rundem Hut und ein rothbeſchnürter Hußár als Diener.

Nachdem die Flügel beider Thore geſchloſſen worden, konnte man auch an denſelben Studien anſtellen. Das eine war gelb angeſtrichen, und dehnte ſich auf dem gelben Grunde ein rieſiger Doppeladler bis zu den beiden Angeln; der Adler hielt in ſeinen beiden Schnäbeln ein ſich ſchlängelndes weißes Band; auf dieſem weißen Band ſtand mit großen blauen Buchſtaben geſchrieben: „SALVA QVARDIA“. Das gegenüberliegende Thor hatte dunkelgrünen Anſtrich, in der Mitte der Thorfläche prangte das nationale Wappen mit dem ſchiefen Kreuze, ober der Krone und über dem Ganzen ſtanden in weißrothen Lapidarlettern die Worte: „NEMES TELEK“ (zu deutſch: Adeliger Grund).

Dieſe Fresken waren aber nicht blos als Zierde an den Thoren angebracht, oder daß die Beſitzer dieſer Häuſer an nebeligen Tagen nach Hauſe finden mögen, ſie hatten einſt eine tiefere, ſtaatsrechtliche Bedeutung.

Dieſer Ausdruck: „Nemes telek“ (adeliger Grund) oder wie man ſich zu Zeiten Leopold des II. deſſen bediente „Salva guardia“ bedeutet, daß die Schwelle dieſes Thores durch die ſtädtiſche Behörde nicht überſchritten werden darf, weder um Militär einzuquartieren, oder eine Hausſteuer zuerheben, noch aber um ein gerichtliches Urtheil zu

vollziehen; es ist dieß eine adelige Curie unabhängig von der Stadtbehörde, und frei von Steuer und Einquartierung; sie untersteht unmittelbar der Botmäßigkeit des Komitates, ist auf Komitats- und nicht auf städt. Grunde erbaut, folglich darf auf diesem Grunde kein Jude wohnen, eine Schenke öffnen und Fleisch ausschrotten; weßhalb auch der Miethzins eines solchen Hauses, dessen Thor unter dem Schutze eines so mächtigen Wappens steht, ein doppelt höherer ist, als jener der Nachbarhäuser.

Die erwähnten zwei Häuser waren aber weder Judenquartiere, noch Wirthshaus oder Fleischbank; sie wurden von ihren eigenen Besitzern bewohnt, was auf den Reichthum der Letzteren schließen läßt, da selbst die Luft eines solchen Hauses theurer zu stehen kömmt.

Das Haus mit dem doppelköpfigen Adler am Thore wird von der Witwe und der Familie eines reichen Produktenhändlers von Holdváry bewohnt, während in jenem mit dem Nationalwappen Herr von Hargitay sammt seiner ehrbaren Familie haust.

Aber diese Thore hatten selbst dann, wenn sie geöffnet wurden, ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten. Durch das gelbe Thor gingen Offiziere aus und ein, die zu jenen Zeiten außer dem Dienste keine Uniformen trugen, sondern in modernen Fracks und mit hohen Cylindern, im Re-

genwetter aber in ſchwarzen Karbonarimänteln einhergingen, und konnte man ſie blos an ihren glattraſirten Geſichtern mit den vorſchriftsmäßigen halbmondförmigen Backenbärten vom Zivile unterſcheiden.

Am grünen Thore zeigten ſich dagegen jene ſtolzen jugendlichen Geſtalten, die man zu jener Zeit „Patvariſten“ und „Komitatsherren“ zu nennen pflegte, mit flaumendem Schnurbart über den Lippen, und ſtolzem, ſelbſtbewußtem Ausdruck im Geſichte. Wenn aber Einer oder der Andere erſchien, um mit dem ehernen Klopfer, welcher von den Zähnen eines Löwenkopfes gehalten wurde, an jener Stelle des Wappens, wo über dem dreifachen grünen Hügel am Fuße des Kreuzes die Krone angebracht war, dreimal anzuſchlagen, ſo mußte es ein ſehr unerfahrenes Auge ſein, welches nicht allſogleich erkannte, daß der Klopfende weder ein Geiſtlicher, noch ein Soldat, ſondern ein Schauſpieler ſei.

Beide Familien führten einen gewiſſen höheren Ton in verſchiedenen Theilen der Stadt. Beide beſaßen eine ledige Tochter, welche auf den betreffenden Bällen und Kränzchen bewußt oder unbewußt die Rolle einer Ballkönigin ſpielte.

Auf dieſe Art vertraten die beiden Thore zwei vollſtändig organiſirte Parteien, die ihre Kortesführer und rohen Maſſen, ihre Fahnen und Tirailleurs, ihre Kämpfe, Siege und Niederlagen,

und trotz der damals beschränkten belletristischen Literatur selbst ihre Moniteurs hatten; beide verfügten über einen zum Rang eines Provinz-Korrespondenten erhobenen Literaten, welcher im „Pesti Divatlap" oder „Honderü" die privat- und öffentlichen Unterhaltungen, Dilettantenvorstellungen, die Reize und Toiletten der Mitwirkenden mit großer Ausführlichkeit beschreiben mußte, und weder mit der Hochpreisung seiner Partei, noch mit den Seitenhieben auf die Gegner geizen durfte.

Auf Grund der in den Modejournalen enthaltenen Daten konnte man die Ueberzeugung schöpfen, daß die Partei des gelben Thores bei glänzenden Bällen, gemüthlichen Piqueniques und den unvergeßlichen Hausunterhaltungen siegreich aus dem Kampfe gegangen, während die Partei des grünen Thores stets dort den Sieg davontrug, wo es sich um Unterstützung wandernder Schauspieler, Dilettantenvorstellungen, wohlthätige Verlosungen und andere patriotische Unterhaltungen handelte.

Diese Errungenschaften trachtete zwar eine jede der Parteien nach Kräften mit Gegenargumenten zu schwächen; aber vor dem ernsten und unbefangenen Beschauer bleibt es doch eine unverleugbare Thatsache, daß, als der Herzog von *** ein Verwandter des Königs von Portugal, durch die Stadt an dem zu seinen Ehren veranstalteten glänzenden Ball mit Fräulein Seraphine

Holdváry den Tanz eröffnete, und ihr zum Angedenken einen schönen Opalring verehrte, in dessen Mitte ein natürliches Kreuz geformt war, während es andererseits eine historisch festgestellte Thatsache bleibt, daß im Jahre des Schutzvereins (védegylet) es der Frau von Hargitay gelang, die Schönen der Stadt ohne Ausnahme dahin zu terrorisiren, daß sie am Schutzvereinsballe sämmtlich in vaterländische Stoffe gekleidet erschienen. In letzterer Zeit mußte sich aber das grüne Thor plötzlich mit bedeutendem Verluste zurückziehen, welches um so niederschlagender auf die Getreuen wirken mußte, als es ganz unerwartet kam. Die Katastrophe rührte daher, daß Frau von Hargitay, trotz ihrer auf Alles sich erstreckenden Aufmerksamkeit, an einem schönen Tage die Entdeckung machte, daß die in der Stadt sich befindlichen Bettler der Regel nach zwar alle, aber in sehr unregelmäßig von einander abweichenden Variationen zerlumpt seien. — Nachdem man es aber mit menschlichem Verstande nicht verhindern kann, daß es Bettler auf der Welt gebe (denn wenn die bestehenden durch irgend eine Macht plötzlich in einen andern Stand versetzt würden, träten morgen schon andere in die erledigten Stellen ein), so können die Bestrebungen der menschenfreundlichen Theilnahme nur darin konzentrirt werden, daß man in das Elend eine gewisse Organisation einführt. Demnach dachte Frau von Hargitay

ſo: daß, wenn man ſämmtliche Bettler uniformiren würde, ſo wäre dies ſowohl für den Bettler etwas Schicklicheres, als auch bequemer für das Publikum, weil es auf dieſe Art die wahren Bettler von den Stümpern unterſcheiden könnte.

Die Idee war ganz dazu angethan, um zu deren Ausführung eine Dilettantenvorſtellung zu arrangiren, deren Reinertrag dem frommen Zwecke zugeführt werden ſolle.

Die bei derartigen Unternehmungen auftauchenden Schwierigkeiten wurden glücklich niedergekämpft. Es gelang auch ein Drama zu entdecken, worin jedem Mitwirkenden eine gewünſchte Rolle zufiel; die Rollen wurden vertheilt, gelernt, die bezüglichen Proben abgehalten und ſelbſt der Tag der Vorſtellung ſchon feſtgeſtellt, als gerade am Tage vor der Aufführung, die Hauptanregerin und Ordnerin ſelbſt, die Befehlshaberin des grünen Thors, feierlichſt erklärte, daß ihre Tochter Judith nicht auftreten werde. Und damit ſie allen Ueberredungen, Einwendungen und Aufklärungen entgehe, begab ſie ſich noch am ſelben Tage ſammt ihrer Familie aufs Land, mit dem Entſchluſſe nicht eher zurückzukehren, als bis der hieraus entſtandene Sturm ſich gelegt hätte; die Bettler aber mögen ihretwegen auch ferner zerlumpt herumlaufen.

Dieſer Entſchluß ſchien räthſelhaft genug;

da gibt es kein Geheimniß ſo tief vergraben, daß es von den Nachbarn nicht aufgeſcharrt werden ſollte.

Ein arabiſches Sprichwort ſagt: „Wenn Du Dich ſelbſt kennen willſt, entzwei Dich mit Deinen Nachbarn und ſie werden Dir ſagen, wer Du ſeiſt!“

Wenn wir daher unumgänglich erfahren müſſen, was bei den Hargitay's vorging, traten wir ins Nachbarhaus, dort wird man uns Alles erzählen.

Im Hauſe mit dem gelben Thore feiert man gerade ein heiteres Feſt der Melonenleſe; die Geſellſchaft iſt exquiſit; ſo viel dürfen wir, ohne den Anſtand zu verletzen, wiſſen. Nachdem es ſich aber nicht geziemt, uns an das Fenſtergitter zu klammern, um zu lauſchen, was es im Hauſe zu hören und zu ſehen gäbe; ziehen wir mittlerweile unſere ſtrohgelben Handſchuhe an und erwarten wir jenen Bekannten, der gerade um die Gaſſenecke biegt, der wird uns einführen, wie es einem honetten Beſuche geziemt.

Wir können zwar mit dieſem unſern Freunde ein wenig blamirt werden, da er ein ſehr zerſtreuter Menſch iſt, und es ihm erſt im Vorzimmer einfallen wird, daß er ſeine Handſchuhe zu Hauſe vergeſſen, worauf er davon rennt und uns im Vorzimmer zwiſchen dem Geſinde ſtehen läßt, welches mit den Mantilles ſeiner Herrſchaften

am Arme herumgafft, und ein homeriſches Gelächter über das Kommen und Verſchwinden des Gaſtes anſchlägt.

— Was kann dieſem Wunderlinge widerfahren ſein, daß er ſo davonläuft? kichert János der Frau Perflex von Blum zu. Damit ſich nicht etwa Jemand denke, daß das Wort „Perflex“ irgend ein ſzitiſcher Taufname ſei, oder eine Beziehung zur Perplexität habe, müſſen wir an dieſer Stelle erklären, daß das Wort eine Abkürzung von „Verpflegs-Kommiſſär“ iſt, und der Frau Blum, als der Gattin eines ſolchen, als Bezeichnung ihres Ranges gebührt.

— Gewiß hatte er jetzt erſt bemerkt, daß er nicht hieher, ſondern in die Nachbarſchaft gehen wollte, — erwiderte Jóska der Baraczky'ſche Lakai, ſeine fünf Finger in die großen geſtrickten Handſchuhe ſtreckend, als wären ſie ihm zu enge.

— Dorthin wird er gewiß nicht mehr kommen: man hat ihm ja das Haus verboten.

— Na freilich! Ich weiß es vom Stubenmädchen, daß er mit dem Fräulein verlobt iſt.

— Dagegen weiß ich es aber vom Hußáren, daß er Befehl hat, Herrn Lávay, wenn er käme, zu ſagen, es ſei Niemand zu Hauſe.

Die Debatte wird unterbrochen durch das Eintreten Wenzi's, des Hausdieners, welcher aus den inneren Gemächern kommt, woher großes Ge-

lächter ſchallt. Selbſt der breite Mund Wenzi's iſt zu einem fröhlichen Lachen verzogen, ſo daß beide Zähnereihen aus demſelben lugen, gerade wie jene der zu todt gekitzelten Gattin Blaubart's im Wachsfigurenkabinet. Er hält eine große mit Melonenſchalen beladene Taſſe weit von ſich weg, um ſeine rothe Livree nicht zu beſchmutzen.

— Ueber was kichert man da drinn? frug der Diener die Frau Perfler.

Wenzi hörte auf zu lächeln und nahm eine ernſte Miene an; dies aber mit ſo raſchem Uebergang, daß es einem Wunder nehmen mußte, wie dieſe breitgezogene Fratze ſich ſo plötzlich verlängern konnte. Wenzi hat nämlich die unſchätzbare Tugend, daß er ſelbſt nicht aus Scherz je die Wahrheit ſagt, was eine goldwerthe Eigenſchaft iſt bei einem inneren Diener, dem man frägt: was drinnen geſchähe?

Jetzt frägt man zwar nur: über was gelacht wird? Aber man könnte ein anderes Mal fragen: was drinnen geflüſtert, weshalb geſeufzt, geweint, oder gezankt wird? Und warum ſollte er auch dieſen Bauern die Wahrheit ſagen? Er hatte ſchnell ſeine Lüge bei der Hand.

— Wie ſollten ſie auch nicht lachen, wenn der Offizier mit den blauen Aufſchlägen, als ich die Waſſermelone ſervirte, frug: Nicht wahr, daß iſt ein Kürbiß mit Zibeben!

Wenzi dachte: das ist gut genug für euch! Es war auch gut, denn alle lachten, Wenzi mit ihnen.

— Und über was habt ihr da draußen gelächelt? Man hörte es bis hinein.

— Ueber Herrn Lávay, welcher eintrat, hinausging, und davon lief mit dem Rufe, daß er wiederkehren werde.

— Hoho! — dachte Wenzi, sein Gesicht abermals in die Länge ziehend; das muß ich drinn beachten, man lacht ja oben über ihn.

Damit begab er sich hinein, und kam nach wenigen Minuten zurück.

— Nun können wir weiter lachen, sagte er, aber die Herrschaft läßt Euch sagen, daß es nicht laut geschehen dürfe. Also los darauf! . .

Wenzi gibt nun eine Probe davon, wie man auflachen, in Extase verfallen, sich mit ofenen Kinnladen vor lauter Lachen auf den Rücken werfen kann — ohne einen einzigen Ton von sich zu geben; worüber das übrige Gesinde beinahe zerplatzt, da es noch nicht gewohnt ist, stumm zu lachen.

Während dieser Szene wurde es bei den Herrschaften ruhig, kein Ton drang aus dem Saale, wo man sich eben mit dem Verzehren prächtiger Kantaloups befaßte.

Lávay kehrte nach einigen Minuten behandschuhet zurück; er fand aber nicht die leiseste

Spur deſſen, daß man über ſein Mißgeſchick gelacht. Im Vorzimmer beeilen ſich die Diener ſeinen Stock zu übernehmen, und bewundern an deſſen Knopf die wunderlichen Schnitzereien. Wenzi öffnet mit vertraulichem Lächeln die Flügel der Saalthüre.

Im Saale iſt Alles überraſcht über ſein Erſcheinen; Fräulein Seraphine ſchwebt ihm entgegen und reicht ihm beide Hände, dieſe feinen, ſeidenweichen Händchen, mit den roſafarbenen Nägeln, ſie neigt ſich ſo nahe an ihn, daß ihre wunderblonden Locken beinahe ſein Geſicht berühren, und bewillkommt ihn mit ihrem bezaubernden Lächeln.

— Willkommen. Ich habe bereits an Ihrem Erſcheinen gezweifelt.

— Ich habe eben das zu Haus vergeſſen, weshalb ich kommen ſollte, — ſprach der junge Mann, dem Fräulein ein ſchön gebundenes Buch überreichend.

— Ah, was Sie mir verſprochen: Pußtafy's Gedichte. Ich danke Ihnen vom Herzen.

— Herr Lávay kommt halt immer ſo ſpät, — rief eine vornehm affektirende Stimme von der beſetzten Tafel herüber. Von der Beſitzerin dieſer Stimme wäre es ſchwer zu errathen, daß ſie die Mutter Seraphinens ſei, ſo verſchieden ſind Beide. Die Mama iſt eine kleine, runde Geſtalt mit ſchwarzem Haar und kleinen blinkenden

ſchwarzen Augen. Trotz ihres Embonpoints ſchien ſie dem Schönſeinwollen noch nicht entſagt zu haben, wofür ihre geſuchte Toilette und phantaſtiſch geformte Friſur ſprechen. Dagegen hat Seraphine eine ſchlanke Sylphidengeſtalt mit blaßroſigem Teint, blitzenden blauen Augen, geiſtreich geformten Mund, feinem Kinn, ſarkaſtiſchen Augenbrauen und eine in jeder Tonart ergreifende Stimme.

— Herr Lávay kommt zu uns immer zu ſpät! — rief dieſelbe vorwurfsvolle Stimme; worauf Lávay, kein einziges Wort der Entſchuldigung findend, es für gerathen hält, ſich vor dieſer gut zuſammengeſchulten Geſellſchaft nicht zu blamiren. Seraphine kam ihm jedoch zu Hilfe.

Ich bitte, Lávay iſt heute m e i n, und nicht Mama's Gaſt. Deshalb ſollen Sie auch nicht die Ehre ſeiner Geſellſchaft genießen, denn ich nehme ihn mit mir; wir haben Wichtiges zu verhandeln.

Ah! . . tönte es mit einem ſpöttiſchen Halblächeln von allen Lippen.

Iſt dieſes Verhältniß alt? rief ein junger Oberlieutenant vorwärts voltigirend.

— Sie haben zu dieſer Frage zwar kein Recht, doch wenn Sie es durchaus wiſſen wollen, ſo iſt es ein ſ e h r a l t e s. Es fing in unſerer Kindheit an; gab Seraphine zur Antwort.

— Dann muß Herr Lávay ein noch ſehr junger Mann ſein . . .

—Ja freilich! fällt eine Damenſtimme dazwiſchen. Herr Oberlieutenant können es glauben, daß ſie mit einander in die Schule gingen.

Dieſe Stimme gehörte der Frau v. Blum, der liebenswürdigſten Verläumderin zwiſchen den zwei Wäſſern.

— Inſofern ich das Fräulein leſen lehrte; beeilte ſich Lávay zu erklären.

— Einſt leſen, jetzt deklamiren; bemerkte die Blum mit ironiſchem Lächeln.

— Oh, Herr Lávay iſt ein berühmter Deklamator . . .! ſprach ein hoher, martialiſch ausſehender Mann, dem das glattraſirte Geſicht mit dem kleinen, ſpitzen Schnurbarte, ſeine ſchön vorwärts gekämmten Haare, die zwar im Verdachte einer gewiſſen Unechtheit ſtehen, ein noch jugendliches Anſehen zu geben trachten. Dieſer Herr iſt Balthaſar Fertöi.

— Ein ſehr berühmter Deklamator! Wiederholte Herr Balthaſar. — Als er neulich im Komitatsſaale ſprach, hat er ſelbſt Anſchütz übertroffen! . . .

Das war dann ein Nadelſtich. Einen Komitatsredner mit einem Schauſpieler zu vergleichen.

Dieſer Vergleich weckte ſelbſt eine tiefe Baßſtimme, welche in der Kehle eines alten Herrn ſchlummerte. Dieſer alte Herr war der penſionirte Major Kolbay. Ein hoher, dürrer Geſelle, der ſich in- und auswendig noch immer an die

Mode des Jahres 1816 hält, in welcher er zurückgeblieben. Er trägt noch immer dieselbe weichselfarbige Hußárenuniform, dieselben hohen Stiefel, obwohl er sie selbst mehr weder an-, noch auszuziehen im Stande ist; dieselbe Kravatte von Roßhaar, welche seinen Kopf so schön, steif aufrechthält; seinen Schnurbart, seinen Schopf wichst er noch immer so spitz und steif, daß beide gegen den Himmel stehen. Selbst mit der Geschichte blieb er dort stehen, wo die letzten Raketen des zu Ehren der Monarchen, welche zum Wiener Kongresse gekommen waren, veranstalteten Feuerwerkes verknallten. Von diesem Tage an gibt's für unsern Alten keine Geschichte, keine Ideen, keine Mode, dort stand die Welt mit ihm stille.

— Wahrrlich — begann der alte Herr, einen jeden Mitlaut doppelt betonend, als würde er heute noch seine Eskadron kommandiren — es ist nicht gar lange her, daß Sie mir als kleiner Student beim Examen ein Exerzitium machten, und siehe, heute exerzirt er schon die Angelegenheiten des Komitates. Erinnern Sie sich noch, wie sie sich vor dem alten Juden in der Nachbarschaft fürchteten, daß er den Kindern das Blut nimmt, und siehe da, heute spricht er schon von der Judenemanzipation! — Die Rokokobemerkung des alten Herrn fand allgemeinen Beifall, selbst Lávay lächelte. Ein junges Gemüth fühlt es nicht so leicht heraus, was verletzend ist.

Zu dem früheren Oberlieutenant gesellte sich nun auch ein Hauptmann von robustem Körperbau und fremdartigen Aeußern, sein Gesicht ist stark von den Blattern zerrissen, doch leuchtet aus seinen Augen bloße, ungeschickte Gutmüthigkeit.

— Stellen Sie uns doch einander vor! — drängte der Oberlieutenant das Fräulein.

— Oberlieutenant Robert Zeleji; Hauptmann Artman, Béla Lávay! — war die Vorstellung.

Zeleji und Lávay drückten sich die Hände, während der Hauptmann, welcher eine ungeheure Portion Ananasgefrornes mittels eines großen Eßlöffels vernichtet, die freundliche Bemerkung macht:

— Dieser Name ist mir sehr lieb, auch ich habe eine theure Verwandte, die sich Bella nennt, aber sie ist ein Mädchen.

Alles lachte hell auf.

— Ich weiß eigentlich gar nicht, wie Sie zu dem Namen Béla kommen, — polterte der Veteran — meines Wissens sind sie „Albert" getauft worden.

— Béla — heißt auf ungarisch so viel: als „Albert", — entgegnete Lávay.

Seraphine nahm den Arm des Jünglings.

— Kommen Sie von hier; die da sind sämmtlich Ihre Feinde: der Eine möchte Ihnen

Ihre Jahre, der Zweite Ihren guten Ruf, der Dritte Ihren Namen, der Vierte Ihren Mannestitel nehmen, wenn ſie es könnten.

— Zählen Sie auch mich unter dieſe Räuber? — frug Zeleji.

— Auch Sie würden ihn Eines berauben, was man aber durchaus nicht mit bewaffneter Hand erobern kann! . . .

— Das iſt viel für ein oberlieutenantliches Herz, — rief der Hauptmann, ſich mit komiſchem Mitleid an Zeleji wendend.

— Und dürfen wir uns nicht in die Geheimniſſe dieſer Verſchwörung drängen? — interpellirte die Blum das Fräulein.

— Oh weshalb nicht? Es wäre ein armer Ränkeſchmied derjenige, welcher auf jede Frage nicht ſogleich mit zwei Antworten bereit wäre. Pußtafy wird dieſer Tage unſere Stadt beſuchen: wir berathen eben über den Empfang, den wir ihm bereiten wollen?

— Wer iſt dieſer Pußtafy? — frug Major Kolbay mit inquiſitoriſchem Geſichte.

— Traurig, daß es einen Ungar gibt, welcher dieſen Namen nicht kennt. Er iſt in unſerer Zeit der erſte Dichter der Nation.

— Ah! ein Reimſchmied? Wie es dieſer Csokonay geweſen, den kannte ich: war auch ein großer L . . . Er ging auch da herum, denn hier liebt man die Poeten, dieſe aber lieben den

guten Wein, und Neßmély iſt nicht weit von hier. Nun, wenn er ſchon kommt, ſo wäre es am beſten, er käme bei Gelegenheit der Durchreiſe des Palatins; da könnte man ihn zu etwas verwerden. Er könnte ſogleich ein Feſtgedicht machen, z. B. ein ſchönes Akroſtikon, welches vorn und hinten mit großen Buchſtaben ausgeht, wenn er es verſteht.

Das bisher ruhige Geſicht Lávays erglühte.

— Ich glaube kaum, daß er es verſteht; — erwiderte Láváy lächelnd, — denn Pußtafy iſt Republikaner.

Waaßß! — rief der Veteran mit hohem Pathos — Ein Reppubbllikkanner?! . . Und dieſes wüthende Thier geht frei herum; hält man es nicht angebunden?

— Das iſt ja nur eine Theorie: — erklärte Láváy, eine innere Ueberzeugung; ſo, wie wenn Jemand Rationaliſt iſt; deshalb aber doch ein Chriſtenmenſch bleibt.

— Ich meinerſeits bitte mir ſolche Theorien aus. Möge der Franzoſe mit ihnen ſeinen Spaß, ſeine Narrheiten treiben, für uns paſſen ſie nicht. Und ich ſag' es heraus, der Menſch möge mir einmal ſo vor die Augen kommen, daß . . . .

— Geben Sie acht, Kolbaybácſi, damit Sie nicht mit etwas Großem herausplatzen, —

unterbrach ihn Seraphine, — denn er wird in einigen Tagen hier sein, und wird auch uns besuchen.

— Na — dann werde ich nicht hier sein.

— Das ist schon etwas Anderes! . .

— Just werde ich hier sein! . .

Die Jugend lachte über den Eifer des alten Herrn, nur Lávay lachte nicht; weshalb ihn der alte Herr auch anschnarrte.

Wenn alle Welt lacht, und Sie nicht mitlachen, ist es kein gutes Zeichen! Sie zerbrechen sich den Kopf über sehr ernste Dinge. Solche Menschen liebe ich nicht. Seine Gedanken sind nicht dort, wo die der Anderen. Ueberhaupt frommt der republikanische Umgang nicht; Ihrem Herzen hat er schon Gefahr gebracht, es kann Ihrem Kopfe auch so ergehen.

Gehen wir, — raunte Seraphine ihrem Gaste zu, — hören Sie nicht auf diese Menschen, — und führte ihn in den anstoßenden Saal, wo sie auf eine Couseuse Platz nahmen; ihnen gegenüber nahm Charlotte Platz, die ihnen auf den Fuß gefolgt war.

Charlotte war ein ganz angenehmes Wesen, die ewig wache Hüterin des Hauses, die Seraphine nie verließ, und so lange diese nicht schlief, kein Auge zudrückte.

Sie hat aber guten Grund, ihre Augen offen zu halten; denn das gute Kind ist seit zwanzig Jahren stocktaub, kein einziger Ton ver-

mag durch ihr Ohr zu dringen. Dieß hindert ſie aber durchaus nicht an allen Geſellſchaften Theil zu nehmen, und von den Zügen der Leute herab zu lauſchen, wovon die Rede iſt; und dann lacht ſie um die Wette mit den Lachenden, als verſtünde ſie Alles.

Dabei verläßt ſie ihre Häckelnadel nie. Es möge welch immer Beſuch kommen, ſo ſitzt ſie dort in der Fenſtervertiefung, von wo aus ſie Alles beobachten kann, und häckelt eine unermeßliche Menge von Spitzen, Vorhängen, und derlei unnützem Zeuge.

Seraphine kann daher ſprechen was ihr beliebt, dem Anſtande iſt jedoch genug gethan, denn Seraphine iſt nie allein. Charlotte wacht über ſie, und wenn dieſe auch ihre Worte nicht hören kann, ſo lieſt ſie doch aus ihren Zügen, aus ihren Augen.

Ein jeder junge Mann, welcher mit Seraphine in Berührung kommt, wird von Charlotte als Bräutigam hingeſtellt. Trifft ſie mit der Blum zuſammen, wispelt ſie geheimnißvoll: ich habe es ſchon heraus, du wirſt ſehen, Seraphine wird den X heirathen. Freilich kommen morgen Y. Z. u. ſ. w. auf die Kandidatenliſte, aber deshalb iſt Charlotte von der Untrüglichkeit ihrer Vermuthungen doch ſtets überzeugt.

Auch Lávay gehörte zu den Kandidirten. — Er war zwar halb und halb dem Nachbar-

hauſe ſchon verpflichtet, doch glaubte Charlotte, daß es Seraphinen nur ein Lächeln koſten würde, um ihn für das grüne Thor zu erobern. Es wäre kein erſter Fall.

Als Seraphine im Nebenſalon an der Seite Lávay's Platz nahm, ergriff ſie ſeine Hand und ſah ihm mit tiefem Blicke in's Auge. Nach kurzer Weile ſprach ſie:

— Werden Sie mir das glauben, was ich Ihnen jetzt ſagen werde?

— Unbedingt.

— Werden Sie Ihren Feinden das glauben, was dieſe über ihre guten Freunde ſprechen?

— Ich habe jetzt keine guten Freunde.

— Meinem Verſprechen gemäß, will ich Ihnen aufrichtig erklären, weshalb Sie ſo plötzlich und vorſätzlich von den Hargitay's gemieden werden. Haben Sie es noch nicht errathen?

— Es überſteigt dies all meine Vermuthungskraft.

— Haben Sie keine theuren Paſſionen?

— Sie wiſſen es am Beſten, daß ich nicht einmal Raucher bin, vom Kartenſpiel aber ebenſoviel, wie gar nichts verſtehe.

— Sind Sie nicht in Geldverlegenheiten?

— Meine Mutter lebt, ſomit beſitze ich kein eigenes Vermögen, aber auch keine Schulden, das Leben ſteht mir offen, an meiner Seite wandelt die Arbeitsluſt.

— Iſt man nicht hinter eines Ihrer älteren Liebesverhältniſſe gekommen?

— Ich hatte nie eines.

— Kein ſchmeichelhaftes Kompliment für mich; — lachte Seraphine heiter, — hatten Sie ſchon vergeſſen, daß Sie mir, als wir noch Kinder waren, ſtets drohten, mich nicht heirathen zu wollen, wenn ich ſchlimm ſei; war das kein Verhältniß?

— Ach Seraphine, — murmelte Lávay düſter, — Sie haben nie und Niemanden geliebt.

Seraphine hatte auf dieſen treffenden Vorwurf traurig ihr Haupt gebeugt.

— Doch, ſagte ſie nach einer Weile; — Ich liebte meinen Vater.

— Das ſagen Sie deshalb, weil er bereits geſtorben iſt.

— Nein, ſondern weil . . . . Na, deshalb brauchen Sie nicht zu ſterben, ſprechen wir von etwas Anderem.

— Nachdem Sie es ſelbſt nicht errathen, was Sie verſchuldet haben, ſo will ich's Ihnen ſagen. Ihr Verhältniß zu Judith iſt unanknüpfbar zerriſſen worden, durch jene Ihre Rede, welche Sie im Komitatshauſe in Bezug auf die Frohnfreiheit hielten.

— Ah! — machte Lávay.

— Sie können mir dies mit Gewißheit glauben. Ich ſelbſt war anweſend auf der Frauengalerie, und werde erzählen, welchen Eindruck

Ihre Rede auf mich machte. Ich, die ich mich an Ihr ſanftes, aufmunterndes Geſicht, welches durch Nichts zum Zorn gereizt werden konnte, gewöhnt hatte, ſah dasſelbe allmälig in einen leidenſchafltich erregten, blitzenden Ausdruck ſich verwandeln; Ihre bekannte weiche Stimme erhob ſich zu einem nie geträumten Donner, welcher drohend, mit ſich reiſſend von Dingen ſprach, die zu erwähnen man ſich bisher nicht getraute, . . . von den zehn Millionen Stiefkindern der Nation. . . . von der furchtbaren Volksſouveränität . . . das Blut gerann mir in den Adern, und kalter Schauer überlief meine Glieder; ſehen Sie, wie ich jetzt noch zittere, wenn ich darauf zurückdenke. . .

Ah wie furchtbar ſahen Sie damals aus! . . . Und was erſt ihrer Rede folgte. . . , jener enthuſiaſtiſcher Sturm, dem man nicht entnehmen konnte, ob er Widerſpruch, ob er Begeiſterung ſei? und als ſich dieſer gelegt, jene blaſſe Verblüfftheit auf den Geſichtern der ernſteren Männern, welche gleich Todten ſtumm, und mit fahlen Zügen um den grünen Tiſch herum ſaßen! . . , Sie hatten eine ſchmale rothe Binde um den Hals; es ſchien mir in jenem Augenblick, als ſtünde vor mir ein Mann, deſſen bereits abgehauener Kopf abermals an ſeine Stelle geſetzt wurde.

— Sie beſitzen eine ſtarke Einbildungskraft, Seraphine, aber was hat die Oeffentlichkeit mit meinem Privatleben zu thun?

— Sie ſollen es gleich erfahren. Frau von Hargitay — beſitzt, wie Sie es gut wiſſen, ſehr erregbare Nerven, und was einmal auf dieſe gewirkt, wird bei ihr zu dem, was bei anderen Leuten Ueberzeugung heißt.

Es iſt unbeſtreitbar, daß man Sie bei Hargitay's ſtets gerne ſah, nicht nur als Beſuch- oder Hofmacher, ſondern auch als — Brautwerber. Ihre Bekannten äußerten ſich entſchieden günſtig über Ihre Fähigkeiten. Sie hatten Broſchüren veröffentlicht über ſtaatsrechtliche Fragen, Sie haben in gerichtlichen Sachen plaidirt: worauf Herren von hohem Range ſagten: der wird's weit bringen, er iſt eine große Kapazität, kann noch Vizekanzler werden. . . Nachdem Sie aber dieſe, Ihre Rede gehalten, hatte ein hochgeſtellter Herr Ihre Broſchüre, „über die Reform der vaterländiſchen Gefängniſſe", in welcher er ſoeben geblättert, mit den Worten Herrn Hargitay überreicht: es ſcheint, daß Cicero für ſein Haus geſorgt habe! . . .

— Der Witz iſt nicht ſchlecht.

— Ein anderer Herr rief aber ſeinem Tiſchnachbar zu: Glaubſt Du es noch, daß er zu etwas Höherem beſtimmt ſei? . . Zu etwas ſehr Hohem! . . meinte der Gefragte, indem er

mit der Hand eine gewiſſe Bewegung gegen den Hals machte. Dies hat nicht nur Herr Hargitay gehört, ſondern jene unheimliche Bewegung auch ſeine Gattin von der Galerie aus geſehen. Am ſelben Nachmittag kam Fertöi zu Hargitay's, und berichtete ganz im Geheimen, daß Sie bereits bei der Kanzlei denunzirt worden ſeien, worauf Hargitay zu ſeiner Gattin ſagte: der wird's dort enden, wo Martinovits.

— Das ſind aber nur lauter kindiſche Reden.

— Möglich. Aber bei Frau Hargitay bewirkten ſie einen förmlich klimakteriſchen Umſchwung ihrer Natur. In jener Nacht gönnte ſie Niemanden Ruhe im Hauſe. Die arme Judith hatte die ganze Nacht zu hören: „Einen ſolchen Menſchen willſt du heirathen, über deſſen Haupte ſchon das Schwert ſchwebt. Der das ganze Land umwälzen und Millionen von Menſchen unglücklich machen will. Der den Bauer gegen die Herren hetzt, deſſen Name einſt verflucht ſein wird, wie jener Georg Dózsa's .... Dieſen Namen willſt du führen? Seine Schande, ſein Elend tragen. Und wenn ihn ſein Schickſal erreicht .... willſt du die Witwe eines Hingerichteten werden; oder wenn dich der Himmel mit Kindern heimſucht, willſt du, daß man mit den Fingern auf ſie weiſe und ausrufe: Das ſind die Waiſen des Hingerichteten! .. — Sie

ſehen, daß ich ſelbſt die Worte weiß, die man geſprochen. Ich habe gute Quellen. Das Stubenmädchen der Hargitay erzählte es dem Blumſchen Bedienten, dieſer ſeiner Herrin, und Frau Blum hatte die Gefälligkeit fünf Minuten vor Ihrer Ankunft die Geſellſchaft damit zu unterhalten.

— Und was that Judith? Was antwortete ſie?

— Judith ſchwieg.

— Das war auch das Vernünftigſte. Wie der Sturm kam, ſo wird er auch vergehen.

— Glauben Sie das nicht; denn nicht nur die Nerven der Frau Hargitay haben ſich gegen Sie empört, auch der Gatte hat ſich gegen Sie gewendet. Gut unterrichtete Menſchen behaupten, daß der größte Theil ſeines Grundbeſitzes aus Urbarialien beſteht, und die Verrückung jenes Steines, an welchen Sie rütteln, würde den Zuſammenſturz ſeines Hauſes herbeiführen.

— Ach! — Man verſteht mich nicht. Es wird ja von Niemanden ein Privatopfer verlangt. Es iſt dies eine Landesangelegenheit, das Opfer muß die Geſammtheit der Nation zum Erſatze des Privatverluſtes bringen.

— Zu dem verſtehe ich mich nicht, lieber Béla. Aber das weiß ich entſchieden, daß, wenn Sie Jemanden beleidigt, Sie denſelben verſöhnen, ſich mit ihm ſchlagen und wieder gut

Freund werden können; wenn Sie Ihrer Geliebten untreu geworden, können Sie ſich abermals in ihr Herz einſchmeicheln und Verzeihung erlangen; aber wenn Sie Jemanden erſchreckt haben, den ſind Sie nicht im Stande, mehr dahin zu kapazitiren, daß er ſich vor Ihnen nicht fürchten möge. — Ihre Sache iſt bei den Hargitay's entſchieden verdorben. Ich weiß noch mehr. Es iſt beſchloſſen, Judith je eher zu verheirathen, — an einen Andern.

— So?

— Errathen Sie, an wen? Denken Sie ſich Etwas, den größten Unſinn, die größte Lächerlichkeit.

— Ich denke mir gar nichts, denn aus dem Ganzen wird nichts.

— Man will ſie an Herrn Bárſing verheirathen.

— Haha! — machte Lávay. Es war dies kein Lachen, ſondern nur der Ton desſelben. Die Geſichtszüge des jungen Mannes behielten ihren traurigen Ausdruck bei.

— Das hat aber auch ſeinen plauſiblen Grund. Hargitay, welcher bei Berührung ſeiner eigenen Intereſſen ſtets konſervativ iſt, wird ſeinem Rufe, als liberale Zelebrität, welchen er ſich im Komitatsleben erworben, in der Oeffentlichkeit nie entſagen wollen. Wenn er daher einerſeits mit Ihnen, dem Führer der Komitatsjugend, bricht,

wird er Sorge tragen, dieſe Scharte durch einen eklatanten Tauſch auszuwetzen. Wie Sie wiſſen, iſt Bárſing nicht vom Adel. Er liebt es zwar, ſeinen Namen mit dem ariſtokratiſchen „gh“ zu ſchreiben, während Sie das „y“ von dem Ihrigen längſt wegließen; trotzdem wird man viel Rumor darüber machen, daß der ſtolze Hargitay einen Bauernsſohn zum Schwiegerſohn genommen.

— Aber Judith . . . Weiter konnte Lávay nicht ſprechen . . .

— . . . . . Verachtet dieſen Menſchen, wollten Sie ſagen. Glauben Sie mir, lieber Béla, daß für's Heirathen, wenn man es ſchon thun muß, ein Mann, den man verachten kann, ein ſehr vortheilhafter Gegenſtand iſt.

— Ach, Seraphine, Sie wiſſen es ſelbſt nicht, was Sie da ſprechen.

— Sie meinen, daß ich ein Mädchen, welches Sie lieben, arg verleumde; daß ich Ihnen Geheimniſſe enthülle, welche es Ihnen nunmehr unmöglich machen, die Schwelle des Nachbarhauſes je wieder zu überſchreiten. Ich weiß es, daß ich dies thue, ich weiß es aber auch, warum?

Das war eine in beſter Form gegebene Gelegenheit, um den günſtigen Moment zu erfaſſen. Allein Béla ſchien der Menſch zu ſein, welcher das herabgefallene Sacktuch einer Dame ruhig am Boden liegen läßt.

Seraphine wurde durch das Schweigen Lávay's derart aus der Faſſung gebracht, daß ſie ihre Hand auf deſſen Schultern legend, im heftigen Tone begann:

— Sie denken jetzt ſehr tief über etwas nach, worüber ich Ihnen ſagen kann, daß Nichts daraus wird, denn . . . dieſes Gedicht iſt in Herametern verfaßt, dieſe Versgattung verſtehe ich nicht zu deklamiren.

Béla fuhr erſchrocken über dieſe Worte, welche keinen Zuſammenhang mit den früheren hatten, empor, und begriff erſt die Urſache der ſchnellen Wendung, als er die Stimme des jungen Oberlieutenants vernahm, welcher, den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre ſteckend, rief:

— Darf man Ihre Verſchwörung nicht belauſchen?

Seraphine hielt bereits das geöffnete Gedichtbuch in den Händen, und rief, dasſelbe ſchließend, mit naivem Schreck:

— Nein, nein, und abermal nein. Sie dürfen es nicht wiſſen, welches es iſt. . . Sehen Sie Lávay, dieſer hinterliſtige Menſch hat uns belauſcht, um zu erfahren, welches Gedicht ich für den Empfang Pußtafy's einſtudire.

Robert betheuerte bei Himmel und Erde, daß er kein Wort belauſcht habe.

Und ſeinem offenen, glatten Geſicht konnte man es anſehen, daß er beim beſten Willen keiner Lüge fähig war.

Die Unterhaltung über den berührten Gegenſtand konnte nicht mehr fortgeſetzt werden. Auch Béla begab ſich zur übrigen Geſellſchaft, welche ſich nun um das Klavier gruppirte, oder an den Whiſttiſchen Platz nahm; aber zu ſeinem Staunen mußte er vernehmen, daß, wohin er immer trat, man das Geſpräch allſogleich abbrach . . . Láday dachte ſich nun, die beſte Unterhaltung ſei hier, zu gehen, und er ging.

Seraphine erhaſchte einen Augenblick, um ihm die Hand zu drücken und zu flüſtern:

— Morgen werde ich Ihnen mehr ſagen können!

Kaum hatte Láday die Thüre des Vorzimmers hinter ſich geſchloſſen, als das Gelächter im Saale von Neuem ausbrach, und Wenzi, welcher eben mit einer Taſſe aus dem Saale gekommen war, mußte die Neugierde ſeiner Kollegen abermals mit einem plump erlogenen Scherz auf den deutſchen Hauptmann befriedigen.

Im Saale aber ging der Tritſchtratſch über den vor die Thüre geſetzten Bräutigam, welcher ſeine Braut am grünen Tiſch wegdeklamirt hatte, abermals los.

Seraphine nahm den Verlachten in Schutz, worauf ein Jeder der Anweſenden ſich bemühte,

all' das auszukramen, was er gegen das Brautpärchen wußte. „Willſt Du Jemanden, der in einer Geſellſchaft verleumdet wird, noch mehr verleumden laſſen, ſo werfe Dich einfach zu ſeinem Vertheidiger auf, und Du haſt Dein Ziel erreicht."

Seraphine unterhielt ſich den Umſtänden nach, gut, ſie ließ ſich von Robert mit den einzulernenden Vers necken, und machte ihm zu guter Letzt die großartige Konzeſſion, daß er aus den Gedichten Pußtafi's das zu Deklamirende wählen möge.

Robert war glücklich, daß er dieſen Auftrag erhielt. Aber auch Seraphine war glücklich, denn nun mußte ſie nicht das ganze Buch durchleſen, um zu wählen.

Mädchen, die viel von eigenen Ideen geplagt werden, ſind keine beſonderen Freundinnen des Leſens.

Als die Geſellſchaft in der Auflöſung begriffen war, fixirte Herr Fertöi Seraphine und ihre Anbeter durch ſein Monocle, während er inzwiſchen die Blum mit trivialen Komplimenten regalirte, und riskirte an letztere folgende Frage:

— Was glauben Ew. Gnaden, welcher von den Beiden wird der Gatte Seraphinens: Lávay oder Robert? . .

— Derjenige, welcher ſich von beiden zuerſt erklärt, — beeilte ſich die kleine, lebhafte Frau zu

erwiedern, welche ſo klein und beweglich war, wie ein Kanarienvogel, aber auch ebenſo unerſchöpflich im Schwatzen: es wäre nur zu konſtatiren, ob auch die Kanarienvögel ſtets ihre Nachbarsleute ausrichten, wenn ſie ſo eifrig ſchwatzen.

— Der Zweite wird als Hausfreund verbleiben, — ſetzte Fertöi mit einem maliziöſen Lächeln hinzu.

— Und der Dritte auch; — ſagte die Blum noch boshafter.

Seraphine bemerkte gut, daß man von ihr ſprach, und nahm, ſobald Fertöi gegangen, die Blum ins Verhör.

— Ihr habt mich zuvor mit Fertöi verleumdet.

— So iſt es. Wir haben darüber gegrübelt, wer von den Beiden Dein Gatte wird.

— Liegen alſo nur zwei Namen in der Wahlurne?

— Wir meinten Lávay und Robert.

— Eben von dieſen wird's keiner.

— Ach! . . Und weshalb nicht?

— Der Eine kann es nicht werden, weil er eine Andere ſehr liebt; der Andere kann es nicht werden, weil er mich zu ſehr liebt.

— Nun, iſt das etwas Schlimmes?

— Ja, denn wer als Hofmacher ſehr liebt, wird als Gatte eiferſüchtig, und das iſt ein großes Unglück.

— Ueberhaupt bei Dir.

— Verzeihe, ich ſpreche erſt aus der Theorie, von der praktiſchen Anwendung dieſer Lehre könnteſt Du ſchon mehr erzählen.

Die Blum lachte herzlich darüber, daß man ſie ſo ins Lebendige getroffen. Sie pflegte für die Revanchen, die ſie erhielt, nie zu zürnen, ſie machte es, wie gute Fechtmeiſter, welche ſich ſtets freuen, einen geſunden Hieb von dem Schüler auf das Plaſtran bekommen zu haben.

— Wenn es aber weder der erſte, noch der zweite wird, wer wird's dann?

Seraphine zuckte leicht mit den Achſeln.

— Am eheſten Fertöi ſelbſt.

Die Blum ſchlug ihre kleine Katzenpfoten zweimal ineinander.

— Ach! was Du ſagſt, den kannſt Du ja nicht leiden.

— Na, und? . . .

— Ich mag ihn auch nicht leiden.

— Brauchſt ihn auch nicht zu heiraten.

— Aber es mag ihn die ganze Welt nicht.

Seraphine ſchaute einige Minuten ſtillſchweigend in die Augen der Blum, als würde ſie überlegen, ob ſie weiter ſprechen ſoll, oder nicht

— Und doch kenne ich Jemanden, der ihn nur zu gut leiden mag.

Die Blum ſtierte Serahpine mit großen

Augen an, wie Jemand, bei dem es zu dämmern anfängt.

— Du fürchteſt, er wird Deine Mutter heiraten.

— Das wäre für uns ein großes Unglück, weil er ſie binnen Jahr und Tag zu Grunde richten würde.

— Wenn aber Du ihn heirateſt, ſo kann er Dich zu Grunde richten? . .

— Glaubſt Du das?— antwortete Seraphine, mit kaltem Stolz das Miniaturweibchen meſſend, welches, ſich an ihren Arm hängend, trotz ihrer hohen Friſur kaum bis an die Achſeln des Mädchens reichte. — Dann kennſt Du mich noch nicht. . . . . .

Als ſie geſchieden, ſchüttelte die Blum noch immer das unruhige Köpfchen mit den zahlloſen zitternden Locken, und da ſie auf dem Heimwege mit Niemanden ſprechen konnte, ſo ſprach ſie mit den Augen, mit den Geſichtszügen zu unſichtbaren Geſellſchaften, und ſagte wiederholt zu dem begleitenden Diener: „Warum haſt Du mir keinen wärmeren Shawl gebracht, Johann, es iſt mir ſo kalt.“

Es war ihr in der That kalt, wenn ſie der Worte Seraphinens gedachte: „Dann kennſt Du mich noch nicht!“

Einer, der „gegangen“ wird.

Am andern Tage traf Lávay am Dampfschiff-Landungsplatze mit den Holdváry's zusammen.

Mutter, Tochter und Zeleji promenirten eben dort. In kleinen Städten ist die Ankunft des Dampfschiffes ein Ereigniß, und das Warten darauf zählt auch zu den Vergnügungen, heute umsomehr, als für die morgige große Festlichkeit viele Fremde und Bekannte zu erwarten sind.

Ueberdies ist der Landungsplatz ein gar liebes Oertchen, gelegen an der Spitze einer kleinen Insel, welche von schlanken italienischen Pappeln umsäumt ist. Der Wartesaal und dessen Umgebung ist von lachend grünen Bignonien beschattet, der Rasen ist trotz des späten Sommers frisch und elastisch, und die Gräben noch voll der Blumen.

Heute herrscht hier eine ungewöhnliche Rührigkeit . . . da werden aus frischem Pappelreisig Pyramiden gebaut; dort ein Triumphbogen aus grünen Tannen und Dahlien errichtet; Niemand frägt, weshalb? . . die ganze Welt weiß es ja,

und wer's nicht weiß, braucht nur einen flüchtigen Blick auf jene aus trikoloren Buchstaben zusammengesetzte Bewillkommssprüche und Chronostika zu werfen, und wird aus deren Inhalt erfahren daß für morgen ein hoher Gast erwartet wird: der Palatin, der erste Würdenträger des Landes, dessen Name noch aus jener Zeit populär ist, wo er als vierjähriger Knabe mit den Bauernbuben zu Alcsuth gespielt und ihr schwarzes Brod getheilt hatte.

Heute spricht man, wie natürlich, von nichts Anderem als von den Vorbereitungen zu dem Feste; dies gab auch Seraphinen den Vorwand, Lávay über die Hargitay's zu sprechen.

Ich kenne bereits das ganze Programm. Die Hargitay's sind gestern angekommen; der alte Herr wird den Palatin bei seiner Ankunft empfangen. . . . Welch' ein Triumph für die Familie! . . . Wird das Fiasko der Dilettanten-Vorstellung gänzlich vergessen machen. . . . Damit ist es übrigens nicht abgethan, daß Hargitay so lange an der Landungsbrücke beneventirt, bis der Palatin sein Gabelfrühstück verzehrt, sondern es werden nach dem Plane der Frau v. Hargitay, und unter ihrer Führung die Damen der Stadt in festlichen Toiletten unter einem auf der Brücke errichteten Baldachin den Festzug erwarten, und eine derselben dem Palatin einen Kranz überreichen. Diese eine wird wahrscheinlich Judith sein. Uns

hat man aus dieſer Szene feierlich ausgeſchloſſen.

— Es iſt ein ſchlechter Plan, — ſprach Láváy — die ſtürmende Volksmenge wird dort die Damen erdrücken.

— Dafür iſt auch geſorgt; an jedem Ende der Brücke wird ein Komitatshußar mit dem blanken Säbel in der Fauſt und ſeiner Mente über die Achſeln ſtehen; dieſe wird das ſouveräne Volk doch reſpektiren; überhaupt wenn ſie den Federbuſch an die Tſchako's ſtecken. . . . . Welche Rolle fiel Ihnen zu?

— Die des Zuſchauers. Beim Fackelzug hätte ich die Rede halten ſollen, geſtern ſagte ich jedoch ab.

— Damit haben Sie die Betreffenden ſehr verpflichtet, die ſeit drei Tagen ſchon berathen, auf welche Art man es Ihnen zu wiſſen geben könnte, daß man geſonnen iſt, einen älteren Herrn von reifem Verſtande zu dieſem Zwecke aufzufordern? . .

— So? . . . Um ſo beſſer. . .

Während dieſes Geſpräches landete der Dampfer. Eine Menge Paſſagiere kamen an; ſchweißtriefende Männer in Reiſekleidern, beladen mit ſchweren Packtaſchen und Paradeſäbeln im ledernen Futteral; keuchende Damen mit Kartandeln am Arme, welche alle nach ihren Verwandten und Bekannten herumſchauen. . . . Bei

ſolchen Gelegenheiten iſt es ſchwer Jemanden zu erkennen . . .

— Sehen Sie Pußtafi ſchon? . . frug Seraphine Lávay.

— Dort kömmt er! . . rief dieſer und verließ die vornehme Geſellſchaft, um dem Freunde entgegen zu eilen.

Der Dichter iſt eine hohe, robuſte Geſtalt, mit braunem, loſe hängendem Lockenhaar, feinem Schnurbart und einem bei uns damals ungewöhnlichen ſpaniſchen Knebelbart. Sein Anzug beſteht aus einem Dolmány mit dichten Knopfreihen, einen beſchnürten Ueberwurf, ungariſchen Hoſen und befranzten Csismen; auf dem Kopfe ſitzt ein Hut mit aufgeſtülpten Rändern . . . . . Ganz die Mode von 1861 . . . Nur das Halstuch fehlt vom Halſe, welchen der zurückgeſchlagene Hemdkragen offen läßt.

Wir-ſchrieben zu jener Zeit das Jahr 1847, trugen Fracks. Pantalons und glänzende Cylinder — ebenſo wie jetzt — weshalb ein Mann, welcher der Mode um vierzehn Jahre voranzueilen wagte, allgemein begafft wurde.

Bevor der Dichter ſeinem ihm entgegeneilenden Freunde die Hand gereicht hatte, frug er dieſen haſtig:

— Haſt Du Deinem Plane, morgen eine Rede zu halten, entſagt?

— Ja.

— Dann Servus . . Hier meine Hand . . Hätteſt Du „nein“ geſagt, wäre ich augenblicklich ungekehrt und weiter nach Raab gefahren.

— Komm, ich will Dich den Holdváry's vorſtellen; ſagte. Lávay und zog den Freund mit ſich

Pußtafi ſchritt ſtolz, als hätte die große Volksmenge nur ihn erwartet, durch die halbfertigen Triumphbögen, und denen er vorgeſtellt wurde, reichte er die Hand mit unverhehlter Herablaſſung.

Als er den Namen Zeleji's vernahm, blickte er dieſen an, und rief in freudigem Tone:

— Ach! wir ſind ja alte Bekannte.

— Mir dünkt es auch ſo; — gab der Offizier zaudernd zur Antwort.

— Wir ſind in Linz mitſamm' Soldaten geweſen, traten zugleich ein; Du haſt es, wie ich ſehe, weit gebracht; mich hat man als Gemeinen verabſchiedet.

— Nur führteſt Du damals einen andern Namen.

— Weil mir mein Vater den ſeinigen zu tragen verbot, da ich mich einem liederlichen Leben gewidmet, indem ich Poet geworden. Jetzt hat er mich gebeten, ich möge ihm erlauben den meinigen zu tragen, jenen, den ich mir ſelbſt erworben.

— Das glaub' ich Dir, Du biſt ſchon General.

Seraphine, welche die Geſichtszüge der

beiden Freunde mit Aufmerksamkeit gemustert hatte, machte, an Lávay gewendet, folgende Bemerkung:

— Finden Sie nicht, daß sich Pußtafi und Zeleji sehr gleich sehen? Wenn der erstere seinen Bart herabnehme, oder Beide sich einen Vollbart wachsen ließen, könnte man sie verwechseln.

Pußtafi war bis zur Unhöflichkeit mit seinem zufällig entdeckten Freunde beschäftigt, so daß ihn die Holdváry's zum Zentrum der Gesellschaft zurückziehen mußten.

— Herr Pußtafi wird uns morgen zu Mittag die Ehre geben, Lávay hat uns dies bereits in Ihrem Namen versprochen.

— Auch Ew. Gnaden nehmen keinen Antheil an dem offiziellen Bankett?!. rief Pußtafi freudig . . . Daß ich doch Jemanden in dieser Stadt finde, der sich nicht um Einladungskarten rauft. . .

Lávay hätte gerne seinem Freunde den Mund zugestopft, denn die Holdváry's haben Alles aufgeboten, um Karten zu bekommen, aber ohne jeden Erfolg, deren Arrangeure waren ja die Familie Hargitay.

Die Männer begleiteten die Damen nach Hause; am Thore nahmen sie von Zeleji Abschied, welcher in die Festung gehen mußte; Pußtafi dagegen nahm Lávay am Arm, und ging mit ihm in seine Wohnung.

Nach der ersten Begrüßung in Béla's Arbeitszimmer, zündete sich Pußtafi eine Zigarre an, und sprach:

— Also, Brüderchen, Du bist verliebt. Das kommt zur schlechtesten Zeit; diese ist nicht für verliebte Leute geschaffen, Bruder, ein großer Kampf harrt unser, und wird heranrücken, ehe wir es vermuthen.

So wie man die Wahlen für den Reichstag vorbereitet, ist es zu erwarten, daß es einen Kampf auf Leben und Tod geben wird. Das wirst Du bereits wissen, was Ludwig Batthyáni dem Palatin antwortete, als dieser ihn frug, welche Hoffnungen er für den nächsten Landtag hege? — „Wir werden die Pecsovics' schlagen, daß es kracht, Hoheit!" .... In solchen Zeiten ist es nicht gut, wenn Jemand mit seinem Herzen zu thun hat.

— Als Dichter mußt Du es wissen, daß es hier kein Gegenmittel gibt.

— Es gibt eines. Die Liebe muß befriedigt werden; dann wird nicht *sie* über uns herrschen. Mit verheirateten Männern läßt sich schon reden: aber Brautleute, unglücklich Liebende sind zu nichts Besserem gut, als sie in die Donau zu schmeißen, wenn sie nicht von selbst hineinspringen.

— Ich brauche nicht viel Anspornung dazu.

— Wenn ich spreche, hast Du zu schweigen, Brüderchen. Bin nicht gekommen, um Eure

Triumphbögen zu begaffen, oder mich nach dem Befinden Eurer Fräuleins zu erkundigen, sondern um etwas Entschiedenes auszuführen. Du solltest schon längst in Pest sein; unsere Freunde fragen in einem fort, wohin Du gekommen? Ich aber zittere jeden Augenblick, daß man Dich plötzlich zum Domänenfiskal ernennt, wo Du dann selig im Herrn entschlafen kannst. Ich kam daher jetzt, um Dich mitzunehmen.

— Werde ein wenig schwer sein. . . . .

— Auch der Traumsichtige ist schwer, und dennoch zieht ihn der Mond. Ich werde Dich mit Deinem Monde ziehen. Du mußt dieses Mädchen heiraten, und damit sei es mit der Privatschwärmerei zu Ende. Folgen höhere Schwärmereien, denen wir gehorchen müssen.

— Die Eltern wiesen mich ab.

— Laß' sie. Das Mädchen liebt Dich, davon bist Du überzeugt.

— Wie von meinem Tode.

— Dann nehme sie, trotz ihrer Eltern.

— Werde es thun; muß mir aber früher eine selbstständige materielle Existenz gründen.

— Liebes Brüderchen, derjenige, welcher sein Herz zu befriedigen wünscht, ißt Kartoffeln, und fühlt sich glücklich dabei; wenn aber Jemanmehr seinem Magen schmeichelt, dann bleiben die Kartoffeln für das Herz . . . Wenn es Deine erste Sorge ist, daß Deine Frau eine Dame sei, dann

gebe ich Dir einen Rath: In der zwei Adlergaſſe gibt es eine Seifenſiederin, die hat drei Töchter, alle drei ſind häßlich und dumm, jede bekommt aber hunderttauſend Gulden; .. ſei klug und umſichtig, heirate die Mutter, dann haſt Du alle dreimalhunderttauſend; ... wenn Du Dir aber eine Gattin wünſcheſt, die, wenn es ſein muß, mit dir ſelbſt das bittere Brot der Verbannung theilt, dann, und wenn Alles wahr iſt, was du mir in Deinen Briefen über deine Geliebte geſchrieben, dann heirate Dein Mädchen, und wenn ſie baarfüßig ins Haus kömmt; Ihr werdet ſelbſt auf dem Eiſe leben können .... Ach, die Liebe hat ſchon Manchen zur Lebensfähigkeit gezwungen.

— Kannſt überzeugt ſein, daß ich jeder Entbehrung, jeder Arbeit fähig bin, aber ich habe den Muth nicht, ſie zu fragen, ob ſie im Stande iſt, einen gleichen Entſchluß zu faſſen.

— Das wußte ich im Voraus, daß Dir der Muth hiezu fehlen wird, deshalb befrug ich ſie.

— Wie?

— Kennſt Du hier einen jungen Mann, Namens Bárzſing?

Das Geſicht Lávay's wurde feuerroth. Weshalb erwähnt er auch dieſen Namen jetzt.

— Ich weiß es, wer er iſt.

— Du weißt es nicht!.. Ich weiß es Ueberhaupt weißt Du nie etwas, wenn Du es nicht

von mir erfährſt. Du biſt der Meinung, dieſer Bárzſing ſei ein Advokat, während er ein geheimer Dramaturg iſt. Er war eben in Peſt, ſaß mir zwei Tage am Nacken, und las mir zwei ſeiner räuberiſchen Dramen vor; umſonſt ſagte ich ihm, daß es Eſeleien, Verrücktheiten ſeien; nutzte Alles nichts; er kam am dritten Tage, und brachte ein Luſtſpiel; von dem bekam ich das Fieber ... Uebrigens gehört dies nicht zu Deiner Sache ... Aber bei dieſem Eſel erkundigte ich mich über Deine und Judith's Angelegenheiten; der Büffel erzählte, was zu erzählen war ... Ich habe bemerkt, daß auch er in Judith verliebt iſt, der Narr; den letzten Tag beſchied ich ihn zu mir und ſprach: „Hören Sie, wilder Stier“ ...

— So wirſt Du ihn doch nicht genannt haben? ...

— Was fällſt mir in die Rede? Freilich nannte ich ihn ſo. Pflege ich denn mit den Titulaturen wähleriſch zu ſein, oder ſoll ich Jemanden einen gnädigen Herrn nennen, der mich drei Tage hindurch mit ſeinen niederträchtigen Dramen quält? .. Er nahm dies ſogar als große Vertraulichkeit von mir dahin. Alſo ich ſagte: Sie haben mich drei Tage hindurch mit Ihren Dramen gefoltert; jetzt thue ich Ihnen den Gefallen, daß ich Ihr Machwerk dem Dramenbeurtheilungskomité bringe, und dasſelbe erſuche, damit ... einzuheizen. (Bárzſing hielt das für einen Witz

und bedankte ſich dafür.) . . . . Aber auch Sie müſſen mir eine Freundlichkeit erweiſen. Sie wiſſen, daß ich meine ſämmtlichen Gedichte zu veröffentlichen gedenke. Ein Verleger läßt ſich hiezu ſchwer auftreiben, ausgenommen, wenn ich mich noch verbindlich mache, alle Tag ſeine Stiefel zu putzen; ich mache mich daher ſelbſt zu jenem Geſchäfte der Wegelagerung auf, welches man „pränumeriren laſſen“ nennt. Hiezu brauche ich Patrioten von großem Einfluß, die das Herumlaufen nicht ſcheuen, und ſich nicht ſobald vom Halſe ſchütteln laſſen; auch brauche ich begeiſterte Patriotinnen, die ihre Hofmacher einzeln ködern, und es ſich zur Ehre anrechnen, wenn ſie den Bogen vollgezeichnet zurückſenden. Als ſolche erſcheint mir die erwähnte Patriotin.

— Der Narr ſchwor mir bei Himmel und Erde, daß ich's getroffen habe. . . Nun bat ich ihn, er möge einen derartigen Pränumerationsbogen für das Fräulein übernehmen, ich werde noch einen ſchmeichelhaften Brief beilegen, in welchem ich ſie erſuche, ſie möge mir ihre hohe Protektion angedeihen laſſen.

— Du? . . frug Béla verwundert.

— Ja ich. . . Aus dieſem kannſt du meine väterliche Liebe zu Dir ermeſſen, wenn Du bedenkſt, daß ich für Dich jene ungeheuere Selbſtverleugnung begann, daß ich Thorſites erſuchte, mich bei Deiner Penaloge zu zupatroziniren.

— Ich verſtehe.

— So ſchweige doch! . . Es wäre beſſer, anſtatt mich alle Augenblicke zu unterbrechen — was in Anbetracht Deiner Jugend (biſt wenigſtens um zwei Jahre jünger) nicht einmal ſchicklam iſt — wenn Du mir Streichhölzchen herbeiſchaffteſt. . . Ein furchtbares Ding, ſolch' ein Nichtraucher, man kann im ganzen Haus kein Hölzchen finden! . . . Und nun weiter . . der junge Mann erbot ſich, zu meinen Befehlen zu ſtehen. Ich ſchrieb (während er mit dem Hute in der Hand vor mir ſtand) einen Brief an Judith, welcher wörtlich lautet:

„Sehr geehrte Patriotin!

Ein junger Mann, den ich überaus liebe, da er mein einziger Freund, und der deshalb mein einziger Freund iſt, weil ich ihn überaus achte, hat das Glück ihren Brautring zu tragen. Wie ſtark er Sie liebt, ermeſſe ich daraus, daß er, ſeitdem er in Ihrer Nähe iſt, ſelbſt meiner vergißt. Umſomehr habe ich an ihn gedacht. Heute erfuhr ich von dieſen Menſchen, der Ihnen meinen Brief einhändigt, daß Sie die beſſere Hälfte der Seele meines Freundes, in Folge elterlicher Willkür und politiſcher Meinungsdifferenzen wegen, von dem Ihnen anverwandten Geiſte losgeriſſen, Ihre Hand einem jener Thiere reichen müſſen, welche ein Spiel der Natur in menſchliche Form gegoſſen hatte.

Ich, der ich der geſchworenſte Feind jeder Tyrannei bin, zähle auch die elterliche Willkür dazu; und wenn die Eltern, denen Gott eine königliche Gewalt über ihre Kinder einge=räumt, dieſelbe in Tyrannei ausarten laſſen, ſo ſtelle ich ihnen das Recht der Empörung, des Aufſtandes gegenüber; und ſowie die Worte der Schrift beſagen: „Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden“, — ſo ſage ich: „Ehre Sohn und Tochter, damit du glücklich werdeſt im Himmel.“ Denn der Vater, welcher hier ſeinem Kinde eine Hölle bereitet, hat ſchlecht für ſein Seelenheil geſorgt. Ohne Liebe iſt das Leben eine Hölle. . . Sie müſſen flüchten. . . . Alles, was der Menſch zu verlieren im Stande iſt, die Freundlichkeit ſeiner Bekannten, die Theil=nahme der Verwandten, der Beſitz, die weltliche Stellung, ſelbſt das Heiligſte, der gute Ruf, ſind Nichts gegen das verlorne Glück der Liebe. . . . Ich weiß nicht, ob Sie die Kraft beſitzen, zu thun, wozu ich Sie auffordere? . . . Aber ich ſag's Ihnen einfach. Nach einigen Tagen, wird in Folge einer gewiſſen Rundreiſe, in Ihrem Wohnorte eine große Feſtlichkeit arrangirt. Abends feierliche Beleuchtung, kenne das Pro=gramm.

Ich werde als Beiſtand meines Freundes kommen. Während der Illumination treffen wir am Hauptplatze zuſammen. Sie werden am

Arme jenes Mannes gehen, welchen Ihre Eltern zu Ihrem Gatten erkoren; es wird Ihnen ein Leichtes, der Gesellschaft um einige Schritte voranzueilen, man wird Sie in sicherer Begleitung glauben. Wenn ich dann zu diesem Menschen einige Worte spreche, wird er Sie vorlassen, um zu mir zu eilen. In diesem Augenblick erscheint mein Freund, Ihr Getreuer, reicht Ihnen den Arm, das Volk ruft dem sich nähernden Palatin seine obligaten „Éljen's" zu, jeder Blick haftet an seinem Antlitz; — Sie eilen durch ein Seitengäßchen zur Donau, dort finden Sie einen Kahn, welcher Sie über die Donau in das gegenüber liegende Dörfchen führt. Der Seelsorger war unser Schulkamerad; er wartet bereits mit mit den nöthigen Zeugen; und in einer Stunde sind Sie vor Gott und den Menschen Mann und Weib.

Wenn Sie diesen Plan gutheißen und annehmen, geben Sie es mir folgendermaßen zu wissen: Sagen Sie nach Lesung des Briefes jenem Manne: „Es thut mir leid, kann das Sammeln nicht übernehmen; bin nicht in der Lage, ich selbst unterschreibe ein Exemplar." Damit senden Sie den unterzeichneten Bogen an mich. Wenn Sie aber den Plan für unpassend halten, dann werfen Sie den Bogen weg, oder machen Sie nichts mit ihm, keine Antwort wird auch eine sein."

Dieſen Brief übergab ich zur Beſorgung dem Herrn Bárzſing, welcher ihn auch ſicher beſorgen wird.

Béla ſchaute betroffen ſeinen Freund an, als wüßte er nicht, ob das Erzählte Scherz oder Wahrheit ſei.

— Du ſpielſt Komödie? . . .

— Pflege es zu thun, Du weißt es. — Ach, hab' doch ein Zündhölzchen endlich erwiſcht, hier am Ofen! . . .

Hiermit zündete der Dichter ſeine Zigarre an, und ſetzte ſich nieder.

— Nun, wie gefällt Dir meine Intrigue?

— Sprichſt Du im Ernſt?

— Glaube keine Maske vor dem Geſichte zu haben.

— Das war ja aber eine unſinnige Narrheit von Dir?

— Ich wußte es, daß Du erſchrecken wirſt, weshalb ich Dich nicht im Voraus gefragt habe, ob Du einwilligſt? . . . . Die Frage iſt nur: Liebſt Du ſie? ja, oder nein? . . Liebt ſie Dich, ja, oder nein? . . Wenn auf beide Fragen die Antwort mit „ja“ lautet, dann gehört ſie Dir, und Du ihr. Gibt man ſie Dir nicht, nimmſt Du ſie mit Gewalt.

— Wohin denkſt Du! — rief Béla mit Entrüſtung.

— Was ich denke? —rief Pußtaſi laut. —

Ich denke, daß Du ein Táblabiró biſt, der bald einen Schmerbauch bekommen wird; daß Du nicht ſo viel Muth haſt, wie die Henne zum Schwimmen; und während ich darüber nachſinne, wie Dein Geſicht dem St. Juſte's ähnlich ſieht, während ich Dich meinen Saint Juſte nenne, biſt Du ein wahrer Citoyen Picotin!

Béla fuhr auf dieſen Spottnamen in die Höhe.

— Sage das nicht noch einmal!

— Das biſt Du, Picotin; und nicht Saint Juſte.

Das werden freilich Wenige wiſſen, daß Citoyen Picotin Held irgend eines franzöſiſchen Romans und ein muthiger Kürſchner iſt, der ſelbſt die Tiger beim Schweif erfaßt, wenn ſeine Haut herabgezogen. Die zwei guten Freunde hatten ſelbſt gleiche Lektüren, ſo daß gewiſſe Anſpielungen als gangbare Münze bei ihnen galten.

Der fatale Name Picotins hätte zu einem ärgeren Zerwürfniß Anlaß geben können, wenn nicht Béla's Mutter erſchienen wäre, um die Streitenden mit der kategoriſchen Mahnung: „Laſſet das Geplauder, die Suppe wird kalt“ an den Mittagstiſch zu rufen.

— Soll nie ein größeres Unglück das Haus treffen!... ſagte mit komiſcher Andacht Pußtaſi.

Béla's Mutter gehörte noch zu jenen Frauen aus der guten alten Zeit, welche die Küche als

ihr Arbeitszimmer betrachteten, und die es mit Stolz herausſagen konnte, daß ein jeder Leinfaden im Hemde ihres Sohnes von ihrer Hand geſponnen ſei. Wie viel Segen muß an dieſen Fäden haften; dachte doch die Witwe während ſie in langen Nächten die langen Fäden ſpann, nie an etwas anderes, als an ihren Sohn.

Béla war noch ein kleiner, lallender Knabe, als man ſeinen Vater zum Kirchhof trug; ſeitdem hatte die Mutter ihre Trauerkleider nie abgelegt, ſie kleidete ſich immer ſchwarz, nur an ſehr heißen Sommertagen geſchah es, daß ſie ein lichteres Kleid nahm, wo auf dem ſchwarzen Grunde graue Tüpfchen zu ſehen waren.

In Früher Jugend war auch Béla ein gutes, zu Hauſe ſitzendes, folgſames Kind, etwas furchtſam, und an dem Rocke ſeiner Mutter hängend; doch ändert ſich dies mit der Zeit, wenn die Kinder großwachſen, und die guten Alten wollen es nicht verſtehen.

Die alte Lávay glaubt heut' zu Tage noch, daß ihr Söhnlein das folgſamſte Kind der Welt iſt, welches um Erlaubniß frägt, wenn es eine Frucht berühren will, und allſogleich die Hand zurückzieht, wenn Mütterchen ſagt, daß ſie „unreif" ſei. Sie iſt heute noch ſtolz auf ihn, denn ſie glaubt überhaupt, daß ihr Béla der ſchönſte, geſcheideſte, und ſtärkſte von allen Männern der Welt iſt.

Sie muß ja dies am beſten wiſſen, denn als er klein geweſen, hatte ja ſie ſeine rothen Wangen gewaſchen, ſein blondes Seidenhaar gekämmt; ſie muß am beſten wiſſen, welch' ein ſchönes, kleines Kind ihr Béla iſt.

Auch das hatte ſie ja geſehen, wie ihr Söhnlein es den Uebrigen in der Gymnaſtik, vorgethan, wie er viel, viel größere Burſchen, als er, zu Boden warf. Ach, er war unſtreitig der ſtärkſte!

Wie ſtolz war ſie erſt auf ſeine Gelehrſamkeit. Stets war er der erſte ſeiner Klaſſe. Wo andere noch buchſtabirten, gehörte er ſchon unter die Leſer; wie lobte man ihn ſpäter, als er größer geworden, für ſeine lateiniſchen Aufſätze; um ſeiner, ſchönen Handſchrift gar nicht zu gedenken. Und welche Freudentage waren es, als er die erſte Prämie erhielt, als er von der Univerſität heimkehrte, wie ſtolz zeigte die gute Witwe die eminenten Zeugniſſe! Der größte Triumphtag war jedoch, als nach Ablegung der Zenſur das Diplom mit dem Präklarum in der Komitatskongregation feierlich publizirt wurde.

Wie viel hatte die gute Witwe über alles dieſes nachgedacht, wenn ſie in ihrem puritaniſch einfachen Zimmer am Spinnrocken ſaß, und, von Niemanden gehört, heilige Pſalmverſe ſang, und wie ſie zu Hauſe entbehrte und ſparte, damit ihr Söhnlein in der Hauptſtadt ſich's gütlich thun könne.

Aber die Kinder wachſen heran, und die Freude der Eltern verwandelt ſich in Sorge. Der ſtattliche Junge wird durch die Liebe der Mädchen der Mutter abwendig gemacht; und es frägt ſich, ob ſich eine Liebe finden, welche die der Mutter aufwiegt. Sein Muth, ſeine Kraft verleitet ihn zu gefährlichen Händeln; und die arme Mutter bemerkt an einem ſchönen Tage, daß ihr Söhnlein mit einer Narbe auf der Stirne heimkehrte; und das Söhnlein brüſtet ſich noch mit dieſer Narbe, denn der Gegner hat deren drei erhalten, ach! wenn man ihn getödtet hätte! „Verdecke die Narbe mit deinen Locken, — ſagte die Witwe — damit ſie nicht Jedermann ſehe!“

Und nachdem das keine Söhnlein ein großer Mann geworden, und ſich wie einſt auf den Schulen, nun zum großen Examen des öffentlichen Lebens ſtellt, und zu ſprechen beginnt von Dingen, über welche der eine Theil der Zuhörer in ſtürmiſche Beifallsrufe ausbricht, während der andere wüthend ein „kreuziget ihn!“ ruft; ach, wie pocht doch damals das Herz der armen Witwe! Ach, wie ſchade, daß die Kinder ſo groß heranwachſen, wäre es nicht beſſer, wenn ſie immer ſo lieb und klein blieben!

Frau Lávay hatte auch jetzt ſelbſt das Mittageſſen beſorgt; es kam nur das auf den Tiſch, was ihr Sohn gern aß; prächtige ſchmackhafte Speiſen. Pußtaſi konnte ſich des Lobes nicht ent-

halten, und nahm von Allem zweimal; die Hausfrau drängt ihn aber, auch das dritte Mal zuzulangen!! Béla genießt nichts. Er ſchaut ſtumm auf ſein Teller, und wenn ihm die Alte die lockerſten Biſſen vorlegt, vergißt er ſie auf dem Teller, und ſagt: er habe keinen Hunger.

— Biſt Du krank? Fehlt Dir Etwas?

— Ganz und gar nicht. Ich eſſe ja genug.

— O, auf den, der ſchon geſtorben iſt, ſagt man, er hat ſchon genug gegeſſen. Doch es fehlt Dir wirklich Etwas. Oder ſchmeckt Dir das Eſſen zu Hauſe nicht mehr. Nicht wahr, es ſchmeckt Dir nicht. In Peſt bekömmt man Beſſeres. Sagen Sie mir doch, Herr Pußtafi, denn mir geſteht er's nicht, was ſpeiſte denn Béla gewöhnlich in Peſt? Ich kann das auch bereiten, wenn ich es nicht kann, will ich's erlernen; ich ſchaffe es vom Ende der Welt her, wenn man es hier nicht bekommen kann.

Die Lippen der guten Alten zitterten, dem Weinen nahe in ihrer Betrübniß; Béla legte ſeine Hand verſöhnend auf die ſeiner Mutter.

— Alles, was hier iſt, meine Mutter, iſt ſehr gut; nur mein Gaumen iſt ſchlecht.

— Das iſt nicht wahr, nicht Dein Gaumen iſt ſchlecht, ſondern Du haſt irgend ein Leid, das Du mir verheimlichſt. Nicht, wahr Herr Pußtafi?

Er hat irgend ein großes Leid. Vor mir verheimlicht er es.

— Béla fehlt gar nichts, glauben Sie es, — ſagte Pußtaſi mit rauhem Sarkasmus. — Das Ganze beſteht darin, daß er jetzt zweiundzwanzig Jahre alt iſt; jetzt kommen die Weisheitszähne, und die kleinen Kinder pflegen ſchlechter Laune zu ſein, wenn ſie einen Zahn bekommen.

Die alte Dame aber verſtand keinerlei Witz, beſonders wenn von Béla die Rede war.

— O! mein Béla braucht keine Weisheitszähne mehr. Eher iſt das ſein Uebel, daß er mehr Verſtand hat als Andere. Deswegen verfolgt, beneidet man ihn. Ich weiß Alles recht gut, obzwar ich nirgendshin aus dem Hauſe gehe. Denn wenn Jemand etwas Schlechtes ſagen kann, wodurch er mir Verdruß bereitet, ſo kömmt er zu mir. Wenn meine Freundinnen mich beſuchen, ſo weiß ich's im Voraus, daß ſie nur darum kommen, weil ſie irgend ein Geklatſch über Béla in Bereitſchaft haben. Sie erzählen mir, wie ſehr ſich die Herren über ſeine Rede geärgert haben, die er in der Verſammlung gehalten; in welcher er ſagte, man müſſe den Bauern von den Herren befreien. Und er hatte doch Recht. Ich war nicht dort, doch ich weiß gewiß, daß er richtig geſprochen.

— Er hat klaſſiſch geſprochen! — verſicherte

Pußtafi heftig. — Wenn er nicht ſo geſprochen hätte, ſo müßten Sie ſeinetwegen erröthen.

— Nun, nicht wahr? — fiel Frau Lávay ein. — Daß ich doch Jemanden finde, der ſagt, er habe richtig geſprochen. Und doch hatte er viele herrſchaftliche Freunde, die früher keinen Platz gut genug für ihn fanden und jetzt ſagen, daß man meinen Béla von jetztan nicht einmal zum Kanzelliſten annehmen werde.

— Hahaha! — lachte Pußtafi. — Er ging auch nicht darauf los.

— Die, welche ihn früher keinen Tag entbehren konnten, verleugnen ſich jetzt vor ihn. Das thun Diejenigen, welche ihn mit ſüßen Worten gelockt, und auch Diejenige, die ſeinen Verlobungsring getragen.

— Ich bitte Sie, liebe Mutter, ſprechen wir hierüber nicht, ſagte Béla mißmuthig; — ſonſt werde ich noch weniger eſſen können.

— Na, na, nimm es Dir nicht ſo zu Herzen, lieber Sohn. Ich wollte Dich nicht verſuchen. Ich weiß es gut, daß nicht ſie die Schuld trägt, ſondern ihre hochmüthigen Eltern; ſagte ich's Dir beſtändig, daß es uns nicht gut iſt, auf ein größeres Glück zu warten, als welches uns gebührt.

— Was, Glück? .fuhr Pußtafi empor. — Möge ſich es das Mädchen als Glück anrechnen, wenn Béla ſie mit ſeiner Neigung beehrt. Béla

wird ſtets um einen Kopf höher ſteigen als Andere!

— Ich werde mich freuen, wenn er nicht um einen Kopf niedriger wird, — ſagte die gute Alte mit ängſtlicher Anſpielung.

— Alſo auch Sie, Mutter! — ſeufzte Béla mit ſchmerzlichem Vorwurf.

— Na, na, mein Sohn, ich wollte Dich ja nicht betrüben. Ich ſagte es nur ſo; denn Du weißt es ja, daß dieſe närriſchen Menſchen jetzt von nichts Anderem ſprechen, als daß Du deinen Kopf auf's Spiel geſetzt haſt. Dies iſt aber nicht wahr, ich weiß es, daß es nicht wahr iſt.

— Ach, was braucht man auf das kleinſtädtiſche Geſchwätz zu hören! — rief Pußtaſi, ſich zornig mit beiden Ellbogen auf den Tiſch ſtemmend. — Béla iſt darüber hinaus, daß man ihm ſchaden könnte.

— Das ſag' ich ja auch. Habe ich nicht unzählige Mal zu meinem Sohne geſprochen: Weshalb ſuchſt Du ihre Freundſchaft, weshalb gehſt Du ihnen nach, und härmſt Dich mit ihnen ab? . . Du ſtehſt ja auf ſie nicht an, wirſt auch keinen wahren, aufrichtigen Menſchen unter ihnen finden. Härme Dich nicht, mein Kind; wir haben ja ein kleines Gut auf dem Lande, wir ziehen dort hinaus; Du biſt ein guter Wirth, ich bin ſparſam, wir werden auf unſerem beſcheidenen Gute ebenſo leben können, wie es deine Ahnen

gethan, von denen keiner unter achtzig Jahren geſtorben iſt. . . Ach wäre auch Dein armer Vater dort geblieben, aber er war auch ſo voll Eifer wie Du. Auch er hatte ſich dem öffentlichen Leben gewidmet und hatte das eigene mit dem dreißigſten Jahre beendet.

Der frommen Witwe trat bei dieſer Erinnerung unwillkürlich eine Thräne in's Auge; durch dieſen Thränenglanz blickte ſie ſo beſorgt, ſo liebevoll auf ihren Sohn, daß Pußtafi den ſchmerzlichen Zauber dieſes Blickes nicht ertragen konnte und vom Tiſche aufſtand; und doch war noch ſo mancher Leckerbiſſen zurück, Eingeſottenes, dürres Obſt, was die Witwe das ganze Jahr hindurch für ihren Sohn bereitete; wurde ja doch Alles nur für ihn bereitet.

Auch Béla ſtand auf, küßte die Hand und das Antlitz ſeiner Mutter; die gute Matrone umarmte ihn und flüſterte ihm zu: „Vergiß deiner armen Mutter nicht.“

Pußtafi wollte in die Konverſation eine heiterere Stimmung bringen.

— Verzärteln Sie doch dieſes Kind nicht gar ſo ſehr. Glauben Sie mir, er verdient nicht halb ſo viel.

— Wenn ich aber Niemand Andern zu verzärteln habe. Und dann, wenn ich ihn ſehe, iſt's mir, als ob ſein armer Vater vor mir ſtünde. Dieſelbe hohe Stirne, dieſelben ſanften Augen,

ſelbſt ſeine Stimme, ſelbſt der Klang ſeiner Schritte ſind dieſelben. Seine Feinde ſelbſt ſind dieſelben.

— Ach, vor dieſen machen Sie ihm keine Furcht. Béla iſt ein Mann, der ſeinen Feinden zu antworten weiß.

— O! ich möchte es auch ſehen! Wenn Jemand meinen Sohn beleidigte! Weil ich ſo leicht weine, müſſen Sie nicht glauben, daß ich ſchwach bin. Fragen Sie nur Herrn Tertöi, als er bei Lebenszeiten meines theuern Mannes hieher kam, ſich grob benahm, weil er ihm in ſeinen Rechnungen den Unterſchleif nachwies; mein armer Seliger war ein ſehr ſanfter Menſch; ich aber, als ich ſah, daß er nicht ſo grob ſprechen konnte wie Jener, ergriff die Hanfſtange vom Spinnrocken und ſtellte mich dem Tertöi entgegen: „Der Herr packe ſich ſofort von hier, ſonſt ſchlage ich ihm den Rockenſtiel ſo an den Rücken, wie er noch nie mit einem Rockenſtiel geprügelt!“ Er trollte ſich auch fort der Gute, vor Schrecken fand er kaum die Thürklinke.

Bei dieſer Erinnerung war das Geſicht der Witwe ganz roth geworden; was wieder heitere Laune in die Geſellſchaft brachte. Die gute Dame kam dann in den beſten Humor; ſie betraute den Pußtafi, er möge es überall, wohin er käme, ſelbſt in Peſt ſagen: „Möge nur Jemand meinen Sohn ſo beleidigen, daß ich ihn durchprügle.“

— Jetzt weiß ich ſchon, daß Sie rauchen möchten, ich ſchicke alſo den Kaffee auf Béla's Zimmer.

Frau Lévay ging ihn ſelbſt bereiten.

Als die jungen Leute in Béla's Zimmer allein blieben, ſprach Pußtafi mit ernſtem Blicke zu Béla:

— Jetzt, theuerer Freund, thut es mir ſchon leid, daß ich den Brief jenes dummen Kerl's abgeſchickt habe.

— Warum?

— Weil ich ſehe, daß Dir nicht nur Deine Geliebte am Herzen liegt, ſondern noch mehr — Deine Mutter. Sieh', als ich ſelbſt meine, hundertmal verfluchte, doch immer angebetete Laufbahn betrat, hielt auch mich eine nie, nie wieder zu erträumende, liebende mütterliche Stimme zurück, vertröſtete mich; und wenn mich damals Jemand beredet hätte, ich möge auf dies Wort nicht hören, ich wäre jetzt ſein Todfeind, doch da es Niemand gethan, als ich ſelbſt, kann ich auch Niemanden verfolgen.

In dieſem Augenblicke fingen die Hofhunde zu bellen an und Béla eilte an die Thüre, denn Jemand vertheidigte ſich gegen einen harten Angriff.

— Ach! Barſing, Du biſt's, den die Hunde verſchlingen wollen?

— Hole ſie der Teufel! — ſchrie der Ankom-

mende, mit dem Rücken die Thüre eindrückend und ſich gegen zwei giftige Wolfshunde mit ſeinem Stocke vertheidigend; ſo oft ich herkomme, wollen ſie mich freſſen. — Ah! ergebenſter Diener! — damit drehte er ſich um. Es war ein großer, junger Mann mit gelblichem, mit rothen Sommerſproſſen beſäetem Geſichte, welches ein wolkenfarbener Bart und Schnurbart bunt machte, mit wäſſerig blauen, ſtechenden Augen, mit breiten, aufgedunſenen Lippen, mit impertinent farbigem Haar, das an Sonn- und Feiertagen vom Friſeur künſtleriſch arrangirt iſt; die ganze Figur kündigt ſchon von Weitem ihre Ankunft durch ihren unausſtehlichen Parfum an. Der edle Jüngling wählte zu ſeinem Geſichte paſſende Farben, da er eine ſalatgrüne Magyarka anzog, aus deren weiten, offenen Aermeln roſafarbenes Seidenfutter morgenöthlich ſtrahlte, dazu eine weichſelfarbene Sammtweſte, und obzwar es ſich nicht ſchickt, von gewiſſen Kleidungsſtücken zu ſprechen, wäre es doch Jammerſchade, den guten Einfall zu verſchweigen, daß er den Saum des Tuches, aus dem er ſeine Inexpreſſiblen anfertigen ließ und auf welchem die Firma der betreffenden Fabrik aufgeſchrieben zu ſein pflegt: „Original-vaterlandiſches Erzeugniß, 1846,“ außen an ſeine Pantalon ſtatt eines Streifens nähen ließ, damit es Jeder von ferne leſen könne.

— Schön willkommen! — ſprach Pußtafi

lachend zu dem Hineinflüchtenden. Bald wäre es Ihnen ergangen wie Milo von Kreta.

— Der Teufel hole Deine Hunde, — lärmte dieſer, noch außer ſich vor Schrecken. Ich ſagte ſchon, daß ich ſie einmal vergiften werde, wenn Du ſie nicht beſſer gewöhnſt. Du mußt ſie abſichtlich dreſſiren, mich zu packen. — Sich dann ein wenig faſſend, wandte er ſich zu Pußtafi, nahm eine feierliche Poſitur an und begann mit veränderter Stimme folgendermaßen: „Hochgeehrter Patriot!“

— Um des Himmelswillen, „Freund der Tugend“, Sie wollen doch hoffentlich keine Rede halten?

(Nun muß man wiſſen, daß damals die Anſprache „Freund der Tugend“ beim „jungen Ungarn“ ſehr in der Mode war, namentlich wurde es Leuten gegenüber angewendet denen man nicht gern ſagte: „mein Freund!“)

— Geehrter Patriot! Ja ich bin der Geſandte der Tugend; und bin ſo frei, Ihnen, als einem weltberühmten großen Manne, im Namen unſerer Stadt eine Einladungskarte zum morgigen Feſtbankette zu überreichen.

Pußtafi ließ die fragliche Karte nicht einmal aus dem ſchönen Goldpapier herausnehmen.

— Sind Sie nur wieder ſo frei — Freund der Tugend — die Karte zurückzutragen und ſagen Sie der edeln Jugend, ich werde, wenn

man „mir zu Liebe“ irgend ein Schuſtermahl arrangiren wird, hinkommen. Und nun ſprechen wir von andern Dingen. Ich habe ihre Dramen bereits dem Beurtheilungs-Komité übergeben.

Er wußte wohl, daß er, wenn davon die Rede iſt, das Bankett, die Geſandtſchaft und die Rede im Stiche laſſen werde.

— Wirklich? Bei wem ſind Sie ſchon?

— Vörösmarty hat ſie ſchon geleſen.

— Und wie urtheilte er darüber?

— Auf das Luſtſpiel ſagte er: „ein hübſches, kleines Luſtſpiel.“

(Freilich konnte das die ganze Welt nicht wiſſen, daß der berühmte Dichter, wenn ihm ein ſehr werthloſes, poetiſches Werk in die Hand kam, es mit dieſem kleinen, lauen Epitheton zu taufen pflegte: „hübſch klein.“)

— Wirklich! — rief Herr Bárſing mit ſtrahlendem Auge, und umarmte Pußtafi. Was ſagte er denn zum Drama?

— Von dieſem ſagte er: „wahrhaftig ein giftiges kleines Drama.“

Auch das war nicht Jedermann an die Naſe gebunden, daß, wenn der launige Dichterrezenſent auf irgend ein dichteriſches Werk ſagte: „ein giftiges kleines Gütchen“, dies ein fürchterliches Produkt ſein mußte.

— Du ſagſt Einem gar nicht, daß Du Dramen ſchreibſt! — tadelte Béla ſcherzend Herrn Bárſing.

— Hm! Wir können nicht Alle in einer Sache ausgezeichnet ſein. Du pflückſt auf der Rednerbühne Lorbeeren. — Hier erſchrak Herr Bárſing ſelbſt vor dem, was er geſagt, · Lávay runzelte auf dieſes Wort ſeine Augenbrauen; vielleicht nimmt er's für eine Neckerei! Herr Bárſing hielt es daher für gut, ſeine Rede mit ſchmeichelnder Stimme zu verändern. — Siehſt Du, theurer Freund, warum trateſt Du auch von der morgigen Rede zurück? Alleſammt bedauerten wir es. Du gabſt nicht einmal eine Urſache an. Du zeigteſt einfach an, Du würdeſt nicht ſprechen.

Pußtafi blickte beſorgt auf Béla; er kannte ſeinen Mann; er wußte, dies ſei der Lockruf des „Provokateurs“: was wird er wohl darauf antworten, damit er ſich weder erniedrige, noch verrathe.

— Ja mein lieber Nazi, — ſagte Béla leichthin, — ich habe darum einfach abgeſagt, weil ich, von der Ankunft Pußtafi's unterrichtet, es natürlich fand, meinen Gaſt und Freund nicht zu verlaſſen.

Bravo! brummte Pußtafi. Der Junge iſt zum Diplomaten geboren: er lügt nicht, ſagt aber

auch nicht die Wahrheit; er verletzt, läßt ſich aber dabei nicht fangen.

— Doch ſprechen wir lieber von klügern Dingen, „Freund der Tugend“, was haben Sie mit meinem Briefe, den ich Ihnen anvertraute, gemacht? Das iſt die Hauptſache. Ich habe mich für Sie verwendet; was thaten Sie für mich?

— Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung, geehrter Patriot! bis jetzt konnte ich ihn nicht übergeben, weil ſie noch nicht zu Hauſe waren. — Gott ſei Dank! dachte Pußtafi bei ſich und fiel Bárſing unwillig in die Rede.

— Wenn Sie ihn bis jetzt nicht übergeben haben, ſo thuen Sie es auch nicht mehr.

— Aber ich bitte ergebenſt, — entſchuldigte ſich der nationalfärbige Jüngling betroffen; — ſie waren nicht hier, ich wußte auch nicht wo ſie wären.

— Leere Ausflucht. Schon geſten Abends kamen ſie an.

— Ja, aber ich konnte nicht hingehen, denn vor zwölf Uhr kann man dort keinen Beſuch machen. Jetzt gehe ich geraden Weges hin: Ich habe ſowohl Brief als Bogen bei mir.

— Geben Sie Beides zurück. Ich will überhaupt das Fräulein nicht damit beläſtigen. Nicht wahr lieber Béla, auch Du hältſt es für unrecht, daß ein Dichter zu ſeinen Pränume-

rations-Bogen auch einen Empfehlungs-Brief ſchreibe.

Bei dieſen Worten ſah Pußtaſi mit bedeutungsvollem Blicke auf Béla.

Béla ſtützte ſich mit verſchlungenen Armen auf ſeinen Schreibtiſch. Pußtaſi erwartete eine Antwort auf ſeine Frage.

„Nein," — antwortete Béla.

— Wie? — Du glaubſt alſo es ſei in Ordnung, wenn ich meinen Sammelbogen in Begleitung des Empfehlungsſchreibens an Fräulein Hargitay ſchicke?

„Ja," — antwortete Béla ruhig.

Pußtaſi fragte, näher zu ihm hintretend, ihn noch einmal ernſt:

— Und antworteſt Du mir ſo, bedenkend was daraus entſtehen kann?

— Ja.

— O! fürchten Sie Nichts, — fiel Held Bárſing ſchwatzend ein; — es wird gar keine ſchlechten Folgen haben. Ich bitte es nur mir zu überlaſſen. Ah, Fräulein Judith iſt keine ſolche Dame.

Bei ſich dachte er: Gewiß hat ihn Lávay angeredet, an Sie zu ſchreiben; gewiß hat er ſeine geweſene Braut ſchön beredet. Auch das iſt ein Stein gegen Béla bei den Hargitay's.

— Nun, ſo tragen Sie, „Freund der Tugend", meine Sendung jenem biedern Mägdlein

hin und bringen Sie bald Antwort, ob ſie dieſelbe angenommen hat oder nicht.

— Ich werde im Augenblicke hier ſein! Das heißt: ich habe von drei bis vier Uhr einen Termin: Wir verfaſſen irgendwo ein Teſtament. Sie erlauben es ſehr geehrter Patriot.

— O! ſehr gerne, laſſen Sie ſo viel Teſtamente machen als Sie wollen.

— Punkt vier Uhr jedoch bin ich hier. Bis dahin empfehle ich mich. Ich bitte Dich Béla, pfeife Deinen Hunden, daß ſie mir nicht nachſetzen. Vorhin biß mich einer in die Flechſe, zum Glücke iſt mein Beinkleid aus vaterländiſchem Tuche, ſo, daß ſeine Zähne es nicht durchbeißen konnten.

— Welcher war's denn? — fragte Pußtafi theilnahmsvoll.

— Der Rothe, der Cziczke. Hahaha, ich empfehle mich.

Dann, während Béla perſönlich den Ritter Barſing bis zum Thore eskortirte, rief Pußtafi Cziczke in's Zimmer, gab ihm Zucker, ſtreichelte ihn, liebkoſte ſeinen Kopf: „O! du kluges, liebes Thier, du trefflicher Menſchenkenner, Weiſer!

Eine Minute ſpäter kehrte Béla zurück. Die zwei jungen Berufsgenoſſen begegneten einander in der offenen Thüre.

Sie reichten einander zu gleicher Zeit die Hände.

— Du haſt Deines Schickſals Würfel geworfen, ſprach Pußtaſi.

— Er iſt in Gottes und Judith's Hand, — erwiederte Béla mit wahrer Andacht.

— Beneidenswerther Menſch, — ſprach Pußtaſi ſeufzend, — der noch auf Gott und ſeine Geliebte vertraut.

Ein Herz, welches beim Berühren Funken sprüht.

Herr Bársing eilte zu den Hargitay's, insoferne diese Eile nach dem gefallenen nächtlichen Regen in einer Stadt möglich war, wo bei kothigem Wetter der auf Besuch ausgehende Dandy über das holperige Pflaster einen förmlichen Eiertanz hüpfen muß, wenn er sein Ziel mit halbwegs reinen Stiefeln erreichen will; damals waren die Gummi-Galoschen — seligen Andenkens — welche sich später einen so emblemischen Ruf erwarben, noch nicht aus Amerika importirt worden.

Im Hause mit dem grünen Thore wurden die Leute nicht von Hunden angebellt, vielmehr konnte Bársing bis zur Thüre des Vorzimmers dringen, ohne Jemanden zu begegnen. Auch das Vorzimmer war gänzlich leer; der Hußár mochte vermuthlich beim gnädigen Herrn, das Stubenmädchen bei der Dame beschäftigt sein.

Bársing gerieth in Verlegenheit. Was thut bei solcher Gelegenheit ein „an die gute Gesellschaft gewöhnter Mann"? . . Er hatte zwar jene in 333 Paragraphen abgefaßte „Etude" aus-

wendig gelernt, welche den Mann, der ſie hält, zum „Weltmann“ ſtempelt; aber §. 4 derſelben ſagt: Wenn ein „an die gute Geſellſchaft gewöhnter Mann“ in ein herrſchaftliches Haus kömmt, frägt er den Diener, ob die gnädige Frau und das gnädige Fräulein zu Hauſe ſeien? Iſt nur das Fräulein zu Hauſe, dann läßt er ſich nicht anmelden, ſondern gibt einfach ſeine Karte gehörig eingebogen ab; iſt aber auch die Dame des Hauſes daheim, dann nennt er ſeinen Namen, und während ihn der Diener anmeldet, muſtert er ſeine Toilette, ob Nichts in Unordnung gerathen? dem zurückkehrenden Diener übergibt er dann ſeinen Stock, während er den Hut beibehält . . . . . .“

Aber das vortreffliche Buch gibt gar keine Inſtruktion für den Fall, wenn man keine Dienerſeele im Vorzimmer antrifft . . . Was dann zu machen? Solle man eine Stunde lang warten? Aus langer Weile vielleicht den in der Kaffeemühle ſtehen gebliebenen Kaffee fertig mahlen? . . Durch Räuſpern, Fußſchauern ſeine Anweſenheit kundgeben, oder einfach umkehren und davongehen? Ueberhaupt dann, wenn die in das Zimmer der Dame führende Thür offen ſteht, und man es unwillkürlich mit anhören muß, wie Frau von Hargitay mit ihrer ſcharfen Stimme Jemanden ausſcheltet; und wenn dieſer Jemand Niemand anderer iſt, als das Fräulein ſelbſt.

Herr Bárſing war der Anſicht, daß ein „an die gute Geſellſchaft gewöhnter Mann“ bei ſolchen Gelegenheiten zu lauſchen pflegt. Hier iſt abermals zu bemerken, daß dies vor fünfzehn Jahren geſchah, wo das Lauſchen an den Thüren diplomatiſch noch nicht autoriſirt war; und wo derjenige Journaliſt, welcher ſeinen Bericht alſo begonnen hätte: „Ueber die Details der geheimen Konferenz können wir nach unſerem Berichterſtatter mittheilen“, ſicher ſein konnte, daß der Leſer in den Ruf ausbricht: „ſiehe den Unverſchämten, er hat gelauſcht!“ . . .

Dies kümmerte aber Herrn Bárſiny nicht, er lauſchte. War er doch allein, und hatte ſich vor Niemanden zu ſchämen. So wie der Gegenſtand des Geſprächs immer intereſſanter zu werden begann, um ſo näher rückte Herr Bárſing der Thüre und hielt zuletzt ſein Ohr an dieſelbe.

Die gnädige Frau ſchalt Fräulein Judith.

„ . . . . . es iſt die letzte Stunde: wenn Du Dich nicht entſcheideſt, wirſt Du die Folgen ſehen! Weder ich, noch Dein Vater werden je einwilligen, daß Du ſeine Gattin wirſt. Dein Vater iſt unverſöhnlich gegen ihn. Du verſteht das Warum nicht, das iſt Politik. Dein Vater iſt der liberalſte Mann des Komitates. Du weißt, welche glänzende Fackelmuſik ihm gebracht wurde, als er das Adminiſtratoren-Syſtem ſo mächtig angriff!

Und als er erſt in Angelegenheit der gemiſchten Ehen loszog... Man führte ihn von Komitat zu Komitat, wie einſt Johann Balogh und Forintos, damit er überall Reden halten möge. War es nicht Dein Vater, welcher in der Urbarialfrage für die „Ablöſung“ plaidirte! Hat man ihn nicht verherrlicht dafür? Und jetzt läuft ſo ein Schuljunge her, um ihn zu beſchämen und ihn zu übertreffen, einen Mann, wie Dein Vater!.. Er geht daher, und ſchreit es in die Welt hinaus: „nicht Ablöſung“ ſondern allſogleiche Abſchaffung des Urbariums!.. Weißt Du, was das zu bedeuten hat?!.. Revolution!.. Und weißt Du, was mit dem geſchieht, der eine Revolution anſtiftet?!.. Er wird enthauptet.... Was ſoll nun Dein Vater machen? Wenn er dem jungen Manne opponirt, nennt man ihn einen Pecſovics!.. Es wird ihm, wie Paul Nagy ergehen; vorgeſtern war er noch der Abgott der Nation, heute wiſcht man die ſchmutzigen Füße an ihn... In einem Moment kann Dein Vater ſeine Popularität einbüßen, und daran ſtirbt er. Bedenke, wenn es ihm einmal ergehen möchte wie es dem Honther Deputirten in Peſt erging? Er würde ſich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf jagen!...

Fräulein Judith erwiederte hie und da ein Wort, doch ſo leiſe, daß man es nicht hören konnte.

Frau von Hargitay half dem jedoch ab, in-

dem ſie die Worte ihrer Tochter ſo laut wiederholte, daß ſie auch Bárſing vernehmen konnte.

„ . . . . . Du meinſt, er habe ja Recht, er ſpreche die Wahrheit, ich bedanke mich für ſolche Wahrheit! Wenn dies einmal geſchieht, dann können wir vom Boden ſteigen!

„ . . . . was ſprichſt Du? daß wir dann zu Fuß ſpazieren werden? . . Selbſt das weiße Brod wird uns aus den Händen fallen! . .

„ . . . . biſt mit dem ſchwarzen auch zufrieden?! Von Dir trägt das aber der ganze beſitzende Adel Ungarns nicht. Zum Glück — hängt es auch nicht von Dir ab; weder von den windbeuteligen jungen Herren. Mit dieſen Leuten haben wir jede Verbindung abgebrochen. . . Es iſt nicht zu leugnen, daß auch wir Lávay achteten: daß es nicht mehr ſo iſt, daran trägt er ſelbſt die Schuld, warum hat er ſich in ſchlechte Geſellſchaft gemiſcht. — In was für ſchlechte Geſellſchaft? . . Weiß vielleicht nicht Jedermann, wer dieſer Pußtaſi und ſeine Liga ſei? . . . Ein Dichter?

Ja, aber welch ein Dichter! . . . Ein Agitator, ein Landesſtörer, den man anderswo längſt in Ketten gelegt hätte. . . Wenn ihm ſolche Menſchen beſſer anſtehen, mögen ſie ihm bleiben. Dein Vater hat es ihm klug zu wiſſen gemacht. Er trug ihm eine ſichere Stelle bei

dem Fürſten ** an, wer ſchlug ſie aus, nicht er? Und doch hätte es Deinem Vater nur ein Wort gekoſtet, um dieſe Stelle an Bárſing zu verleihen. . . Jetzt iſt es zu ſpät zur Umkehr; er hatte ſelbſt die Thüren hinter ſich verriegelt, und Du mußt ihn aus dem Kopfe ſchlagen. Du weißt es gut, daß Dein Vater ein ſtrenger Mann iſt, was er einmal ausgeſprochen, daran hält er feſt. Heute Nachmittag um drei Uhr werden mein Bruder und Bárſing zu ihm kommen, um das Teſtament zu verfaſſen. In dieſem Teſtament wird Deine Hand derart gebunden werden, daß Dich, wenn Du gegen unſeren Willen heiraten ſollteſt, die Strafe auch nach unſerem Tode ereilen ſoll. . .

Ich wollte die Sache nicht ſo weit treiben, aber der Entſchluß Deines Vaters iſt unerſchütterlich, Du kennſt deinen Vater, haſt ja ſein Naturell geerbt; biſt ebenſo hartnäckig wie er; wirſt es einſt bereuen!

Hier folgte eine längere Antwort Judith's, aber ebenſo leiſe und in ebenſo gedrücktem Tone, daß Bárſing kein Wort davon vernehmen konnte, trotzdem er ſich ſo hart an die Thüre lehnte, daß er nicht einmal Martin den Hußáren bemerkte, welcher mit einem Stoß Porzellaingeſchirr in's Zimmer trat und dem horchenden jungen Herrn einen vertraulichen Schlag auf den Rücken verſetzte, mit den Worten:

„Guten Tag, Jankó! . . .

Herr Bárſing ſah ſich erſchrocken um.

— Tauſendmal um Vergebung . . . grinste der Hußár, — ich glaubte es ſei Jankó, der Diener der Verpflegsbeamtin. . Ich werde Sie der gnädigen Frau allſogleich melden.

Der junge Herr aber mußte den Puff und das naive Qui pro quo dulden, indem er ſich in einer Stellung ertappen ließ, wobei er ſich's als Glück anrechnen konnte, daß man ihn nur für einen Diener, und nicht für ein Stubenmädchen anſah.

Martin kam nach wenigen Minuten zurück und ſprach: „Belieben hinein zu ſpazieren."

Es war dies kein zum Beſuch geeigneter Moment. Aber Bárſing mußte gehen, denn Martin riß die Thüre auf und drängte ihn in's Zimmer.

Martin ſchloß die Thüre; und als er allein im Vorzimmer war, machte er die Bewegung, wie wenn man Einen mit beiden Fäuſten am Kragen packt, und bei der Thüre hinauswerfen will, ſich aber beſinnt, und den Wurf durch's Fenſter vornimmt; dann drohte er nochmals mit der Fauſt und ging, um ſeine Teller abzuwiſchen.

Während dem fühlte der in den Saal getretene Bárſing eine arge Beklemmung, indem er bedachte, daß er nun vor eine Geſellſchaft, die aus-

geweinte Augen hat, treten müſſe; zu ſeinem großen Erſtaunen mußte er jedoch bemerken, daß die ſtattgehabte Rede nichts mit den Geſichtszügen zu thun hatte: Frau von Hargitay kam ihm mit dem freundlichſten Lächeln entgegen, während Fräulein Judith mit leidenſchaftsloſen Gleichmuth vor einem Tiſche ſtand, welcher mit verſchiedenen Coiffuren bedeckt war.

— Kommen Sie, kommen Sie nur, Bárſing. Sie haben in ſolchen Sachen guten Geſchmack. Ich zanke eben mit meiner Tochter darüber, — vielleicht haben Sie ſchon im Vorzimmer gehört? — welchen Kopfputz ſie für die morgige Einzugsfeierlichkeit wählen ſoll. Sie will ſich nicht nach meinem Geſchmack richten; wir wollen ſehen, wem von uns beiden Herr Bárſing recht gibt? . . .

Auf dem Tiſche lag eine große Auswahl verſchiedenſter Kopfputze. Ein Kranz von winzigen blaſſen Röschen, ein antikes Diadem mit diamantenen Zitternadeln, eine Guirlande aus Perlen und Vergißmeinnicht, und ein Myrthenzweig.

Frau Hargitay hatte einen jeden dieſer Kopfputze ihrer Tochter anprobirt, und frug eins um's andere: wie gefällt Ihnen dies, Bárſing?

Judith ließ Alles mit ſich thun, ohne einen Laut von ſich zu geben; kein einziges Mal hatte

ſie ihr blaſſes Geſicht mit den wunderbar ſchönen Zügen, den großen ſchwarzen Augen und dichten Augenbrauen gegen den Spiegel gewendet.

Bárſing hatte wahrlich Urſache genug, hinſichtlich ſeines Urtheils in Verlegenheit zu gerathen.

Mit dem Roſenkranze in den Haaren kam ſie ihm wie eine Braut vor.

Mit dem Diadem ſchien ſie eine Königin.

Mit der Perlenguirlande glich ſie einer Göttin.

Und mit dem Myrthenzweige ſah ſie wie eine ſchöne Todte aus.

Herr Bárſing glaubte dem weiſen Salomon dadurch am nächſten zu rücken, wenn er all' die Schönheiten in einem Bündel zuſammenfaßt und löste die Frage ſo, daß er beantragte, man möge den Roſenkranz und die Perlenſchnur um das Diadem flechten, und ſoll es das Fräulein aufſetzen.

Frau Hargitay warf ihm einen zornigen Blick zu, als wollte ſie ſagen: Talk! . konnteſt Du denn nicht auch noch den Myrthenzweig dazu nehmen?

Judith griff mit kaltem Lächeln nach dem Myrthenzweig — ſie hatte dieſen gewählt — und ſteckte ihn ſelbſt in die nachtſchwarzen Haare; und als ſie hiebei auf einen Moment die Augen gegen den Himmel hob, glich ſie einer Ver-

klärten, welche durch die Lüfte in die himmlischen Höhen gleitet.

— Alſo, ich bleibe bei dem! — ſagte Judith.

Frau Hargitay zuckte mit den Achſeln.

— Weil es Jedermann wiederräth, alſo muß ſie es haben.

Bárſing erachtete es für nothwendig, nach dieſer ſtillen Niederlage feſteren Fuß zu faſſen, und dies glaubte er dadurch zu erreichen, wenn er mit dem Auftrage Pußtafi's herausrückte.

So viel hatte er zwar aus dem ſoeben durch die Thüre Erhorchten vernommen, daß der Name Pußtafi's in dieſem Hauſe nicht vom beſten Klange ſei. Aber er hatte doch einen Ruhm im ganzen Lande, und ſo glaubte Bárſing gewiß zu ſein, daß der Auftrag einer ſolchen Zelebrität ſelbſt bei Hargitay's als Auszeichnung aufgenommen werden wird.

— Ew. Gnaden, — begann Bárſing, — als ich in Peſt war, hatte mich Pußtafi, ein alter Bekannter, erſucht, ich möge Ew. Gnaden in eigener Perſon einen Pränumerationsbogen ſammt einem von ihm eigenhändig geſchriebenen Empfehlungsbrief überreichen. So etwas kann man nicht zurückweiſen.

Hierauf zog Bárſing mit mäzenasartigem Entſchluß den an Judith gerichteten Brief Puß-

tasi's aus der Tasche; Judith überreichte diesen Brief unerbrochen ihrer Mutter.

— Behalte ihn nur für Dich, wenn er für Dich Vertrauen hatte. Wenn er's gewollt hätte, würde er mir geschrieben haben. Es scheint, daß er mehr auf Dich hält.

Frau Hargitay fühlte sich in allem Ernste verletzt, daß sie, das erste Pränumerantensammler-Talent des Komitats, jetzt von einem Poeten so bei Seite gesetzt wird.

Judith öffnete den Brief und begann zu lesen.

Man konnte es nicht einmal an der Spitze des Papieres sehen, daß ihre Hände zitterten, während sie las.

Nur einen Moment hielt sie inne, um über den Brief einen tödtlichen Blick auf Bárfing zu werfen. Dies mag bei jener Stelle gewesen sein, wo es geschrieben stand, daß man sie an diesen Menschen verheirathen wolle.

Als sie bis zu Ende gelesen, zerriß sie den Brief mit kalter verächtlicher Miene, in kleine Stückchen, und warf dieselben in den Blumenkorb.

— Sagen Sie Herrn Pußtasi, daß ich mich mit solchen Aufträgen nicht befasse, da ich weder Lust noch Gelegenheit dazu habe.

— Deshalb hätteſt Du aber doch nicht ſeinen Brief zerreißen ſollen, — ſchalt Frau Hargitay ihre Tochter.

— Es iſt mir kein angenehmes Angedenken, was mit dem Namen Pußtafi's zuſammenhängt.

Dies mußte man nach dem früher Gehörten natürlich finden.

— Was mich ſelbſt anbelangt, unterzeichne ich gerne für ein Exemplar.

Damit ging ſie an ihren Schreibtiſch, unterzeichnete mit feſter Hand ihren Namen, nahm dann zwei Silberguldenſtücke aus ihrer Börſe und übergab dieſe ſammt den unterzeichneten Bogen an Herrn Bárſing.

Nachdem dieſer es eingeſehen, daß er das Fräulein in ſchlechter Laune getroffen, begann er ſich nach dem gnädigen Herrn zu erkundigen.

— Mein Gatte erwartet Sie bereits, verſicherte ihn Frau Hargitay, er will ſie um eine Gefälligkeit erſuchen.

— So? . . machte Dieſer mit einfältiger Miene, wo er es doch ganz gut wußte, weshalb er gekommen. — Dann will ich Ew. Gnaden nicht beläſtigen, und begebe mich zum Herrn Gemahl. Habe die Ehre, mich beſtens zu empfehlen.

— Zu Mittag werden wir doch das Vergnügen haben?

Wenn es Ew. Gnaden befehlen, küsse die gnädigen Hände.

Dabei erinnerte sich Bársing des §. 39, welcher da sagt: „Beim Abschiednehmen hat man den Hut mit der linken Hand nach rückwärts zu halten, erhobenen Hauptes eine Verbeugung zu machen, und rückwärts schreitend bis zur Thüre den Hausdamen stets das Angesicht zu zeigen“ — und er hielt sich an diesen Paragraph; — das fatale Reglement besagt aber nirgends, was zu thun sei, wenn hinter dem „Jungen der guten Gesellschaft“ mitten im Zimmer eine Ottomane steht? . . . an ein solches malitiöses Möbel stießen die Füße Bársing's, und indem er rücklings stürzte, drückte er seinen schönen Zilinder flach; nach diesem lächerlichen Sturz raffte er sich auf und eilte der Thüre zu, dort wollte er mit aller Gewalt jene der beiden Klinken öffnen, welche unbeweglich war. Das mangelhafte Konversationsbuch spricht auch über solche Fälle nichts.

Das Arbeitszimmer des Herrn Hargitay befand sich im anderen Flügel des Hauses. Dieses Zimmer stach durch seine Einfachheit von den übrigen mit überschwänglichem Luxus ausgestatteten Gemächern auffallend ab; es enthielt dieselben angestrichenen Möbel, die sich Herr Hargitay noch als junger, lediger Advokat angeschafft, und welche seither der traditionelle Tabakrauch schön

braun gefärbt hatte. In den Schränken befinden sich lauter Gesetzbücher, Reichstagsdiarien, Protokolle, staatsrechtliche Sammlungen, in ehrsames Braun gebundene Folianten; auf dem antiken Schreibtische mit den Löwenfüßen steht ein altes, mürrisches Tintenfaß mit eingetunkten Kielfedern, deren befiederte Fahnen im starken Verdachte stehen, als wären sie zum Ausputzen von Pfeifenmundstückchen verwendet worden. Die wohlbestellte Pfeifen-Etagére befindet sich im Hintergrunde des Schreibtisches, die Pfeifen sind sämmtlich antike Prachtwerke mit silbernen Deckeln; der Tabakbehälter stellt einen braunen Bärenkopf vor. An den Wänden hängen einige Lithographien: Johann Balogh und Nikolaus Wesselényi mit verschlungenen Armen, — König Mathias mit bekränztem Haupte, ein Tableau, die Porträts der Palatine darstellend, der Ausfall Zrinyi's; schließlich, von einem Vorhang halb verdeckt, ein sehr seltenes Bild, die Enthauptung Nádasdy's. Einst hing dieses Bild ganz frei, heute ist es halb verdeckt. Noch hängt an der Wand ein silberbeschlagener alter Säbel, dessen verrostete Klinge nicht mehr aus der Scheide zu bringen.

Wir finden Herrn Hargitay, auf dem abgewetzten alten, ledernen Divan sitzend, in der Gesellschaft Fertöy's; als Herr Bársing eintrat, drückten ihm Beide freundlich die Hand. Man

hatte ihn bereits erwartet. Er entſchuldigte ſich, daß er ſich früher bei den Damen vorſtellen mußte, was man ganz in Ordnung fand.

— Gehen wir nun zur Sache, — ſprach Hargitay, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen. . . . Und doch war die Sache ſehr ernſt, da es ſich um nichts Geringeres, als um ſein Teſtament handelte.

Das Geſicht Hargitay's verräth ſeinen Mann allſogleich. Seine Züge bergen kein Geheimniß. Daß er ſtolz, ungeduldig und unverſöhnlich, auf ſeine Verdienſte eitel, auf ſeine Popularität eiferſüchtig, den Mächtigeren gegenüber Trotz bietend, und ein Tyrann ſeiner Untergebenen iſt! dies verkündet ein jeder Zug ſeines Geſichtes vom krauſen Schopfe ſeiner kahlen Stirne angefangen bis zu dem gedrückten Kinn, welches auf einer doppelten Unterlage von Fett ruht; ferner die zum Aufſpringen geſunden, rothen, ſteinharten Backen, der trotzig gekräuſelte Schnurbart, die ſchwulſtigen aber ſchön geformten Lippen, und die ſtolz blickenden Augen unter dem Schatten von dunklen, dichten Augenbrauen; es verkündet dies der harte Ton, die vom Befehlen und Widerſprechen heiſer und ſchnarrend gewordene Stimme; wenn er über den gewöhnlichſten Gegenſtand ſpricht, ſcheint es, als wäre er im heftigſten Diſput begriffen.

— Alſo zur Sache meine Herren. Hier iſt das fertige Teſtament. Ihr beide ſollt den Inhalt desſelben erfahren, die übrigen Drei ſollen blos die Koramiſirung unzerzeichnen.

Fertöy warf in ſüßlichem Tone ein:

— Ich kann es nicht verſchweigen, lieber Vetter, verzeihen Sie mir. Sie ſind noch in den beſten Jahren, weshalb denken Sie ſchon an ein Teſtament?

— Freundchen! Sie wiſſen es recht gut, daß ich nicht zu kapazitiren bin. In größeren, das ganze Land betreffenden Angelegenheiten pflege ich auch nie meine Ueberzeugung aufzugeben. Was ich geſagt, das habe ich geſagt. Bin keine Wetterfahne, welche ſich nach jedem Winde dreht. Bin ein felſenfeſter Mann. Was übrigens Ihren Einwurf betrifft, ich bin's von meiner öffentlichen Laufbahn her gewohnt, nichts unwiderlegt zu laſſen, daß ich noch ein langes Leben vor mir habe, muß ich Ihnen bemerken, daß mein Vater, Großvater, und alle meine Ahnen eines plötzlichen Todes geſtorben ſind. In meiner Familie pflegt man nicht im ſtillen Bette liegend, den Tod geduldig zu erwarten; ein Moment, ein Hauch des Todes, und es iſt geſchehen!

Wie ſtolz geberdete ſich der zornige Mann, daß ſeine Familie eine Ausnahmsſtellung ſelbſt dem Tode gegenüber einnahm.

Dann fuhr er im feierlichen Tone fort:

— Stünde mir aber auch ein halbes Jahrhundert bevor, ſelbſt dann müßte ich vollziehen, wozu ich mich entſchloſſen, um jenen „jungen Rieſen“ ein Beiſpiel zu geben, wie ſie gegen die Helden der avitiſchen Rechte zu kämpfen haben. Wenn man's erfahren wird, daß der alte Johann Hargitay genug Entſchloſſenheit und Kraft beſaß, jenen Mann aus ſeinem Herzen zu reißen, den er früher geliebt, weil derſelbe gegen die beſtehenden Grundprinzipien ſein Haupt erhob; und wie er ſelbſt ſein eigenes Kind aus dem Herzen verbannt, wenn es ſich an jenen Mann bindet; dann werden ſie es einſehen, daß ſie es mit einer ehernen Phalanx zu thun haben, und zur Vernunft kommen. Ich kenne den Charakter Lávay's. Wenn er's erfährt, daß ich Judith in dem Falle, als ſie ihn heiratet, enterbe, wird er ſelbſt das Verhältniß löſen, nicht als fürchtete er, ſie arm zu heiraten, ſondern weil er ein viel zu edles Herz beſitzt, als daß er das Weſen, welches er geliebt, um ſein ganzes Vermögen ärmer, und um den Zorn der Eltern reicher machen wollte. Ich haſſe dieſen jungen Mann nicht, doch will ich ihm zeigen, daß ich Kraft genug beſitze, um ihn zu brechen und zur Vernunft zu bringen; wenn er kühn genug geweſen, mich offen in die Schranken zu fordern, will ich ihn mit einer einzigen Bewegung meines Fingers im Staube zermalmen.

Herr Bárſing war über dieſe Rede entzückt.

So ſchön ſpricht man ſelbſt im Reichstage nicht; meinte er.

— So füge ich mich ſchon in ihren Willen, lieber Vetter; — ſagte Fertöy mit ſüßer Theilnahme; — wenn Alles nur pro forma geſchieht, mittlerweile wird es ja gelingen, auch Judith auf andere Gedanken zu lenken.

— Ich erſuche Sie alſo, — ſprach Hargitay, das voluminöſe Dokument von ſeinem Schreibtiſche nehmend, — auf den bezüglichen Punkt gut zu merken.

„ . . . . wenn aber meine Tochter Judith, trotz dieſer liebreichen elterlichen Vorſorge, gegen meinen ausgeſprochenen Willen ſich einen Mann wählen und ihn heiraten würde, ſetze ich in all' meine Güter, welche ich ſelbſt erworben, und die mein rechtmäßiges Eigenthum bilden, als Univerſalerben meinen lieben Schwager Balthaſar Fertöy de Fertö ein, während ich meine benannte Tochter Judith von Allem ausſchließe und enterbe. Was aber die Worte „gegen meinen ausgeſprochenen Willen" zu bedeuten haben, darüber gibt der in doppelter Abſchrift beigeſchloſſene Brief Aufklärung, deſſen eine Kopie ich dem Herrn Advokaten Wilhelm Bárſing zur Einhändigung an den Betreffenden übergebe.

Der Brief, welcher die Adreſſe Lávay's trug, lautete:

„Ew. Wohlgeboren! Wichtige und unabänderliche Gründe haben mich bewogen, das Verhältniß, welches zwiſchen Ihnen und meiner Tochter Judith beſtand, zu löſen; die Verlobung hiemit feierlichſt für Nichtig zu erklären, und alle etwaigen Folgerungen zurückzuweiſen. Johann Hargitay.“

Der Originalbrief war bereits geſiegelt, dieſen überreichte der entſchloſſene, zornige Mann Herrn Bárſing, indem er ſeine Hand drückte.

— Ich glaube, daß Sie Ihre Sendung angenehm finden werden, und es hängt von Ihnen ab, einen vollſtändigen Erfolg zu erzielen.

Dies war doch deutlich genug geſprochen.

— Ich werde mich allſogleich beeilen, den Brief zu übergeben.

— Hat keine ſo große Eile. Sie können auch bis Nachmittag warten.

— Ich hatte aber verſprochen, um vier Uhr dort zu ſein. Dem Pußtaſi habe ich's verſprochen.

— Dem Pußtaſi?! — rief Hargitay erregt. — Halten auch Sie mit dieſem Menſchen?

— Bitte um Vergebung, 's iſt eine unangenehme Geſchichte. Er hatte mich in Peſt erwiſcht, ich möge einen Pränumerationsbogen an Fräulein Judith übergeben; heute hat er mich angepackt: was ich ausgerichtet. Nun habe ich den Bogen Fräulein Judith ſoeben übergeben, ſie

wies das Sammeln zurück, ſubſkribirte aber ſelbſt zwei Gulden. Dieſe muß ich überbringen; denn belieben zu wiſſen, er iſt ſehr grob Denjenigen gegenüber, die ihr Wort nicht halten.

— Ach! ſchon wieder eine literariſche Bettelei. Und Pußtafi iſt bei Lávay abgeſtiegen; nehmen Sie ein leeres Kouvert, ſchreiben Sie die Adreſſe darauf und legen ſie das Geld bei, mein Hußár wird es hintragen.

Der ſtolze Patriot klingelte allſogleich, Martin erſchien, und erhielt ſeine Inſtruktion.

Bárſing kam nicht dazu, um Einwendungen zu machen.

— Laſſen Sie es, es wird ſo am beſten ſein, — meinte Hargitay.

Jetzt kamen noch drei andere Patrioten hinzu, alle drei ſehr lieberale Männer; denn in dieſem Komitate waren nur zwei Parteien bekannt, eine „ſehr“ lieberale und eine „noch“ liberalere.

In Gegenwart dieſer Dreien ging nach kurzem Zeremoniell die Verſiegelung des Teſtamentes vor ſich, worauf alle fünf auf das Kouvert ſchrieben, daß es das Teſtament des Herrn Johann Hargitay enthalte; Fertöy übernahm das Dokument, um es im Komitatsarchiv zu hinterlegen.

Während deſſen kehrte Martin von ſeiner Miſſion zurück.

Nun? Haſt Du denn die Herren angetroffen? — frug Hargitay, ſein Pfeifenrohr in die Mundecke ſchiebend.

— Ja, gnädiger Herr; — als er den Brief öffnete, und den Inhalt erblickte, hatte er eine Freude, daß er mich bald geküßt hätte; er trug mir auf, ſeinen Gruß und Dank dem Herrn Bárſing auszurichten.

— Dem werden die zwei Gulden willkommen geweſen ſein! — ſagte Hargitay mit ſardoniſchem Lachen.

— Könnte nicht ſagen; — erwiderte Martin, — denn er drückte ſie mir allſogleich in die Hand als Trinkgeld.

— Dann begreife ich nicht, — murmelte der ſtolze Patriot die Achſel zuckend, — worüber er ſich ſo gefreut hat! — Doch kümmerte er ſich nicht mehr darum, ſondern blies in ſeine Pfeife, welche hierauf gleich dem Veſuv Feuer zu ſprühen begann, dann ſtellte er ſeine ewige Geſellſchafterin auf die Etagére, und forderte die Gäſte auf, ſich zu den Frauen hinüber zu begeben, da es gleich vier Uhr, und die Zeit des Mittageſſens ſei.

Das Diner war prächtig, mit heiterem Geſpräch gewürzt, deſſen Gegenſtand ausſchließlich die morgige Feierlichkeit bildete. Die jungen Herren erzählten, in welchem Koſtüm ſie morgen erſcheinen werden.

Es wurden die sammtenen Mente's, die schwanfellverbremten Zeke's, die verschiedentlichen Kalpag's geschildert, in welchen man am Paradewagen des Palatins reiten wird. Auch Hargitay zitirte einige effektmachende Sätze aus seiner morgen zu haltenden Rede. An dem prachtvollen Diner, am heiteren Gespräch betheiligte sich nur Judith nicht. Sie aß nichts, außer Brod, und sprach kein Wort.

Fertöy wollte sie aufheitern, und frug:

— Und was werden Sie, schönes Schwesterchen, morgen vor dem Palatin sprechen?

— Nichts! —

— Wenn Sie aber von Sr. Hoheit angesprochen werden, müssen Sie doch etwas erwiedern.

— Für diesen Fall weiß ich einen sehr schönen Gruß, den schönsten; und dieser ist, mit welchem in Vörösmarty's „Schönen Ilonka" der unbekannte Jäger sein Glas auf König Mathias leert.

Außer Hargitay, der ein großer Verehrer Vörösmarty's gewesen, wußte Niemand, was Judith gemeint, deshalb blieb auch ihre Erwiederung ohne jeglichen Eindruck.

Als die Tafel aufgehoben wurde, näherte sich Hargitay auf einen Moment seiner Tochter:

— Du hast nichts gegessen; fehlt Dir etwas?

— Ich will mich an den Hunger gewöhnen! — antwortete Judith.

Einen Augenblick ſahen ſich Beide in die Augen.

Es war, als wenn der Spiegel des dunklen Meeres den Blitz des grollenden Himmels zurückſchleudert.

Das Feſt.

Am andern Tage waren die Gaſſen von der Brücke bis zum Komitatshauſe mit friſchem, duftendem Gras beſtreut; die Mauern der Häuſer mit Pappelreiſig ausgeſchlagen und aus den Fenſtern, von allen Thürmen herab wehten Nationalfahnen: die Luft war rein und friſch, es ſchien, als wollte die ganze Stadt ſich auf Flügel erheben.

Und welch' ein Gedränge auf den Gaſſen. Alles in ſonntäglichem Putz; die Männer mit ſilbernen Knöpfen und Ketten, die Bürgerinnen in ſeidenen Kleidern, inzwiſchen ritterliche Geſtalten mit fliegenden Mentes und ſilberbeſchlagenem, ſcheppernden Säbel, Abtheilungen berittener Banderien, in blauen Dolmány's, die unter Führung ihrer Lieutenants aus den Dörfern anrücken, das Bataillon der Bürgermiliz mit klingendem Spiel, die ehrſamen Zünfte mit ihren prächtigen ſeidenen Fahnen, die von acht Männern auf den Achſeln mittelſt langer, vergoldeter Stangen getragen werden, während in der Mitte

der Zunftmeister das Gleichgewicht der Fahne durch die Mittelstange aufrechthält; die liebe Schuljugend in Orgelpfeifenreihe arrangirt, dann die schaulustige bunte Menge, welche alle Gassen und Plätze besetzt hält, oder hin und her wogt. Alles dies bot ein belebtes, unvergeßliches Bild.

Die Donau theilt sich ober der Stadt in zwei Arme, und bildet eine kleine Insel; diese ist mit der Stadt durch eine stehende Pfahlbrücke verbunden, welche, wie gebräuchlich, für Wägen und für Fußgänger abgetheilt ist.

Der Fußsteg der Brücke ist heute für die gewöhnliche Menge an beiden Enden abgesperrt; den Kordon bilden städtische Trabanten und Komitatshußaren, deren Uniform bis jetzt noch dem unberufenen Pöbel vollen Respekt einflößt.

In der Mitte der Brücke befindet sich ein weiterer Raum, in dessen Hintergrunde bei gewöhnlichen Zeiten die Statue des heiligen Johann von Nepomuk zu sehen ist; an diesem außerordentlichen Tage jedoch ist vor demselben ein mit Blumen und Fahnen prachtvoll dekorirter Baldachin für jene Damen errichtet, welche dem ritterlichen, jungen Palatin einen mit geistreichen Emblemen beschriebenen Lorbeerkranz überreichen werden. Um diesen feierlichen Akt ohne Störung

bewirken zu können, wurde die Paſſage für Fuß=gänger abgeſperrt. —

Im Programme der Feierlichkeit iſt ver=gangene Nacht eine Aenderung vorgenommen worden: daß nämlich Herr Hargitay dem Pala=tin nicht bei ſeinem Ausſteigen aus dem Dampf=ſchiffe, ſondern im Komitathauſe mit einer Rede begrüßen wird; dort wird ihn eine ſtädtiſche De=putation mit kurzen Worten beneventiren.

Am Ende der Inſel, dort, wo man ſehr wenig von der ganzen Feſtlichkeit vernehmen kann, ſteht eine große, uralte Weide, unter ihr befindet ſich ein kleines Bänkchen.

An dieſem Orte, wohin ſich heute gewiß Niemand verirrt, finden wir Pußtafi und Lávay. Nichts ſtört das Geſpräch der Freunde, denn ſelbſt das Getöſe der wogenden Menſchenmaſſen wird hier nur wie das Summen eines Bienenkorbes vernommen.

— Siehſt Du Freundchen, — ſagte Puß — tafi, daß es keine Gelegenheit gibt, aus welcher der geſcheidte Menſch nicht Nutzen ziehen könnte. Da nimm Du dieſen Triumphzug: dem Einen bringt er Ruhm und Ehre, dem Andern Aemter, und Dir eine Braut. . . Dieſes Mädchen verdient wirk=lich Deine Gattin zu werden. Ihre Unterſchrift werde ich in mein Gedenkbuch aufbewahren; nicht einmal ihre Hand zitterte . . . Zittert die Deine vielleicht? . .

Nein . . das iſt mir lieb. Kümmere Dich nicht um die Zukunft, vor einer ſtarken Seele ſchrumpft ſie zuſammen, während ſie die Feigen gleich einem bellenden Hunde verfolgt. — Wenn es nur nicht ſo weit bis zum Abend wäre; — überhaupt werden mir die paar Stunden, als die Prozeſſion dauert, ſehr langweilig werden.

— Kommſt Du nicht mit? .

— Das weißt Du ja! . .

— Soll ich bei Dir bleiben? .

— Im Gegentheil, verlange ich von Dir, daß Du Dich in der Nähe Deiner Geliebten aufhältſt: denn ich habe die Ahnung, als ſollte ihr ein Unglück begegnen. Du weißt, daß ich mich bei allen ſolchen Feierlichkeiten derart fühle, wie die Katze beim Erdbeben. . . Gebe Acht auf ſie. . .

— Es iſt wahr, daß es ein böſer Gedanke war, die Tribüne auf der Brücke zu errichten; — aber was wirſt Du bis dahin beginnen?

— Ich werde ſchön hier am Ende der Inſel bleiben, mich in einen Kahn ſetzen und ruhig angeln. Doch warte. Die Zeit drängt noch nicht; haſt nicht zu eilen. Ich möchte gerne hören, wie Du den hohen Gaſt begrüßen wollteſt, es wird ohnehin Niemand Deine Diktion hören, wenigſtens ſoll ich etwas davon zu Gehör bekommen.

— Gut. Höre alſo. Ich hätte beiläufig ſo geſprochen:

„Herr! Du haſt jene Stadt betreten, für welche die vaterländiſche Erde nur eine Stiefmutter iſt. Vor achtzig Jahren hatte ſie das Erdbeben zerſtört, auf den Ruinen wurde eine neue Stadt gebaut; vor 52 Jahren vernichtete ſie die Ueberſchwemmung, die Einöde erhielt abermals Einwohner. Vor dreißig Jahren verheerte ſie die Feuersbrunſt, ſie entſtand neu aus ihrer Aſche. Seit zwanzig iſt ein ganzes Viertel derſelben von der Fortifikation abgetragen und in eine Hutwaide verwandelt worden. Die Stadt zog ſich aus der Nähe der Feſtung weg, und baute ihre Häuſer anderswo. Alle Schickſalsſchläge, die es nur gibt, verfolgten dieſes Städtchen, ſelbſt der Boden auf welchem ſie ſteht. Und ſiehe, dennoch ſprechen und beweiſen es dieſe Häuſerreihen, dieſe Kirchen, daß das Volk ſeine Vaterſtadt trotz aller Schickſalsſchläge liebt, anbetet, und ſie nicht verläßt. Herr! trete ein in dem wunderbaren Zauberkreis dieſer Vaterlandsliebe, und verbleibe darin, denn wer ſich innerhalb desſelben befindet, der iſt unverletzlich.“ Pußtafi rüttelte ſeinen Freund an der Schulter.

— Geh' du Narr! . . . . Wie gut es iſt, daß du's nicht hergeſagt haſt, es wäre zu ſchön geweſen! . . .

Da erdröhnte ein Kanonenſchuß von der

Höhe des jenſeitigen Ufers, welcher bedeutete, daß das Schiff, welches den hohen Gaſt bringt, bereits ſichtbar ſei.

Lávay beeilte ſich nun auf die Brücke zu gelangen, wo bereits Militärſpaliere die Kommunikation offen hielten. Auf dem Fußſteg der Brücke gab es der privilegirten Zuſchauer ſchon eine Menge, ſo daß es Lávay Mühe koſtete, in die Nähe des Baldachins zu gelangen, dort traf er mit Martin dem Hußáren zuſammen und verblieb in dieſer angenehmen Geſellſchaft.

Der Hußár Martin war ein großer Verehrer und Protektor des vor die Thüre geſetzten Bräutigams. Er war es allein, der ihm trotz ſeiner politiſchen Geſinnung gut geblieben iſt, wo doch er, Martin, am empfindlichſten getroffen war; denn wenn auch der Bauer ſchon zum Herrn wird, wohin wird es mit dem Range eines Komitatshußaren kommen!

Trotzdem hörte Martin nicht auf, ſeinen ehemaligen Günſtling zu protegiren.

— Stellen Sie ſich nur an meine Seite, gnädiger Herr, — ſagte Martin mit Protektorsmiene. — Hier von dieſer Fahne da können Sie am beſten ſehen.

Martin meinte aber nicht, daß man den feſtlichen Zug, ſondern das Fräulein, welches in feſtlicher Toilette zwiſchen den übrigen Damen

auf der Tribüne ſtand, von hier aus am beſten ſehen könne.

— Ein wunderherrliches Geſchöpf! — ſagte Martin. Sein linker Nachbar war des Glaubens, daß er jenen vorbeiſprengenden Reiter im ſammtnen Koſtüm meine, und nickte beifällig mit dem Kopfe: während Martin nach rechts ſprach und ganz Anderes dachte.

Dann flüſterte er leiſe zu Lávay gewendet:

— Das Fräulein ließ ſich geſtern Abends vom Geſinde ſchwarzes Brod holen, und ſagte, ſie werde ſich nunmehr an ein ſolches gewöhnen.

Lávay konnte ſeine Augen von der Silphydengeſtalt Judith's nicht abwenden.

— Nicht um die Welt mochte ſie herſchauen, und doch weiß ſie es, daß Jemand in ihrer Nähe iſt; — brummte Martin.

Jetzt erdröhnen drei Schüſſe auf der Inſel, ſechs antworten darauf von der Feſtung, dann folgt Schuß auf Schuß, es gibt auch Leute, welche dieſe Schüſſe zählen.

Von den Kirchthürmen ertönt Glockengeläute, der Jubellaut der Thürme übertönt den menſchlichen Freudenruf, welcher aus tauſend und tauſend Kehlen das ankernde buntbeflaggte Schiff begrüßt. Alles tönt vom Jubel, von der Erde bis zu den Spitzen der Pappeln und den Hausdächern, die Wogen des Jubels wälzen ſich immer weiter und weiter, ſo wie der Feſtzug ſich bewegt.

Welcher Glanz! welch' wahre Begeiſterung! Unter den Triumphbögen erſcheinen einzeln die Abtheilungen der Bürgermiliz, an der Spitze eine Muſikbande, welche den „Hunyady=Marſch“ aufſpielt, deſſen Refrain „es lebe, lange lebe der König!“ . . . Hinter ihnen ritten die adeligen Banderien, deren Muſikkorps Zigeunertrompeter bilden in ſcharlachrothem Anzug auf ſchnee=weißen Schimmeln. Die Banderien reiten mit ſtolzer, martialiſcher Haltung über die Brücke. Dieſen folgten die Herren auf prächtig geſchirrten Pferden, in gold= und ſilberverzierten Galla=anzügen, ſtolzen Reicherbüſchen auf den koſtbaren Kalpags; die goldenen Säbelſcheiden, ſchlagen an ſilberne Hufeiſen an . . . . Inmitten all' dieſer Pracht fährt im vergoldeten Gallawagen der Palatin einher, ein ſchöner, ritterlicher und noch junger Mann. Seine hohe Stirn, ſein längliches Geſicht, die ſanften Augen, der magyariſch ge=wichſte kohlſchwarze Schnurbart und ſeine männ=lich freundlichen Züge zogen unwillkürlich Aller Blicke an.

Wer konnte es hemmen, daß ſich Alles um den Wagen drängte, um dem erſten und höchſten gewählten Beamten des Landes ein freudiges „Éljen“ zuzurufen, und eines jener freundlichen Lächeln zu erhaſchen, womit er den Gruß des Volkes zu erwiedern pflegt.

Die ſich um den Wagen des Palatins

ſchaarende Menge, wurde, als ſie von der breiten Straße in die Brücke einbog, plötzlich zuſammengedrängt. Hier vermehrte ſie ſich auch durch jene Elemente, welche früher die Aeſte der Pappeln beſetzt hielten, und deren Ueberzeugung war, daß an einem ſolchen guten Tage es die Pflicht eines jeden Bürgers iſt, nicht zu gehorchen.

Die zwei Komitats-Panduren am Ende der Brücke gaben eine zu ſchwache Wehr ab gegen die anſtürmende Fluth. Wie es vorauszuſehen war, hatte die jubelnde Menge, ſobald der Wagen des Palatins auf die Brücke gelangte, im Moment hatte ſie den Fußſteig beſetzt, indem ſie die Widerſtand leiſtende Wache, wie der Sturm die Spreu, mit ſich riß. Einige Minuten lang konnte man noch die wehenden Federbüſche an den Tſchako's der kämpfenden Panduren und die gehobenen Säbel über den Köpfen des Volkes ſehen, aber auch dieſe verſchwanden, wahrſcheinlich hatte man die Tſchako's und Säbel in's Waſſer geworfen, dann widerſtand nichts mehr. Wer ſich auf dem Fußſteige der Brücke befand, wurde unaufhaltſam gegen die Tribüne gedrängt.

— Gnädiger Herr, hier wird's ein Unglück geben! — brummte Martin ſich an Lávay wendend.

— Das iſt gewiß. Aber jetzt heißt es helfen, wie wir können. Geben Sie mir Ihre Hand, Martin: vielleicht können wir das Volk nur ſo lange zurückhalten, als der Palatin von

den Damen den Kranz empfängt, denn eine Minute ſpäter wird man dieſe leichte Barriere wie Spreu zerbrechen; derweil werden aber die Damen bis an das andere Ende der Brücke gelangen können, wo ſie ſich dann in ihre Kaleſchen ſetzen.

— So wird's gut ſein, — ſagte Martin, und nun verſuchte er's mit Lávay und zwei wackeren Schiffsknechten den Druck der aus Tauſenden beſtehenden gedrängten Kolonnen auf einem Raum von einer Quadratklafter zurückzuhalten, was auch auf einige Minuten gelang, aber ſowie die drückende Maſſe immer dichter und kompakter wurde, mußten ſie Schritt für Schritt nachgeben.

Die Damen, von den Flügeln des Baldachin bedeckt, hatten keine Ahnung von der Gefahr; ſie hörten nur das Jubelgeſchrei, und ihre Blicke waren auf das Antlitz des Palatins gerichtet.

In dieſem unheilvollen Moment fiel es der Frau von Hargitay, welche an der Seite ihrer Tochter ſtand, ein, ſtatt des einfachen „Éljen sokáig" bei Ueberreichung des Kranzes eine zierliche Begrüßungsrede anzubringen.

Schon waren Lávay und Martin bis knapp an die Tribüne durch die unwiderſtehliche Volksmacht zurückgedrängt, und das Geländer fing zu krachen an.

Frau von Hargitay ſah und hörte von Allem nichts. Sie begann mit feierlicher Stimme:

Höchſtverehrter . . . . .

In dieſem Momente erfolgte ein kurzer Kracher, darauf ein kurzes, furchtbares Gebrüll, wie das letzte Angſtgeſchrei von hundert und abermals hundert getödteten Menſchen. . . . .

Der Fußſteig der Brücke ſtürzte in einer Länge von dreißig Klaftern, mit all' den Damen, Fahnen, dem Baldachin und der heiligen Statue in die Tiefe der Donau.

Im nächſten Augenblicke ſah man auf der Waſſerfläche nichts als herrenloſe Hüte, Kränze und Fahnen ſchwimmen. Das Uebrige war unter Waſſer.

Auch Béla und Judith befanden ſich dort.

Unter dem Waſſer.

Zweihundertdreißig Menſchen ſtürzten mit der eingeſunkenen Brücke in den Fluß.

Inmitten des Siegestaumels, des feſtlichen Glanzes, vor den Augen des Palatins, kaum eine Klafter weit von den Rädern ſeiner Kutſche ſtürzten ſie in das Wogengrab. Der Gefeierte konnte noch die bekränzten Engelsgeſichter ſehen, den hochſchallenden Éljenruf hören — nach einer Minute ſchwammen dieſe Kränze auf der Oberfläche des Waſſers, und ein tauſendſtimmiges Wehgeſchrei erfüllte die Luft.

Ach! welch eine Feierlichkeit war das!

Die wehklagende Menge rannte in wahnſinnigem Schrecken nach jeder Richtung, durch die beflaggten Triumphbögen ſprengten goldbedeckte, in Sammet gehüllte Reiter davon, die Namen ihrer Frauen, ihrer Kinder rufend! Die ſchöne bewaffnete Bürgerwehr ſtob auseinander, wie ein alarmirtes Lager von Soldaten! und all' dies längs dem Ufer, welches noch ſeinen vollen Fahnenſchmuck trug.

—Eilen Sie zu den Kähnen! —rief der Palatin seinem Gefolge zu, und er sprang selbst von seinen Wagen. Ein Mann, dessen Frau vor seinen Augen in das Wasser fiel, wollte ihr nachstürzen: der Palatin hielt ihn zurück, und zog den Wahnsinnigen mit sich fort.

— Zu den Kähnen, zu den Kähnen! — rief er, — Jemand soll zum Dampfschiff sprengen, daß es den Fluß herauffahren möge. Rufet die Fischer mit ihren Netzen! Jedermann zur Arbeit!

Was in der Nähe war, und seine Befehle vernehmen konnte, beeilte sich, dieselben zu vollziehen; die entfernter stehende Menge aber wogte hin und her, wie Einer, der sich keinen Rath zu geben weiß. Eine Schaar, schon recht weit in die Gassen vorgerückt, marschirte noch unter Siegesmarschklängen vorwärts. Ein Reiter holt sie in Galopp ein. Er sagt ihnen ein Wort und die Schaar lös't sich sogleich auf, und Musiker und Festtheilnehmer rennen alle zur Donau zurück . . . Ach welch' eine traurige Festlichkeit war das!

Unterdessen harrte Johann von Hargitay an der Spitze des gewählten Komité's des feierlichen Momentes, wo er die Gefühle des Volkes, dem so heiß ersehnten Gaste verdolmetschen wird.

Seine Rede soll heute hinreißend werden, weil er es auch fühlt, was er spricht. Seine Ausdrücke werden die des nationalen Stolzes,

der altehrwürdigen Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit ſein.

Wer weiß, was darauf folgen wird, wenn dieſe aus der Mode gehen? Heute iſt wahrlich ein paſſender Tag für ſolche Gefühle.

Nicht Johann von Hargitay, ſondern die durch ihn vertretenen Prinzipien ſind es, welche heute ihr Jubelfeſt feiern.

Hargitay hielt die abgeſchriebene Rede in der Hand, und warf eben noch einen flüchtigen Blick in die Schrift, als der erſte Kanonenſchuß vom Monoſtor erdröhnte.

„So lange ich athme, ſo lange mein Körper nicht zuſammenbricht, ſolange werden auch dieſe Ideen und dieſe Worte leben.“

Und wahrlich, auf dem Geſichte Hargitay's ſtrahlt das Leben ſelbſt. Solche Geſichter haben ſich nicht um das Schickſal des morgigen Tages zu kümmern, bei ihnen hat die Redensart „ſo lange wir leben“ keinen Sinn.

Sein ritterlicher Anzug, läßt ihn um zehn Jahre jünger erſcheinen, die feſtlichen Ideen des heutigen Tages hatten jede Furche von ſeiner Stirne geſtreift. Seine ganze Haltung iſt derart, als wenn dieſer Tag einzig und allein für ihn da wäre.

Wieder ein Kanonenſchuß. Der Schall macht die Fenſterſcheiben erzittern.

Johann von Hargitay berechnet die Reihen-

folge der kleinen Ereigniſſe, welche in einiger Ferne von ihm vor ſich gehen. Jetzt hat der Dampfer gelandet. Jetzt findet der feſtliche Empfang ſtatt. Jetzt ertönen die Glocken, der Feſtzug hat nun den erſten Triumphbogen paſſirt. Der Jubelruf der Menge erſchallt, vermengt mit den kräftigen Klängen der Muſik: jetzt ſind ſie auf der Brücke angekommen. Der Klang der Muſik und die Éljenrufe werden mit jeder Minute vernehmbarer, von dem Ufer her. Auf einmal ertönt ein ſtarker, langer Schrei; ſtärker, ſchärfer, durchdringender als alle bisherigen; man fühlt etwas wie einen Schauer in die Glieder fahren. Plötzlich tritt Stille ein, nur die Klänge der Muſik und das Glockengeläute iſt vernehmbar.

Hargitay aber betrachtet ruhig; nun ſteht ſeine Gattin und ſeine Tochter vor dem hohen Gaſte, deſſen gnädigſtes Lächeln ihnen zu Theil wird.

Plötzlich ſtockt die Muſik, und die Glocken hören auf zu läuten.

Einen Augenblick darauf läutet man wieder, — es iſt das aber ein Sturmgeläute.

Wie wenn große Gefahr droht, wo Jedermann zur allgemeinen Rettung Hand anlegen muß, erſchallen alle Glocken in allen Kirchthürmen, eine mit feiner, die Andere mit tiefer Stimme, aber alle traurig, und alle ſcheinen zu rufen: „Wehe! wehe! wehe!“

Von den Kirchthürmen konnte man die ganze furchtbare Szene überblicken.

Was kann dort geſchehen ſein? frugen einander die erbleichten Herren in den glänzenden Gemächern. — Iſt vielleicht ein Feuer ausgebrochen?

Von den Fenſtern des hochliegenden Gebäudes konnte man in keiner Richtung eine Feuersbrunſt erblicken, und doch riefen die Glocken fortwährend: „Wehe! wehe! wehe!“

Einen Augenblick ſpäter kündete dasſelbe ein lautes Gemurmel der Menge an.

Dieſes Gemurmel war aber ganz verſchieden von dem vorherigen. Es war das nicht jener lange anhaltende Ton, welcher durch das Wiederholen des Éljenrufes von Mund zu Mund entſteht, ſondern es war ein ſtürmiſches Geſchrei, welches fortwährend erſtarb, ſich aber nicht nähert, das nicht Begeiſterung, ſondern einen Schauer erzeugt.

Und kommt Niemand, der Nachricht brächte? Jedes Fenſter iſt voll von beſorgten Geſichtern, und alles frägt, was denn geſchehen ſei? Und Niemand iſt im Stande Auskunft zu geben; alles drängt ſich aus der Stadt hinaus, gegen die Donau. Niemand weiß was Seiner dort wartet.

Nach langer Zeit des bangen Wartens erſcheint ein altes Weib händeringend von der Richtung des Ufers kommend, und mit fieberhaft

zittender Stimme rufend: „Ach, Jesus Maria! ach, Jesus Maria!“

Das Weib eilt dem Stadthause zu, den Stadtchirurg zu avisiren, daß er mit seinen Instrumenten den Unglücklichen zu Hilfe eilen möge. Seine eigene Gattin hatte man auch todt aus dem Fluthen gezogen.

Johann von Hargitay beugte sich aus dem Fenster des Komitatshauses, und rief der eilenden Frau nach: „Was ist geschehen?“

Die Arme wurde schon von hundert Fenstern herab mit derselben Frage bestürmt; sie hörte aber nichts, und konnte nichts anders vorbringen, als: „Ach, Jesus Maria!“

Als sich das herzzerreißende Wehklagen des Weibes in der Ferne verlor, kamen einige Männer mit großem Geschrei auf das Komitathaus zu, sie mußten bei jedem Fenster stehen bleiben, dann drang ein Reiter durch den Haufen; einer jener berittenen Komitatshußären, die zur Aufrechthaltung der Ordnung beordert gewesen waren. Die Kleider voll Staub, das Gesicht voll Blut, als wäre er sammt seinem Pferde durch die blindstürmende Menge niedergetreten worden. Unbedeckten Kopfes sprengte er dem Thore des Komitatshauses zu, wo sein scheu gewordenes Pferd kaum mehr zu bändigen war.

— Was ist geschehen? Rede! — rief ihm Hargitay entgegen.

Der Hußár konnte ſich kaum im Sattel halten, und hatte nicht Zeit, den Fragenden anzublicken, — vielleicht würde er gar nicht geantwortet haben, wenn er ihn erkannt hätte.

— Die Brücke iſt eingeſtürzt; die Damen ſind alle in der Donau umgekommen.

Johann von Hargitay ſtieß einen Schrei aus, als hätte er einen tödtlichen Stoß erhalten.

— Meine beiden Judithe! (Seine Frau und ſeine Tochter führten denſelben Namen.)

Und dann fing an ſein ſchönes lebensfrohes Geſicht zu lächeln und ſich roth zu färben, und wurde immer röther, und lächelte immer mehr. Einige Augenblicke konnte man nicht wiſſen: ob er wahnſinnig wird, oder ob er ſtirbt? Aber dann auf einmal verging das Lächeln, die Farbe ſeines Antlitzes ging in das Fahle über, die ſtattliche Geſtalt ſtürzte ſo wie er ſtand: in goldbeſchnürtem und reichverbrämten Galakleide, in der Hand den Paradeſäbel mit dem ſilbernen Griff — zuſammen, und ſchlug im Hinſinken erſt mit den Knieen, dann mit den Ellbogen, und endlich mit der Stirne an den Marmor des Fußbodens.

Wahrlich! er hatte recht! Alle ſeine Vorfahren ſtarben dem Tode kühn in's Auge ſehend. Jetzt iſt auch er in ihrer Geſellſchaft.

Und wenn ſeine beiden Judithe die Reiſe in

das Jenſeits angetreten, ſo konnte er doch beſſer eilen, als jene, — er kam ihnen zuvor.

Ob ſie aber auch dahin unterwegs ſind?

* * *

Als der vermorſchte Querbalken der Brücke entzweibrach, fiel die eine Hälfte des niederfallenden Theiles mit allen dort Stehenden unter das Joch, während der andere Theil durch eiſerne Bänder feſtgehalten, in der Luft hängen blieb, nur die Menge rollte in's Waſſer. Ein Theil des Geländers fiel ihnen nach, wen ein Stück traf, der war todt.

Nach einigen, eine Ewigkeit dauernden Minuten tauchte der hinuntergeſtürzte Theil der Brücke mehrere Klafter abwärts auf die Oberfläche der Donau.

Welch' ein ſchauerlicher Anblick.

Mehr als zweihundert Menſchen, Männer und Frauen in einem wirren Knäuel verwickelt, wie ein Haufe Gewürm, welcher ſammt dem Obſte, an welchem er ſaß, vom Sturme weggeriſſen worden, klammerten ſich die Unglücklichen in ihrer Verzweiflung an die hinabgeſtürzten Balken und aneinander. Hie und da taucht aus dem Waſſer oder unter dem Gebälke eine flehende Hand empor, während der Kopf nicht mehr ſichtbar wird. Das aufgelöste Haar ohnmächtiger Frauen ſchwebt in dunklen Linien über den Wellen.

Kein einziger Ruf um Hilfe erſchallt. Das Entſetzen hat ſie Alle ſtumm gemacht. Der ganze Menſchenknäuel läßt ſich lautlos in tödtlicher Betäubung auf dem gefährlichen Floſſe durch die Fluthen langſam fortſchwemmen.

Dieſe ſind noch leicht zu retten. Was geſchieht aber mit Jenen, die von der entgegengeſetzten Seite der Brücke, ohne ein rettendes Holzſtück erfaßt zu haben, in einen Knäuel verworren, hinabgeſtürzt ſind, und welche durch die eigene Laſt untertaucht, unmittelbar in jene Tiefe ſinken, wo am Grunde der Donau die Muſchelthiere leben!

Zwiſchen dieſen Unglücklichen befanden ſich die beiden Judith und Johann von Hargitay, die Frau und die Tochter und mit ihnen Béla, der abgewieſene Freier.

In dem Augenblicke, als die ganze Menge ſammt der Brücke mit fürchterlichem Gepraſſel im Sinken war, wurde die ganze Seele Judith's von einem Gedanken erfaßt: ach! alſo jetzt ſterben wir!

Dies iſt alſo die Löſung der peinlichen Frage: der Tod. Das Mädchen erſchrack nicht vor dem Schreckbilde, in deſſen Gewalt ſie war; dieſes Schreckbild war ihr ſchon ſeit langer Zeit bekannt. Oft dachte ſie ſchon darüber nach, oft fragte ſie ſich: welche Empfindung es ſein kann, wenn man von einer Höhe in das unbekannte Wellengrab ſich hinunterſtürzt? wie es dort unten

ausſehen mag? ob es lange dauert, bis man dort unten anlangt? ob es Schmerzen verurſacht? ob die Seele mit den Waſſerblaſen wieder in die Höhe kommt? ob es das Herz iſt, welches zuerſt bricht, oder der Kopf, welcher zu denken früher aufhört? Sie war längſt mit allen dieſen ſchauerlichen Gedanken vertraut, nur Eines hielt ſie zurück: daß es doch eine Feigheit wäre, ſich ſelbſt zu tödten. Nun iſt aber das Schickſal ſelbſt da, es zu vollbringen. Um ſo beſſer!

Während ſie dies alles noch einmal durchdachte, behielt ſie ihre volle Faſſung, auch dann noch, als die Wellen über ihrem Kopfe zuſammen ſchlugen.

Es war ihr nicht möglich, ihre Augen unter dem Waſſer zuzuſchließen.

Und wie entſetzlich war das!

Sie ſah neben ſich, unter ſich, über ſich überall bekannte Geſichter, in der verzweiflungsvollen Agonie des Todes; manche ſanken langſam hinunter, mit ſtarr geöffneten Augen, mit aufgedunſenen Wangen, leicht wie eine Feder, andere zuckten, das Geſicht verzerrt, die Augen krampfhaft geſchloſſen, mit ohnmächtiger Anſtrengung nach einem Gegenſtand toppend, an den ſie ſich anklammern könnten. Am ſchrecklichſten waren zwei ihrer Freundinnen, welche einander umſchlangen und ſo mit einander abwärts ſchwebten. Und der das Waſſer durchdringlnde Sonnenſchein ließ

ihr jedes Geſicht, jede Figur ſchauerlich grün erſcheinen.

Und alle dieſe Hunderte von menſchlichen Geſtalten lebten noch! Sie bewegten ſich, ſie warfen ſich hin und her, ſie zuckten in dem flüſſigen Lichte eines grünlichen, flüſſigen Elementes; die Hände haſchten noch nach einander, die Lippen öffneten ſich zum Hilferuf, die Augen bewegten ſich in ihren Höhlen, und doch war das hier ſchon das Reich des Todes.

Judith ſah den Tod, aber ſie fühlte ihn noch nicht. Sie hielt den Mund fortwährend geſchloſſen. Sie fühlte nichts Anderes, als den ſchweren Druck der Menge Waſſers auf ihre Bruſt.

Und dabei ſchien ihr, als wenn ihr Körper langſam ſich emporheben würde, — vielleicht eben weil ſie gar keine Anſtrengung machte. Die grüne Maſſe über ihrem Kopf wurde immer lichter, und ſie fing an das Treiben jener kleinen Fiſche zu unterſcheiden, welche zu Tauſenden auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, ſich an den Sonnenſtrahlen wärmen, und auf winzige Inſektlein lauern.

Die Geſtalt der Sonne drang wie das Konterfei einer vergrößerten Feuerkugel durch das Waſſer, und ihre in Millionen aufſteigenden Bläschen gebrochener Strahlen vereinigten ſich zu einem Regenbogen unter dem Waſſer.

Auf einmal ſchien ihr, als wenn eine Ge-

ſtalt wie eine himmliſche Erſcheinung inmitten dieſer Glorie zu ihr hinabſtiege. — Es war die Geſtalt ihres Geliebten.

Und als dieſe Geſtalt dem Mädchen erſchien, als dieſe Retterarme ihren Arm erfaßten, als nach einer Minute die Wellen ſich ihr öffneten und ſie Gottes ſchöne Welt wieder erblicken konnte, wie ſie die geſunde Luft mit entfeſſelten Lippen wieder einathmen konnte, und ihren Kopf auf der Schulter ihres Geliebten ruhen ließ, — ach! da dachte ſie mit inniger Wolluſt, wie das Leben doch ſo ſchön ſei.

Gerettet werden! Entriſſen werden aus dem Tode gerade durch die Hand deſſen, um deſſenwillen ſie ſich den Tod wünſchte! Dieſer Gedanke, dieſes Gefühl machte ſie glücklich. Aber nur für einen Augenblick.

Einen Augenblick nachher durchzuckte ein anderer Gedanke ihr Weſen, — ein Gedanke, der Hölle gleich.

— Was iſt aus meiner Mutter geworden?

Und gleich darauf, als eine prompte Antwort auf jene Frage aus dieſem tiefen Todtenreiche, fühlte ſie, wie eine krampfhafte Hand unter den Wellen ſie beim Fuße ergriff.

Judith fühlte alle ihre Sehnen erſtarren. Sie dachte an nichts Anderes, als daß jene Hand, welche ſich zwiſchen ſie und ihre Liebe drängte, ſogar jetzt aus der tiefſten Grabestiefe zu ihr

herauf greift, die Tochter zu erfaſſen, eben als ſie durch den Geliebten dem Leben und den unendlichen Räthſeln des Lebens zurückgeraubt wird; daß dieſe gewaltthätige Hand die Rettung verhindern will, und ſie mit ſich zurückzieht in das ſtille, ruhige Grab.

Judith leiſtete keinen Widerſtand, ſie faltete die Hände auf ihrer Bruſt, und ſchloß nun die Augen. Einen Augenblick darauf fühlte ſie, daß das Waſſer über ihrem Kopf wieder zuſammenſchlug.

Im nächſten Augenblicke war ſie durch den Arm Béla's abermals auf die Oberfläche des Waſſers gezogen, aber die gewaltige Hand zog ſie immer abwärts, hielt ſie immer feſt.

Sie fühlte, welche Anſtrengungen es ihrem Geliebten koſte, um bei dieſem Kampfe Herr über die Wogen bleiben zu können. Sie meinte: Verlaſſe mich, und rette Dich ſelbſt! . . . Es waren dies keine Worte, nur der Gedanke, aber ſie glaubte ihn auch ausgeſprochen zu haben; oder daß ihr Geliebter ſelbſt ihre Gedanken höre.

Die gewaltthätige Hand zog ſie aber fortwährend abwärts.

Sie war mit dem Kopfe ſchon länger unter, als ober dem Waſſer. Sie begann bereits die Beſinnung zu verlieren. Ein dumpfes Summen umſauste ihr Gehirn. Es war dies jener

Augenblick, wo die Seele und der Körper bereits getrennt von einander leben. Die Seele ist sich noch bewußt, sie denkt, aber die Nerven gehorchen bereits einem andern Herrn. Die Seele hat ihre Ruhe gewonnen, aber der Körper windet sich noch im Todeskampfe, zittert und sträubt sich gegen das Zunichtswerden.

Die Hand, welche sie in den Tod zog, wollte nicht loslassen.

Das Bewußtsein schwand gänzlich, sie fühlte nichts mehr . . . die mit dem Tode ringende Gestalt unter dem Wasser hatte sie in den Fuß gebissen.

Dieser Schmerz machte ihren Körper unwillkürlich zucken; sie stieß sich mit einer krampfhaften Bewegung auf die Oberfläche des Wassers. Nach diesem Stoß ließ die sich anklammernde Gestalt ihren Fuß los. . . Wer mag sie gewesen sein? . . todt ist sie jedenfalls.

Und jetzt wurde Judith von jener unbewußten Gewalt ergriffen, welche die mit einem schmerzhaften Tode Ringenden zu überraschen pflegt. Ihre Gedanken schwanden gänzlich. Sie umarmte krampfhaft ihren Geliebten, der sie bisher am Arme haltend, und mühselig schwimmend über den Fluthen hielt. Beide Arme hatte sie mit starrer Gewalt um seinen Leib geschlungen, um ihn mit sich unter das Wasser zu ziehen; dann preßte sie ihre Lippen an die seinigen, um

ihm mit einem letzten ſterbenden Kuſſe auch den Athem zu rauben; ſo ſenkten ſich die beiden Geſtalten langſam hinab auf den Grund der Donau und flogen zwei Seelen hinauf zum Himmel. . .

— Haho! . . Béla! . . Hieher! — rief eine bekannte Stimme von der Fläche des Waſſers. Ein Nachen glitt ſchnell über die Fluthen. In dem Nachen ruderte ein Mann. Dieſer Mann war Pußtafi.

Während Andere ſich beeilten den Lärm der Feſtlichkeit zu vermehren, ſaß er in dieſem Kahne und angelte ruhig; er war der Erſte, welcher an die unglückliche Schreckensſtätte eilte.

— Béla, hieher, hieher! — Von weitem ſchon erkannte er ſeinen Freund, der eben mit den Fluthen rang, und eilte ihm zu Hilfe. Béla hörte ſeinen Ruf nicht mehr, die tödtliche Umarmung hatte auch ihn in den Tod hinabgeriſſen.

Aber der Dichter läßt Diejenigen, die er liebt, nicht zu Grunde gehen.

Er ſuchte mit ſeinen Schifferhacken ſo lange, bis er ſie fand. Das Mädchen hielt auch jetzt noch ihren Geliebten umſchlungen, nichts konnte die Beiden mehr von einander trennen.

Der Dichter hob ſie Beide mit ſeinen kräftigen Armen aus den Fluthen, wie man ein Kind aus der Wiege hebt; dann legte er ſie in ihr Brautbett: auf den Boden des Kahnes.

Die beiden aneinandergeſchmiegten Köpfe legte er in ſeinen Schoß, und ſtrich ihnen das triefende verwirrte Haar von den Stirnen. Das Mädchen hatte den Myrthenkranz noch immer am Kopfe. Wie paßte er ihm jetzt ſo gut!

Keines gab ein Lebenszeichen: ſie ruhten unbeweglich neben einander.

Am entgegengeſetzten Ufer des Stromes ging es luſtig zu, Kähne, Pletten ſtießen vom Ufer; Jene, welche ſich an die Balkentrümmer geklammert hatten, trieb die Donau langſam abwärts. Am Ufer der Inſel jedoch war Alles ruhig. Dorthin lenkte Pußtafi ſeinen Kahn, ohne ſein Auge von den bleichen, erſtarrten Geſichtern ſeiner Lieben abzuwenden.

„Nun gehört Ihr einander für immer.“ . .

— — — — — — — — — —

Sonſt begünſtigte das ſchönſte Wetter das Feſt. Vom klaren Himmel lachte und brannte die Sonne, auf den Gaſſen und Plätzen duftete das verſtreute friſche Gras.

Einer, der das Schickſal bezwingt.

Pußtaſi wohnte in irgend einem drei=ſtöckigen Hauſe im innern Theile der Hauptſtadt Natürlich im dritten Stockwerke, und zwar des=halb dort, weil es, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, keinen vierten gab.

Seine Wohnung beſteht aus einem Vor=zimmer für ſeinen Diener, aus einem Arbeits= und einem Schlafkabinet.

Die Einrichtung iſt äußerſt einfach, den einzigen Luxus bildet der Bücherſchrank, worin in prachtvollen Einbänden die klaſſiſcheſten Werke der engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Lite=ratur prangen.

An den Wänden hängen verſchiedene Por=traits in Stahlſtich; aber nicht jene, welche man auf ungariſchem Boden in allen Häuſern findet, nicht jene ſchnurr= und kinnbärtigen Geſtalten, welche, als ſie dem Maler ſaßen, ihre Säbel um=gürteten, ihre Fäuſte feſt an den Griff drückend, als wollten ſie verhindern, daß die feurige Klinge nicht von ſelbſt aus der Scheide ſpringe.

Dieſe Stahlſtiche ſtellen glattraſirte Geſichter mit fremden Zügen vor, mit hohen, weißen Halskrauſen, in antiken Fracks. Nicht einer der ländlichen Beſucher des Dichters frug ſich ſelbſt bei Betrachtung dieſer Wandzier: weßhalb denn ſein Freund dieſe vielen Deutſchen halte? Als er aber dieſelben näher betrachtend die Unterſchriften las, konnte er ſich eines leichten Schauers nicht erwehren. Der mit dem gefurchten, gallichten, ſatyriſchen Geſicht, mit dem zurückgeſchlagenen Hemdkragen, welcher Hals und einen Theil der Bruſt offen läßt, iſt: Marat; — dieſer erhobene Kopf mit den maſſiven Zügen, dem offenen Blick und jener Mauerbrecher gleichenden Stirne iſt: Danton; — jene geſchmiegelte Geſtalt: Robespiere; dieſes junge, beinahe kindliche, ovale Geſicht gehörte einſt dem furchtbaren Saint Juſte; und der geiſtreiche Frauenkopf mit dem altgriechiſchen Haarſchmuck ſtellt Madame Roland vor. Ueber dem Schreibtiſch hängt das Portrait Beranger's. Auf dem Tiſche ſelbſt liegt die Lieblingslektüre des Dichters, das Buch der Girondiſten, aufgeſchlagen.

Der Dichter ſelbſt ſitzt an ſeinem Tiſche, die Fenſterläden ſind geſchloſſen, die Kerzen in den Leuchtern bis an den Stumpf abgebrannt. Vor ihm liegt ein begonnenes Gedicht, deſſen Titel:

„Caſſius," „Tell," „Desmoulin."

Wer wird der Vierte ſein?

Der Dichter erhebt ſich von ſeinem Tiſche und beginnt unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen, währenddem er eine große Denkmünze in die Luft ſchleudert, um ſie mit der flachen Hand aufzufangen; dann ſetzt er ſich abermals und ſchreibt weiter.

Das Gedicht iſt bereits zur Hälfte fertig, aber der Schluß will nicht gelingen. Nein, nein, es gibt keinen Gedanken, welcher dazu paſſen würde . . . Er lieſt, was er ſchon geſchrieben. „Elendig," murmelt er dann in ſich hinein, zerreißt das Ganze und knittert es in den Fäuſten zuſammen um es hinter den Ofen zu werfen. So pflegte er ſeine Werke zu korrigiren.

Da klopft der Diener an die Thüre.

— Was gibts? — rief Pußtafi, den Riegel zurückziehend.

— Zwei Damen wünſchen einzutreten.

— Zu mir? . . In der Nacht?

— Schöne Nacht das, — brummte der alte Diener — es iſt bereits 11 Uhr Vormittag.

Dann öffnete er die Fenſterläden. Es war ein regneriſch-düſterer Märztag, man konnte ſchwer gewahr werden, wann es Tag geworden.

— Nun, ſo laſſen Sie die Damen herein, wenn ſie mich durchaus ſprechen wollen.

— Wollen Sie ſich früher nicht ankleiden?

— Hab' ich mich denn ausgezogen ſeit geſtern?

— Wenigſtens ſollten Sie andere Stiefeln nehmen, dieſe ſind ja ganz kothig.

— Wenn die ganze Welt kothig iſt, warum könnten es meine Stiefeln nicht ſein.

Der Dichter hatte ſeine mürriſchen Stunden, wo bei ihm die Verachtung der Eitelkeit bis an den Cynismus grenzte.

Nach einigen Minuten konnte man das Rauſchen von Frauenkleidern vernehmen, bald darauf wurde leiſe an die Thüre geklopft.

— Herein!

Zwei Damen, eine junge und eine ältere traten ein.

— Ah, Sie ſind es?! — rief Pußtafi mit freudiger Stimme, der jungen Dame die Hand entgegenſtreckend — wie freut es mich, Sie zu ſehen.

Die Dame war Judith von Hargitay.

— Wiſſen Sie, daß ich abergläubiſch bin, — ſagte Pußtafi, indem er ſeine Gäſte zum Divan führte und Platz nehmen hieß, — denn ich prophezeihe mir meinen Tag, ob er angenehm oder unangenehm ſein wird, daraus, ob ich ein liebes, oder ein verhaßtes Geſicht zuerſt zu ſehen bekomme. Heute werde ich daher einen epochal guten Tag haben.

— Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen Ihre Zeit und Ihre Gedanken raube, — ſprach Judith, die Hand des Dichters drückend.

— Dann haben Sie ſich auf den Raub ſehr werthloſer Gegenſtände verlegt.

— Meine Tante Charlotte v. Gyöngyi — führte Judith ihre Begleiterin auf.

Die kleine lebhafte Frau, die ſich trotz ihrer Jahre noch im Beſitze vieler Reize fühlte, hatte ſich bereits entſchloſſen, ein geiſtreiches Kompliment anzubringen, als Pußtafi, dies aus ihren Zügen herausleſend, den zu entfeſſelnden Redeſtrom ſtaute, und gerade auf die Sache losging.

— Mit was kann ich zu Dienſten ſtehen?

— Mit Ihrem guten Rathe!

— Den können Sie im Voraus haben; bevor ich den Gegenſtand gehört hätte . . . Was Sie wünſchen . . . iſt nur billig.

— Ich wünſche Schauſpielerin zu werden.

Pußtafi zog gewaltig die Augenbrauen zuſammen und dachte, daß es doch nicht gut geweſen ſei, den Wunſch ſeines Gaſtes „in bianco“ zu unterſchreiben.

— Sie bereuen, daß Sie meinen Willen in Voraus billigten?

— Wahrlich Sie beſitzen eine gute Polizei in Ihren ſchönen Augen . . .

— Und Sie einen ſehr ſchlechten Sekretär

in Ihren Zügen . . . Mein Entſchluß hat keinen Gefallen bei Ihnen gefunden? . . .

—Weßhalb nicht? — ſprach der Dichter mit Ironie, — gegen den Beruf habe ich keine Einwendung; denn dieſer ſteht um eine bürgerliche Rangſtufe höher, als der meinige; hinſichtlich ſeines Glanzes übertrifft er Alles, und was die Befriedigung der Leidenſchaften anbelangt, ſo gibt es keine Laufbahn, keine geſtaltende Kunſt, welche im Momente des Schaffens ſo viel wahren Genuß bieten möchte. Doch wollte ich früher wiſſen, ob Sie mit ſich ſelbſt und Ihren Fähigkeiten abgerechnet haben. Wiſſen Sie es, haben Sie es reiflich erwogen, was Alles die Laufbahn einer Schauſpielerin erfordert?

Die gute Tante beeilte ſich in dieſer heiklen Angelegenheit mit der Antwort Judith zuvorzukommen; da dieſe ſich ihrer eigenen Talente ſchicklich nicht rühmen konnte.

— Ach! Herr Pußtaſi, wenn Sie ſie hören möchten, als ſie Ihre Gedichte deklamirt! . . . dieſe Stimme, dieſes Gefühl! . . . . .

— Bitte, bitte, ... beſchwichtigte ſie Pußtaſi, — ich fragte nicht nach der Stimme, nach dem Gefühl. Das ſind Dinge, ohne welche man beim erſten Auftreten durchfällt und von ſeiner Krankheit geheilt wird. . . Ich frage ob Sie waſchen, biegeln, nähen und kochen können? denn das iſt die Hauptſache. Die Zivilliſte un-

ſerer Bühnenköniginnen iſt nicht ſo hoch bemeſſen, daß es zur Erhaltung eines Miniſteriums genügte. Hat die Königin eine große Rolle zu ſpielen, muß ſie vor dem Grauen des Morgens bereits auf den Beinen ſein; denn ihre auswärtige Wärterin ſchläft noch. Dann kocht Ihre Majeſtät ihr Frühſtück, während welcher Beſchäftigung ſie ihre Rolle einſtudirt, um auf acht Uhr, wo die Probe ſtattfindet, fertig zu ſein. Um eilf Uhr kehrt die Königin nach Hauſe, macht Feuer und Einbrenn, denn die Wärterin verſteht ſich hiezu nicht, und die Gaſthauskoſt kömmt zu hoch. Während des Kochens werden die Hauptmomente der Rolle durchdacht, dann beeilt ſie ſich mit dem Diniren ſchnell fertig zu werden, was um ſo leichter geſchieht, als das Diner ſehr kurz iſt. Jetzt müſſen die Garderobeſtücke hervorgenommen werden; dieſes Kleid braucht einen neuen Aufputz, jenes muß dem Zeitalter des Stückes angepaßt, umgeändert, das dritte aber gar gebiegelt werden. Während dieſer Beſchäftigung vermag ſich die Königin ganz in ihre Rolle hineinzuleben. . . . Dann kommt die Herrlichkeit, der Ruhm! . . Die Königin wird mit Applaus, mit Triumphgeſchrei empfangen, nach jedem Akt dreimal gerufen, und die Königin ſeufzt; wenn man ſie nur nicht ſo oft rufen möchte, daß ſie noch vor der Thorſperre nach Hauſe käme, um dem Hausmeiſter die zwei

Groſchen Sperrgeld nicht zahlen zu müſſen. . . . Verſtehen Sie ſich zu Alledem.

— Ja, weil ich mich dazu verſtehen will.

— Das ſind ſehr kräftige Worte. Aber es wird Ihnen auch gut ſein zu wiſſen, daß die Muſen ſammt ihrem Vater Apollo ſchon in den Zeiten der Arachen und des Marſias einander neidig geweſen ſind. Apollo läßt auch heute ſeinen Nebenbuhlern die Haut abziehen. Es gibt unangenehme, unausſtehliche, undankbare Rollen, welche hier und dort dem Regiſſeur an den Kopf geſchleudert werden, bis ſich eine Hand findet, welche ſie behält. Die Königin kann nicht immer Königin ſein; morgen z. B. muß ſie einer anderen, viel geringeren als ſie iſt, die Schleppe nachtragen. Unmuthig betritt ſie die verhaßten Bretter, und wandert nach Plätzen, die Andere verlaſſen hatten; ſpielt Ammen, alte Weiber, drollige Schwätzerinnen, lauter Rollen, die ihr widerlich ſind. . . .

Was macht ſie jetzt? . . . Sie duldet, ſchweigt und ſchaut ruhig zu, wie ſchön man Jemanden lebendig begraben kann . . . Oder ſie duldet nicht, ſondern verlegt ſich auf's Intriguiren: ſie fängt ſich einen Zeitungsſchreiber, der für ſie jammert, das koſtet wenig, ein gutes Wort, ein Lächeln, . . . nützt aber auch nicht viel. Beſſer iſt es, wenn ſie ſich an eine von zwei wetteifernden Parteien anſchließt, oder auch an beide; ſie hetzt eine Primadonna gegen die andere, erobert

ſich einen der Koriſäen, oder auch mehrere, vielleicht auch den Regiſſeur, oder gar den Direktor ſelbſt, wo nicht den ganzen ſiebenköpfigen Drachen? Ihr Ruf leidet dadurch nichts . . . Will ſie aber großen und ſchnellen Erfolg ernten, da wäre eine höhere Protektion . . . . . Sie erröthen: Verzeihung, ich ſpreche nicht weiter, wollte auch nur im Allgemeinen geſprochen haben . . . Sie können dulden . . .

— Ja, ich will dulden, und durch Fleiß mich auszeichnen.

— Jetzt ſagen Sie mir die Urſache, welche Sie zu Ihrem Entſchluße bewog?

— Ich wollte eben dort beginnen. Sie ließen mich nicht ſterben, als ich es thun wollte. Sie gaben mich dem Leben zurück, wo ich ſchon im Tode mein Ziel erreicht hatte. Jetzt ſehen Sie zu, was Sie mit einem Weibe anfangen, welches ſich ihr Leben einrichten will . . . Als ich nach jenem fürchterlichen Tage meine Beſinnung wiedererlangte, frug ich: wo iſt mein Vater, wo iſt meine Mutter? . . Die Umſtehenden antworteten nicht, ſondern wandten ſich ab, und trockneten die Augen. Draußen im Hofe ſang und betete man; in den Thürmen läuteten die Glocken; damals begrub man ſie Beide. Ich hörte, wie die zwei Todtenwägen über das Pflaſter holperten, und hörte die Schritte des Trauergeleites, als es paarweiſe vor den Fenſtern vorüberſchritt . . .

Ich konnte ſie nicht einmal als Todte mehr ſehen. Sie ſchieden im Zorn von mir, mit der fluchenden Hand über meinem Haupte.

Wenn ich einen Gedanken habe, der oft wiederkehrt, und den ich dadurch bannen will, daß ich ſeine ganze Schauerlichkeit ausbeute, ſo iſt es der: ich glaube noch immer, daß die Hand, welche mich an jenem böſen Tage unter dem Waſſer ergriff, die Hand meiner Mutter geweſen iſt, und ich ſtieß ſie von mir, ich ließ ſie ſterben, während ich gerettet wurde, daß ich lebe, daß ich nach dieſer fürchterlichen Stunde nicht wahnſinnig wurde, macht mich glauben, daß mir das Schickſal eine Miſſion beſchieden hat. Es kann dies eine lächerliche Schwärmerei von mir ſein, doch bin ich ſo überzeugt.

Nach Ablauf des Trauerjahres werde ich Lávay's Gattin. In der Stunde, wo dies geſchieht, kann ich nichts mehr mein Eigen nennen, als mich ſelbſt. Meine Eltern hinterließen ein Teſtament, welches ſie bloß zu meiner Einſchüchterung verfaßt hatten, nicht ahnend, daß der morgige Tag ſchon der Tag der Ewigkeit ſein werde. Dieß drohende Schriftſtück iſt im Archive des Komitates hinterlegt, laut deſſen Sinn ich am Tage wo ich Béla die Hand zum ewigen Bunde reiche, auch die Armuth mit mir in ſein Haus bringe. Arm zu ſein iſt noch kein ſo großes Uebel; weder Er, noch ich ſchrecken davor zurück, denn Er lebt beſcheiden nach ſeiner Arbeit und

auch ich begnüge mich mit meinem beſcheidenen Looſe. Aber das viele Unglück, das mich heimgeſucht, hat mich zur Profetin gemacht. Womit mir einſt meine Eltern, meine Bekannten gedroht, daß Béla wegen ſeiner Prinzipien, für die er kämpft einſt ein Verfolgter, ein Verbannter, ein Gefangener ſein wird, das iſt in mir zum Glauben geworden.

Man hat jedoch damit nicht das Bezweckte erreicht. Statt mich zurückſchrecken zu laſſen, habe ich mich entſchloſſen, mein Schickſal von dem ſeinigen nicht zu trennen. Er wird Jemanden benöthigen, der ihm beim Wanken aneifert, im Unglücke ſchirmt, und wenn er ſeinem Verderben entgegeneilt, rettet.

Deßhalb iſt mir eine Laufbahn nöthig, welche ich mir ſelbſt ſchaffe, und von welcher ich dem Schickſal muthig ins Auge blicken kann, wenn es die Laune anwandeln ſollte, mit einem Weibe zu kämpfen.

— Ach Weib, wie erhaben biſt Du in deiner Liebe! — rief der Dichter mit Begeiſterung und drückte die Hände des Mädchens. — Einem ſolchen Willen gegenüber iſt mein Wort nur ein Hauch!

— Ich habe es von Ihnen erwartet, daß Sie mir nicht widerrathen werden. Ich kam um mir Ihren Rath zu erbitten, um Sie zu fragen, wie ich es anfangen, wohin und an wen ich mich wenden ſoll?

Pußtafi dachte einen Augenblick nach, dann fuhr er plötzlich in die Höhe.

— Ich habe eine Idee. Kennen Sie die beſte, die erſte ungariſche Tragödie?

— Ich kenne ſie, aber wenn ich nicht irre, iſt deren Aufführung verboten.

— Dann meinen Sie ſchon dieſelbe, die ich. Lernen Sie dieſe Tragödie. Bis Sie damit fertig ſind, wird jene Zeit bereits herangerückt ſein, wo Schauſpiele nicht mehr verboten werden.

— Dann müßte dieſe Zeit ſchon morgen heranbrechen.

— Wer weiß es? Morgen werde ich Sie aufſuchen. Wo iſt Ihre Wohnung.?

— Bei meiner Verwandten in der Hatvanergaſſe, vis a vis der Landerer'ſchen Druckerei.

— Ich werde Sie beſuchen.

— Ich bitte Sie aber mit Béla kein Wort darüber zu ſprechen.

— Dann iſt es gerathen, wenn Sie ſich auf der Gaſſe nicht zeigen, denn wenn er erfährt, daß Sie hier ſind, wird es Ihnen nicht möglich ſein, Ihr Geheimniß vor Ihm zu bewahren. Auf Wiederſehen . . .

Pußtafi gab ſeinen Gäſten bis zur Stiege das Geleite, dann kehrte er in ſein Zimmer zurück und blieb vor dem Portrait der Madame Roland ſtehen, welches er lange, und ſinnend betrachtete.

— — — — — — — — — —

Abermals folgte ein düsterer, regnerischer Märztag.

Die Gassen waren schwarz vom Koth, der Himmel weinte bittere Thränen. Wen sein Schicksal nicht hinaustreibt, verhält sich schön ruhig zu Hause. Judith hielt das Wetter sehr passend dazu, um die dramatische Rolle, welche ihr Pußtafi aufgegeben, einzulernen. Sie hatte auch die Nachdamit zugebracht, nun braucht sie nur einzelne Partien nachzuholen.

Mit dem Buche in der Hand saß sie am Fenster, ganz versunken in die in ihrer Phantasie lebendig gewordenen Bilder und Gruppen einer großen Zeit, welche ein riesiger Geist in massiven Gestalten nun geschaffen hatte.

Plötzlich dünkte es ihr, als wäre das Toben, welches den Thron des Königs Andreas von Jerusalem gleich wüthenden Meereswogen erschütterte, wirklich hörbar . . . Dies rührt nicht von den heraufbeschwörten Geistern her, dies ist nicht mehr Einbildung, sondern Wirklichkeit . . . Das Toben kömmt von der Gasse, als wäre es die Fortsetzung der Worte Petur-Bán's . . .

Wäre sie nicht so stark in ihr Studium vertieft gewesen, wenn sie es der Mühe werth gefunden hätte, einen Blick durch das Fenster auf die Gasse zu werfen, müßte sie es wahrgenommen haben, daß seit einer Viertelstunde trotz des Regens einzelne Männergruppen hastig vorüber

eilen, einem bestimmten Ziele folgend, welches sehr dringend scheint. Nach kurzer Zeit kehren dieselben Gruppen mit neuen vermehrt durch die Hatvanergasse zurück.

Das dumpfe Getöse, das unbekannte Toben nähert sich immer mehr und mehr. Judith sah die Volksmasse heranziehen, und konnte sich nicht erklären, was es zu bedeuten habe? War dieser Lärm ein Jubel, eine Huldigung, rührte er von Zorn oder Entrüstung her? . . . Nichts von alledem.

Der größte Theil der Masse bestand aus jungen Männern.

Den Fenstern Judith's gegenüber stand ein drei Stock hohes Haus, in dessen erstem Stockwerke sich das Nationalkasino, in den ebenerdigen Räumen aber die Landerer'sche Druckerei befand.

Dieses Haus war der Brennpunkt der Geschichte jenes Tages.

Und dieser Tag war der erste Tag der Geschichte der freien Presse.

Wer ein sehr gutes Gedächtniß hat, wird sich vielleicht noch erinnern, daß dieser Tag der 15. März gewesen. Viele werden seiner schon längst vergessen haben.

An diesem Tage waren zwei Namen von beinahe allen Lippen hörbar: Pußtafi und Lávay. Wie lange sind diese Namen schon verklungen sammt allem, was damals geschah.

Doch wir ſchreiben ja keine Geſchichte, ſondern einen Roman.

An dieſem Tage alſo war es Mode für Jedermann auf der Gaſſe zu ſein.

Solche Tage haben kein beſtimmtes Programm, aus welchem man erſehen könnte, ob das Ende ein Schauſpiel, oder eine Tragödie ſein wird?

Im größten gedränge begegnete Pußtafi Judith. Erſterer mußte natürlich überall dort zu finden ſein, wo ſich Béla befand. Pußtafi dachte darauf, daß ſich das arme Kind hier nicht am rechten Orte befinde; vielleicht bangte es ihm auch für Béla, daß, wenn dieſer Judith gewahr wird, ſeine Seele die Kampfbereitſchaft verliert. Er näherte ſich daher ſchnell dem Fräulein, und zog es unter eine Thorwölbung.

— Wo gehen Sie hier herum?

— Dort wo Sie.

— Sie ſollten aber anderswo ſein.

— Haben Sie ſchon vergeſſen? Geſtern kamen wir überein, daß Sie in einer Tragödie Ihr erſtes Theaterdebut verſuchen werden, welche geſtern noch verboten war. Heute iſt ſie es nicht mehr. Sehen Sie, ich habe auch daran gedacht. Ich habe bereits mit dem Direktor geſprochen. Man erwartet Sie zur Probe. Beſinnen Sie ſich nicht zu lange. Sie ſehen ja, daß heute ein Tag iſt, wo jede Stunde ein Jahr gilt. Heute iſt

Alles möglich, ſelbſt das Unmögliche. Folgen Sie mir in's Theater, damit ich Sie dem Direktor vorſtelle.

Der Regen fiel in Strömen. Judith lief ohne Regenſchirm auf der Gaſſe herum. Pußtaſi erhaſchte einen kleinen hinkenden Mann, der einen Regenſchirm trug.

— Halten Sie, lieber Bürger, wie iſt Ihr Name?

— Heiße Melchior Glanz — zu dienen, bin Gehilfe im Rochusſpital.

— Nun, geben Sie Ihren Regenſchirm her. Mein Name iſt Pußtaſi.

— Ach ich bitte, mit tauſend Freuden. Habe die Ehre. Wer würde Sie nicht kennen? Bitte, belieben.

— Beim Theater erhalten Sie ihn zurück.

— Hat keine Eile, keine Eile. . . .

Der kleine Mann übergab ſeinen Regenſchirm, und hinkte von dannen, indem er ſich vor Freude die Hände rieb, daß ihm ein ſolches Glück widerfahren. Pußtaſi aber eilte mit Judith dem Theater zu. Je näher ſie kamen zu jenem zauberhaften Heiligthum, zu jenem heißerſehnten Olymp ſo manches jugendlichen Herzens, umſomehr zitterte Judith an allen Gliedern. Sie war gezwungen, ſich in die Lage zu fügen, welche ſie ſelbſt heraufbeſchworen; ein neues Leben zu beginnen auf den weltbedeutenden Brettern, zu einer Zeit, wo auch

die Außenwelt ein neues Leben begann. Sie ſollte ſpielen, während das Schickſal mit ihr ſein Spiel trieb.

Nachmittags zog das bewegte Volk nach Ofen hinüber.

Was kann dort geſchehen ſein? davon wußte Niemand.

Viele der Schauſpieler, welche ihre Rollen bei der Probe beendet, liefen hinüber, um zu ſehen, es kam aber keiner zurück.

Und Judith war genöthigt zu bleiben, ohne Nachricht von Béla zu erhalten. — Während dem liefen die Vorbereitungen im Theater ihren Gang; es kam der Abend, und die Lampen wurden angezündet.

Noch wußte Niemand, was in Ofen geſchah.

Nur Judith wußte, welch' ein zweifelhaftes Drama da drüben abgeſpielt wird, von deſſen Ausgange es abhängt, ob man ihr heute einen Kranz, oder das Haupt ihres Geliebten vor die Füße werfen werde.

Die Zeit der Vorſtellung rückte heran. Das Theater begann ſich zeitig zu füllen. Man gab ja gewiſſermaßen zur Krönung des Tages ein Stück welches ſeit zehn Jahren verboten war.

Judith mußte über ihre Rolle nachdenken; über jene Rolle, welche voll der ſchmerzlichen

Beziehungen zu einem Empörer ist, deren jedes Wort ihre Seele an die Ereignisse des heutigen erregten Tages knüpft.

Und in einem solchen Zustande aufzutreten, das erste Mal, vor einem glänzenden Publikum! . . .

Man läutete bereits vor den Ankleidezimmern; zwischen den Kouliſſen begannen sich die glänzend kostümirten Gestalten mit den historischen Nasen und Bärten zu gruppiren. Auch Judith legte ihre Rolle bei Seite, zog ihr goldgesticktes Kleid an, setzte sich das Diadem auf den Kopf und trat in den beleuchteten papierenen Palast hinaus. . . Wie gerne hätte sie ihr glänzendes Kostüm von sich geworfen, um mit aufgelöstem Haare durch die kothigen Straßen zu eilen und anstatt den klingenden Jamben auszurufen: laßt ihn, thut ihm nichts zu Leide! . . . .

Oh! wie wird sie heute mit ihrer Rolle durchfallen! Man läutete bereits das erste Mal den Kouliſſen-Maschinisten.

— Judith! . . Hier bin ich! rief eine Stimme hinter den Kouliſſen.

— Béla! schrie Judith auf: und in demselben Augenblick war Alles vergessen, ihr Kostüm, ihr Rolle, das Theater, die sie umstehenden historischen Gestalten . . . . . sie warf sich ihrem Geliebten in die Arme.

Hätte ein Weib anders thun sollen.

In den Zügen Lávay's ſpiegelte ſich der Triumpf des Tages ab. Man brauchte nicht zu fragen, was geſchehen ſei; wer ihn anſah, mußte es wiſſen.

Im nächſten Augenblicke war Béla den Armen Judiths entriſſen; und ſie mußte zuſehen, wie er von den papierenen Königen mit den hiſtoriſchen Naſen, von den Herzoginen mit dem falſchen Schmuck ebenſo behandelt wird, wie ſie ihn vor einem Augenblick behandelt hatte . . . Es war ja dies ein Tag, wo ſich zwanzigtauſend Menſchen abküßten, die ſich im Leben nie geſehen. Gleich nach Lávay erſchien Pußtafi; auch ihm widerfuhr es, wie ſeinem Freunde.

Es wurde zum zweiten Mal geklingelt.

Die Helden mußten von der Bühne flüchten, der Vorhang ging in die Höhe.

Das Theater war voll, Alles kam zufrieden, mit freudigem Gemüth. Vor ein ſolches triumphbeſeeltes Publikum mußte Judith treten; doch ſie war die Seeligſte, die Stolzeſte von Allen.

Welcher Beifall! . . .

Gegen Ende des erſten Aktes gab es ſchon mehr Applaus unten als Reden auf der Bühne. Als der Akt vorüber, wurde Judith ſechsmal, die Uebrigen einzeln einmal, und wieder Alle insgeſammt gerufen. Das war nicht genug. Das Publikum wollte das Gedicht Pußtafi's von der Bühne herab hören .. Einer der glänzenden papierenen Fürſten mußte

es unternehmen, dasſelbe ex impromptu zu deklamiren. Auch das genügte nicht; das Publikum wollte Pußtaſi ſehen, dann Lávay, dann alle Redner des heutigen Tages. Dieſe gaben dem Volkswillen nach, und erſchienen auf der Bühne mit kothigen Stiefeln und Kleidern, zerquetſchten Hüten; ... das Volk verlangte, daß ſie ſprechen ſollen; ſie thaten es mit heiſeren Kehlen, das Volk verlangte den Rákóczy, er wurde aufgeſpielt ... Unendlicher Jubel .... das Theater, welches ſchon beim Beginnen voll geweſen, füllte ſich noch mehr. Einer klammerte ſich auf den Rücken des Anderen und klatſchte, jubelte und deklamirte; aus den Logen langten die herrſchaftlichen Gäſte mit ihren Händen herab, um die im Partere Erſtickenden zu ſich hinauf zu ziehen; und als auch die Logen ſchon vollgepropft waren, als man vor dem unendlichen Getöſe nicht einmal mehr die Klänge des Rákóczymarſches unterſcheiden konnte, da trat Pußtaſi vor den Souffleurkaſten und erhob die Hand ...

„Stille!“

Pußtaſi will ſprechen .....

Im Momente herrſchte Stille.

— Bürger! — ſprach Pußtaſi mit, in Folge der Tagesmühen angegriffener Stimme — der heutige Tag iſt beendet ... Kehren wir ruhig nach Hauſe .....

Und Alles ging ruhig nach Hauſe, wie es der Held des Tages gewünſcht.

Es folgte ein ſo ſtille, ruhige Nacht, daß man nicht einmal einen verſpäteten Ruf vernehmen konnte.

Aber Judith konnte auch dieſe ruhige Nacht nicht in den Schlaf wiegen.

Als ſie nach Hauſe kam, und auf ihrem Lager die Augen ſchloß, da bemerkte ſie erſt, daß dieſe Finſterniß bevölkert iſt, daß die Stille vom Echo widerhalle. Alles ſauſte ihr in den Ohren, Alles ſtand vor ihren Augen, — das Bild des heutigen Tages: die Töne, ihr Zittern und ihre Freude.....

Vor ihrem Geiſte wogten noch immer die Volksmaſſen, ſie hörte noch immer ihr Geſchrei, ſie empfand noch immer die verzweifelnde Furcht, den ſeligen Stolz über die Auszeichnung ihres Geliebten; da ſtand vor ihr die Bühne, ihr erſter Verſuch, der glänzende Erfolg, die Tauſende von Gaslichtern und die tauſendfachen Empfindungen des Momentes.... Alles dies lebte, athmete und tobte vor ihrer Seele. Das war eine Lebensgeſchichte für ſie, deren Kataſtrophen ein Jahrhundert ausfüllen könnten, und die in einen einzigen Tag zuſammengedrängt ſind.

Iſt es ein Wunder, wenn ein ſolcher Tag keine Nacht hatte?

Neues Leben.

Einige Monate hielt ſich jene Mode, wo Jedermann ſchöne, prächtige Federn am Hute trug; der Eine eine weiße, der Andere eine ſchwarze, Viele wieder roſenfarben, von denen ſie freilich glaubten, daß ſie eigentlich roth ſeien. Es war eine förmliche Wette darum: wer ſchönere, wallendere Federn habe. Was die Nationalkokarden betraf, da entfaltete ſich ſchon ein förmlicher Luxus; dieſe wurden aus Sammet verfertigt, mit dem ſilbernen Wappen Ungarns in der Mitte. Man begann auch, ſie ſternartig zu bilden, damit ſie von Weitem ſich wie der Orden eines mediatiſirten Fürſten ausnähmen. Und als ſogar die Union Siebenbürgens mit Ungarn ausgeſprochen wurde, da fügte man zu den rothweiß-grünen Farben noch die blaue und goldgelbe, was dann buntſchimmernd genug ausſah.

Gegen das Ende des Sommers ſchien es aber, daß die Feder doch nicht denjenigen Dienſt leiſte, den man von ihr erwartete; weder diejenige, welche den Hut ſchmückte, noch jene, mit welcher die zornſprühenden Leitartikel geſchrieben wurden,

am wenigſten aber die, auf deren Pflaum ſich ſo ſüß träumen ließ. Die Mode begann zu wechſeln, man fing an, kleine beſchnürte Kappen zu tragen.

Vor Judith's Fenſtern zieht gerade die Werbung mit Muſik vorüber, welcher ein Haufe junger Rekruten folgt; Viele unter ihnen gehören zu Freunden, zu den Kollegen Láváy's: Advokaten, Aerzte, gelehrte junge Männer.

Das Eintreten des Briefträgers rief ſie vom Fenſter. Er überreichte zwei Briefe, einen an ſie, einen an die Tante adreſſirt. Judith erkannte an beiden die Schrift Fertöy's. Den Brief ihrer Tante trug ſie in deren Zimmer, mit dem ihrigen kehrte ſie zurück.

Als ſie den Brief öffnete, fühlte ſie einen unerklärlichen Abſcheu gegen dieſe Buchſtaben, welche ſo ſchön, ſo kalligraphiſch fein wollten, als wären ſie das Konterfei ihres Schreibers mit dem geſchminkten, glattraſirten Geſicht; ein trügeriſches Aeußere des böſen Inhalts.

Der Abſcheu war nicht unbegründet, der Brief lautete: „Liebe Nichte! Sie ſcheinen vergeſſen zu haben, daß Unterzeichneter Ihr Onkel, und nach dem Tode Ihrer Eltern, als nächſtſtehender Verwandter, auch Ihr geſetzmäßiger Vormund iſt. Sie haben, die bewegten Zeiten benützend, ohne um die vormundſchaftliche Bewilligung einzukommen, ohne dieſelbe abzuwarten, eine Laufbahn gewählt, die Sie zu emanzipiren ſcheint.

Emanzipiren nämlich von der Meinung der Welt, von den üblichen Forderungen, und ſonſtigen alterthümlichen Anſchauungen, denen unter geregelten Umſtänden lebende Damen unterworfen zu ſein pflegen, welche aber die Göttinnen der Theaterwelt am Wenigſten geniren. Bei Schauſpielerinnen pflegt man nicht zu fragen, ob ſie Mädchen oder Frauen ſeien. Das iſt dort bereits ein überwundener Standpunkt, und wird nicht ſtrenge genommen. Es gibt aber unangenehme Leute, die das Geſetz als Vormunde bezeichnet, und zu gleichen unangenehmen Fragen berechtigt . . . Sie werden ſich vielleicht noch erinnern, daß in dieſe Woche der Jahrestag fällt, an welchem Ihre unglücklichen Eltern an einem und demſelben Tage eines ſo traurigen Todes geſtorben ſind. Ihr ſeliger Vater hat in das Komitatsarchiv ein Teſtament hinterlegt, auf deſſen Couvert geſchrieben ſteht: „Nach einem Jahre zu öffnen.“ Der Inhalt dieſes Teſtamentes wird Ihnen wohl bekannt ſein, da meine ſelige Schweſter denſelben Ihnen mittheilte. Aus ahnungsvoller Beſorgniß, deren prophetiſche Worte die Zeiten bereits bewahrheitet, haben Ihnen Ihre Eltern verboten, mit einem Manne in Verbindung zu treten, über deſſen Haupte die Hand des Fatums ſchwebt; und haben Sie für den Fall, als Sie deſſen Gattin werden ſollten, enterbt. Sie haben aber eine ſehr geſchickte und ſpitzfindige Art zur Eludirung die-

ſes Teſtamentes gefunden. Sie dachten: ich wähle weder das Eine, noch das Andere, ſondern werde Schauſpielerin und behalte Beide, die Erbſchaft und meinen Geliebten. Dies fällt dort bei Ihnen gar nicht auf, man kann ſogar vor der Welt, auf dem Theaterzettel den Namen eines Jemanden führen, ohne daß das Geſetz oder der Altar etwas davon wüßte. Es wäre dies ein ganz hübſches Manöver, wenn nicht auch andere Leute Verſtand hätten. Bei Ihnen iſt Lávay ein täglicher Gaſt; er beſucht Sie auf der Bühne, Sie duzen einander, ſpazieren Arm in Arm u. ſ. w. Vor der Welt gibt es kein Geheimniß. . . . Nun aber rufe ich Sie im vollſten amtlichen Ernſte auf, binnen vier Tagen mir darüber Beſcheid zu geben: „ob Sie die Gattin Lávay's ſind oder nicht? . . . Und wenn Sie es nicht ſind, ſind Sie gewillt, ihn von ſich zu entfernen oder nicht?“ . . . Wenn Sie Béla Lávay weder heirathen, noch ſich von ihm trennen wollen, dann erkläre ich Ihnen mit feſter Entſchloſſenheit, daß ich meiner Pflicht nachkommen werde, um einem Skandale, welcher mich verwandtſchaftlich nahe berührt, ein Ende zu bereiten!“

Die Seele Judith's war niedergedrückt von dieſen Zeilen.

— Welch' eine niedrige Verleumdung welch' eine grauſame Kabale! . . .

Das iſt alſo der Nimbus des Theaters?!.

Eine jede Knospe darf ihren Buſen dem Sonnenſtrahle entfalten; ein jedes Mädchen darf im Geheimen ſeufzen, einem jeden Herzen iſt es erlaubt zu ſchwärmen, nur einer Schauſpielerin nicht, denn ſie wird dadurch ehrlos. Wenn eine Dienſtmagd ſich unterm Thore mit einem jungen Manne unterhält, ſagt man: ſie iſt ſeine Braut; wenn es eine Schauſpielerin thäte, würde man ſagen, ſie iſt ſeine . . . . „Geliebte“.

Was nun beginnen, wohin ſich flüchten?

Soll ſie den Brief Béla zeigen? . . . Nie!! . .

Es würde ihn zur Rache reizen, ihn einer Gefahr ausſetzen . . . und was das Wichtigſte, ihn davon belehren, was die Welt ſpricht, und ihn dazu bemüſſigen, es gut zu machen. . . Ach; das iſt unmöglich. Dieſer Gedanke paßt nicht in den Rahmen dieſer ſtolzen, klaren Seele. Und demnach darf ſie die Drohung Fertöy's nicht in Erfüllung gehen laſſen! . . Ach, wie theuer wäre hier ein guter Rath! . . .

Da trat die Tante in das Zimmer. Man ſah es ihrer Miene an, daß ſie etwas Unangenehmes zu berichten habe, aber ſie weiß die Sache nicht wo anzupacken.

— Liebe Judith . . . begann ſie endlich, das Wort erhaſchend; — ich habe heute eine prächtige, ganz für Dich paſſende Wohnung gefunden.

— So? . . Sie haben mir eine Wohnung geſucht? . . .

— Nun, Du weißt ja, dieſe iſt Dir zu eng, und im zweiten Stocke; ſie iſt für Dich zu einfach, . . biſt eine ſehr hervorragende Künſtlerin, es gebührt Dir ſchon eine elegantere Wohnung. . .

Judith ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

— Das iſt die Wirkung des zweiten Briefes, dachte ſie, Fertöy ſchrieb auch der Tante, um ſie mit ſeinen Drohungen zu erſchrecken. Die Tante will mich nun entfernen, um nicht in Skandal hineinbezogen zu werden.

Iſt alſo mein guter Ruf dahin gekommen? So viel koſtet ein freundliches Lächeln, ein Händedruck? . . . Und alles dies darf Béla nicht wiſſen.

Soll ich ihn alſo verlaſſen? . . Soll ich meiner Dienerin den Auftrag geben, daß wenn er kömmt, ſie ihm antworte: es ſei für ihn Niemand zu Hauſe?! . .

Judith hatte keine Zeit ſich ſelbſt Antwort zu geben.

Die Thüre ging auf, und herein trat Béla.

Und als ihn Judith erblickte — lächelte ſie ihm eben ſo freundlich zu, drückte ihm eben ſo zärtlich die Hand, als damals, wo ſie noch nicht wußte, welchen Preis ſie dafür geben müſſe. . .

— Haſt Du Zeit mit mir zu kommen? — frug Lávay zärtlich.

— Mit Dir zu gehen?

Und es fiel ihr ein: mit Dir über die Gaſſe zu gehen, daß man ſage, ich ſei Deine .. Geliebte . . . doch ſetzte ſie hinzu:

— Ja; wohin willſt Du mich führen.

— Es gilt eine Spazierfahrt. . .

— Ach zu Wagen! Tante wird mithalten.

Dieſe beeilte ſich aber zu antworten, daß ſie keine Zeit habe.

— Alſo allein! . . .

Und Hunderte werden mich ſehen und ſagen: es iſt wirklich ſo! . . . dachte Judith.

— Ich gehe mit Dir! . .

Sie nahm ihren Hut und ihren Shawl, grüßte die Tante, welche den Gruß ſehr kalt erwiederte, dann nahm ſie Béla's Arm und ging.

Lávay half ihr in den Fiaker, welcher vor dem Thore ſtand, und ſtieg dann ebenfalls ein.

— Du weißt ja wohin? — rief er dem Kutcher zu, und der Wagen brauste von dannen.

Judith hatte nicht einmal den Schleier über ihr Geſicht herabgelaſſen.

Béla griff nach ihrer Hand; ſie zog dieſelbe nicht zurück.

Im Innern dachte ſie aber:

„Wenn dein Herz wirklich die entſprechende Hälfte des meinigen iſt; wenn deine Seele und meine wahrhaftig eins ſind, dann muß dein Herz durch meine und deine Hand erfahren, was ich jetzt denke; und wenn du jenen Gedanken fühlſt, der mir jetzt ſo wehe thut, dann iſt es unmöglich, daß nicht deinem Auge eine Thräne entrinne.

Und als ſie bei dieſem Gedanken krampfhaft die Hand ihres Geliebten drückte und unverſehens einen Blick auf ſein Antlitz warf, ſah ſie in ſeinen Augen zwei helle Thränen erglänzen.

Aber es waren dies keine Thränen des Schmerzes, denn er lächelte dabei.

— Judith, meine Liebe! ... weißt Du wohin wir gehen? — frug er mit bewegter Stimme.

— Wohin?

— In die Kirche ..... zur Trauung.

In demſelben Moment hielt der Wagen vor der Kirche.

Iſt es alſo doch eine Wahrheit, daß eine Seele der andern antwortet? .....

Vor der Kirchenthüre wartete Pußtaſi und der kleine, hinkende Aſſiſtent, welcher Judith an jenem denkwürdigen Tage ſeinen Regenſchirm geliehen. Dieſe beiden ſollten die Beiſtände der Zeremonie ſein.

Dieſe letztere war ſtill und kurz. Außer dem Beamten war Niemand in der Kirche zu dieſer ungewohnten Stunde, als der Seelſorger,

der Kirchendiener, und ein altes Bettelweib, welches an den Stufen der Kirche wohnte . . . . .

. . . . . Und Gott . . . . .

Wer möchte es glauben, wie viel Poeſie eben in der Proſa des Lebens liegt!

Wenn der junge Gatte ſeine junge Gattin von der Hochzeit in ſeine beſcheidene Wohnung führt und den zärtlichen Arm um ihren Nacken ſchlingend, ſie in den Räumlichkeiten herumführt: „Hier iſt die Küche, hier die Speiskammer; in dieſem Kaſten ſteht das Service, dort das Geſchirr; hier dein Schemelchen vor dem Armſtuhl dein Teppich vor dem Bette; bei dieſem Schreibtiſch arbeite ich, deinem Porträt vis-á-vis; — das ſind die Blumen, welche Du liebſt — hier die Bücher, welche Du gerne lieſt; die Fenſter gehen auf den Garten . . . . Wir ſind zu Hauſe.“ Immer „wir“ und nie „ich“, nie „du“.

Das glückliche Doppelleben, der „königliche Plural“ beginnt, der Eigenname hat aufgehört zu ſein.

Und in dieſem Labyrinthe der proſaiſchen Kleinigkeiten findet die Seele doch ihre unerſchöpfliche Poeſie; das plumpſte Geſchirr ſcheint zu lispeln: wie muß dich jener Mann geliebt haben, der auch an ſo etwas dachte, der während den Stürmen, welche ein Land zu vernichten drohen, jenen Privilegien des Mannes entſagte, welche ihn über die häusliche Proſa des Fami-

lienlebens ſtellen; der entgegengeſetzt jede Kleinigkeit herbeiſchaffte, um dann, wenn er ſeine Braut heimgebracht, ſagen zu können: „Du biſt zu Hauſe!“

Judith trug ein kleines Medaillon an ihrem Buſen. Die eine Seite barg das Porträt eines Mannes, die andere das einer Frau.

Der Mann war Béla, die Frau ihre Mutter.

Als ſie von Béla nicht geſehen werden konnte, zog ſie das Medaillon aus dem Buſen und küßte zuerſt das Portät ihres Gatten, dann jenes ihrer Mutter, indem ſie bei Letzterer ſprach: „Siehe, Mutter, ich bin glücklich!“

— — — — — — — — — — — —

Béla hatte auch einen Hochzeitsſchmaus arrangirt. Der Gäſte waren nicht viele da: Puſtafi, der kleine, hinkende Arzt — Melchior Glanz — ein braver, ungariſcher Junge aus der Zips, dann die Tante Gyöngyi.

Letztere behauptete, Alles im voraus ſchon gewußt zu haben; die wunderlichen Einkäufe Béla's hätten ſie ja dazu bewogen, die Aeußerung bezüglich der neuen Wohnung zu thun. . . . . Judith fühlte die Unwahrheit heraus; aber das Ganze war ſo geſchickt vorgetragen, und die Tante war ſonſt eine ſo gute Seele, daß man ihr unwillkürlich eine goldene Brücke überlaſſen mußte, über welche der geſchlagene Gegner ſich zurück-

zuziehen pflegt. — — — Selbſt die kleine Lerche hängt mit ihrem Käfig im Fenſter und ſingt dasſelbe Volkslid, welches die Lerche Judith's ſang. Wie viel hatte Béla zu thun gehabt, bis er ihr's einlernte, daß es einen ſo ernſten Mann nicht verdrießt, ſich mit ſolchen Dingen zu beſchäftigen. . . . .

Derſelbe Vogelſang weckt Judith aus ihren Träumen, welcher ſie zu Hauſe zu wecken pflegte; und der Morgenſtrahl der Sonne ſtiehlt ſich mit eben denſelben Schattirungen in ihr Gemach, wie er ſich durch die Akazien ihrer früheren Wohnung ſtahl. . . . Alles war ſo, nur die Träume waren glücklicher. . . . .

Als Judith aus dem erſten Schlafe ihres neuen Lebens erwachte, drückte ſie das Medaillon mit den zwei Porträts an ihre Lippen und liſpelte: „Siehe, Mutter, wie glücklich ich bin.“

Doch die Zeit muß vorgerückt ſein, denn Béla iſt ſchon fort, er muß zeitlich aufgeſtanden ſein. . . .

Vielleicht dachte er mich noch als Schlafende zu überraſchen, und mit einem Kuße zu wecken; wie wird er erſtaunt ſein, wenn ich ihm ſchon angekleidet entgegeneile.

Judith kleidete ſich ſchnell an, und trat in das Zimmer ihres Gatten. Dort war Niemand mehr; die Kerze brannte jedoch noch immer auf dem Tiſche. . . .

Judith beeilte ſich die Kerze auszulöſchen, doch trat ſie betroffen zurück, als ſie einen Brief dort erblickte, mit der Aufſchrift:

„An meine Judith!“

Dies war ſchwer zu erklären. Mit zitternden Händen erbrach ſie den Brief, und las:

„Geliebte meines Herzens! Du ahnteſt es kaum, daß, als Du mich zum letzten Male küßteſt, dies Dein Abſchiedskuß geweſen ſei. Ich habe Dir gelobt, daß ich Dich nie verlaſſe, und ſiehe, kaum iſt noch ein Tag verfloſſen, und ich habe ſchon meinen Schwur gebrochen. Der Trompetenſchall, welcher Dich aus Deinem Traume wecken wird, gilt mir, ich ziehe mit meinen Kameraden in's Lager. Ich finde keine Entſchuldigung, Du wirſt eine für mich ſuchen. Ich wollte den Tag unſerer Trauung und den Ablauf des Trauerjahres erwarten; die blutdürſtige Zeit wartet aber nicht.... Geſtern war der letzte Tag daher die faſt überſtürzte Eile..... Heute marſchire ich ab..... Der Name, den ich Dir gab, darf keine Makel bekommen; ich gehe. Du wirſt auf mich warten und mich lieben.... Gott mit Dir und meine ewige Liebe. Dein Béla.“

Judith taumelte mit dem Briefe in der Hand in ihr Zimmer zurück, warf ſich auf ihr

Witwenlager, und weinte, weinte lange, wie nur ein Weib weinen kann.

Ueber ihrem Bette hing das Porträt ihres Gatten in einem kleinen runden Rahmen; ſie nahm es von der Wand und küßte es tauſendmal: ob nicht mehr Thränen als Küſſe auf das Bild fielen?... Wer weiß es, wer konnte das zählen?!

Dann ſaß ſie lange mit gefalteten Händen und das Bild betrachtend ... ſie trocknete zuweilen die langſam herabperlenden Thränen, und als das Bild ihr ſo traulich zulächelte, wie Einer, der den auf ſich gerichteten Blick nicht ſcheuet, da wiegte ſie langſam ihren ſchönen Kopf und liſpelte:

— „Recht haſt Du gethan: ſo mußteſt Du handeln.“

Dann löste ſie eine Epheuranke von ihrer Blumenetagére, wand dieſelbe zu einem Kranze, umrahmte damit das Bild und hing es wieder ſo an die Wand.

Ein Weib, deſſen Gatte beim Grauen des Morgens nach der Hochzeitsnacht auf dem Trompetenruf ins Feld des Todes zog!

Dann ſtärkte ſie ihr Herz, ging in das Arbeitszimmer ihres Gatten, ſetzte ſich an den Schreibtiſch, auf welchem die Kerzen noch immer brannten, nahm die Feder, welche Béla dort liegen gelaſſen, und ſchrieb zwei Briefe.

Den einen an Béla, welcher nicht viel ent-

hielt, vielleicht nur die Worte: „ich liebe Dich, ich bete Dich an, meine Seele folgt Dir überall hin.“

Der andere war an Fertöy gerichtet.

„Mein Herr!

Ich beantworte Ihren Brief mit der Anzeige, daß ich die Gattin Béla Lávay's bin. Ueber mein Vermögen können Sie nach Belieben verfügen, aber meinen guten Ruf dürfen Sie nicht antaſten. Dies verbiete ich mir. Dies ſind meine letzten Worte an Sie in dieſem Leben. Ich erwarte keine Antwort, werde auch keine annehmen. Judith Lávay.

So.

Dann ſteckte ſie beide Briefe in Couvert's und verſiegelte ſie . . . Wohin ſie den Brief an Béla richten ſolle, wußte ſie noch nicht.

Dann erhob ſie ſich, athmete auf, und blickte mit ihren großen dunklen Augen in die Höhe, als wollte ſie hiemit ſagen, daß von nun an das ſchwere Los zweier Menſchen ihren Schultern aufgebürdet iſt; und dennoch ſagte ſie in ihrer Seele: Mutter ich bin glücklich! . . .

Die Kerze blieb auch jetzt brennend auf dem Tiſche. . .

Hatte auch ſie es ſo vergeſſen? oder daß ſie gedacht hatte: was Du angezündet, kann ich nicht löſchen.

— — — — — — — — — —

Glaubt Ihr etwa, daß ſolche Dinge auf der Welt nicht vorkommen? daß es nicht geſchehen konnte, daß junge Gatten am Tage ihrer Trauung dieſelbe Gattin verließen, und dem Kanonendonner nachgingen? . .

Wer da zweifelt an der Wahrheit des Geſagten, komme zu mir, und ich werde ihn zu jenen Gräbern führen, unter denen ſolche Helden ruhen.

Eine Stadt in der Festung.

Wenn man in jenen Zeiten in den Donaugegenden reiſte, konnte man vor den Dörfern eine Menge Bauersleute ſehen, wie ſie in Reih und Glied aufgeſtellt, mit hölzernen Gewehren militäriſche Exerzitien auf das Kommando anderer Bauersleute vornahmen, marſchirten, ſchwengten, zielten, als wären ſie wirkliche Soldaten.

„Rechts ſchaut! Links ſchaut! Schultert das Gewehr! Marſch! Halt!“ ſo ſchallte es von allen Seiten.

Ging man über die Brücke in die Stadt, welche auf beiden Seiten von der Feſtung umgeben iſt; ſo begegnete man in jeder Gaſſe geordneten Haufen mit hellblauen Dolmány's bekleidet, den Tſchako auf dem Kopfe; die hatten ſchon wirkliche Flinten; freilich altmodiſche, noch mit Feuerſteinen verſehene; auch dieſe machten Kriegsübungen.

Wieder erſcholl es: Rechts ſchaut!“ Links ſchaut! Schultert das Gewehr! Marſch! Halt!“

In den geräumigen Schulhöfen machten die Kinderſchaaren militäriſche Uebungen, nach dem

Beiſpiele der Alten, mit hölzernen Flinten; die Anführer Papier-Tſchako's auf dem Kopfe. Jeder, Vater, Großvater, Sohn und Enkel üben alle das: „Rechts ſchaut! Links ſchaut! Schultert das Gewehr! Marſch! Halt!“

Das Bild der ſtillen, ruhigen Stadt iſt ganz verändert. Die Frauen halten Reden, Die Männer klirren mit den Waffen, die Wagenbeſitzer üben ihre Pferde auf's Kanonenziehen ein.

Nur Major Kolbay iſt der Alte geblieben.

Derſelbe Hußár-Dolmány, dieſelbe ſteife Kravatte, dieſelbe Weltanſchauung ſind ihm noch jetzt eigen.

Auch jetzt durchſchreitet er ſo ſteif die Gaſſen, ohne Stock, was für einen Soldaten, hauptſächlich für einen Hußaren, eine Schande wäre; er ſchaut weder nach rechts noch nach links; er beachtet die an ihn vorübereilenden Nationalgardiſten-Banden kaum, als ob ſie für ihn gar nicht exiſtirten; nur hie und da ſchüttelt er das Haupt, wenn er an eine Barriére gelangt, die jetzt mit den Nationalfarben angeſtrichen iſt, vielleicht auch nur darum, weil die Farben noch friſch und auffallend ſind.

Der alte Herr diſputirt mit Niemandem, läßt jeden ſprechen und thun, was ihm beliebt; ſtellt ſich der Fluth nicht entgegen, daß er nicht mit ihr ſchwimmt, das hält ihm Niemand vor. Wie er ſo ruhig in der Nähe der Häuſer hin-

ſchlendert, damit Niemand an ihn ſtoße, kommt ihm eine lärmende Geſtalt entgegen. Ein grüner Dolmány, ringsherum feuerroth verbrämt, bis an den Ellbogen goldgeſchnürt; voll goldener Poſamentirung; auf dem grünen Cſáko eine ungeheure Adlerfeder.

Man würde unſern Freund Bárſing ſo kaum wieder erkennen. Er hat auch einen Säbel, und dieſer macht ungeheuern Lärm, wenn er durch die Gaſſe ſchreitet; außerdem ſtecken zwei Piſtolen in ſeinem Gürtel.

Nicht weit iſt das Haus der Frau Lávay; die alte Dame iſt zum Thore herausgekommen, um nach dem klirrenden Ritter zu ſchauen; denn es iſt wirklich der Mühe werth, ihn anzuſehen. Sie ſieht, wie er mit dem ihm entgegenkommenden Veteranen zuſammentrifft, und hört, wie nach kurzer Zeit zwiſchen den Beiden ein großer Lärm entſteht; anfangs als ob ſie blos raiſonnirten, ſpäter fängt das Geſpräch an gröber zu werden; endlich ſtößt Kolbay voller Aerger Bárſing von ſich, und geht herwärts, während jener hinwärts geht, ſich umkehrend und dem Alten mit der Fauſt drohend.

Der Veteran geht brummend bis an's Ende der Gaſſe. Er ſprach in ſich hinein — doch ſo, als richtete er ſeine Worte an Jemanden.

— Schaut den nichtsnutzigen Naſeweiſen an! er wagt es, ſo mit mir umzugehen.

— Was iſt Ihnen geſchehen, tapferer Herr Major? — fragt die alte Dame den an ihr Vorübereilenden.

— Was? Ach! Sie ſind's, meine Liebe? Guten Morgen! So ein Taugenichts! Haben Sie das gehört?

— Ich hörte, daß Sie einen großen Lärm machten. Was hatten Sie mit dem Grünſpecht?

— Hahaha! Sie haben recht. Wahrhaftig ein Grünſpecht.

... Stellen Sie ſich vor, mein Kind, ich gehe ſchön ruhig an der Mauer, da tritt mir dieſer Säbelſchepperer plötzlich entgegen, gibt mir einen vertraulichen Schlag auf die Schulter und ruft: Servus, Alter! ...

... Servus, Alter?! .. Ich?. Mir das?! .. fragte ich ihm; Amice, Sie ſcheinen zu glauben daß wir miteinander Schweine gehütet haben! .. Worauf er mir antwortete, daß ſich Soldaten zu duzen pflegen ... Ja, die wirklichen Soldaten, aber was ſind Sie? ... Er meinte, er ſei Unterverpflegskommiſſär ..... So, alſo Kommisbrod-Kommiſſär? Gott befohlen, gehen Sie ihrer Arbeit nach. Schauen Sie, daß Ihre Leute nicht verhungern und Sie fett werden ... Da packte er mich beim Arme, und ſagte: es ſei die Pflicht eines jeden Patrioten Dienſt zu leiſten, auch die meine; ich ſolle daher nur den Schießprügel nehmen, und über Nacht auf die Wache, auf Pa-

trouille gehen, wie es andere Leute thun; morgen aber hinaus, auf dem Monoſtorer Berg, um Schanzen zu graben ..... Ich auf Wache gehn, mit einem Schießprügel mich in die Reihen des Fußvolkes ſtellen und auf Trommelſchlag marſchiren .. ich der jubilirte Hußären-Major, der den franzöſiſchen Feldzug zu Roß beendet?! Ich der uralte Edelmann, auf Robot gehen, Schanzen graben?! ..... Aber ich ſagte ihm von dem Nichts, nur ſo viel, daß er einer Katz' befehle! .. Da ſetzte er ſich auf das hohe Roß und rief zornig, jetzt habe er hier zu befehlen, er werde mir ſchon zeigen, wie man mit ſolchen verknöcherten Reaktionären umgehen müſſe, wie ich einer ſei ... Er drohte mir mit Ketten, Gefängniß und Aufhängen! ... Mich aufhängen! Mich, den Edelmann, aufhängen wie einen räudigen Hund ... Donner noch einmal, das war zu viel, und ich ſtieß ihn mit der Fauſt von mir, daß er taumelte .. Er droht mir mit Ketten, Gefängniß! .. Er!!! — Hätte ich dieſe Stadt nicht ſo lieb, möchte ich heute gehen, um nimmer wiederzukehren. Aber ich kann mich nicht trennen von hier. Ich bin dieſes ſchlechte Pflaſter, dieſe böſen Zungen, und die Pappeln dort drüben auf der Inſel ſo gewöhnt; obwohl ich höre, daß man letztere umhauen wird, um Palliſaden aus ihnen zu machen.

— Wenn ſie's brauchen, ſollen ſie's nehmen in Gottes Namen, — ſprach die gute alte Frau

mitruh iger Reſignation. — Auch aus meinem Garten haben ſie alle Haſelnußſtreiche ausgehackt, ſie ſagten, man wird ſie zum Schießpulver verwenden. Der Menſch gibt zu ſolchen Zeiten ſein Alles hin.

— Das ſehe ich. . 'S iſt eine wunderliche Zeit. Ein Jeder gibt Alles hin. Sein kleines erſpartes Silber, ſelbſt ſein einziges Kind. Auch Sie haben Ihren einzigen Sohn hergegeben? . .

— Und zwar nach dem Tage ſeiner Hochzeit. Gott hat es ſo gefügt.

— Hm, — ſprach der Alte — wenn er ſchon mit Gewalt Soldat geworden, dagegen habe ich nichts, hab's auch ſo gemacht; er hätte aber wenigſtens mit mir reden ſollen. Ich hätte ihm eine Rekommandation zu meinem alten Regimente gegeben. Habe viele gute Bekannte noch dort. Er wäre Kadet geworden. . . Aber ſo, nur als Gemeiner eintreten, das iſt entſetzlich! . Dort wäre er in ein paar Jahren Lieutenant geworden, hätte ſich hieher transferiren laſſen oder mit Charakter quittirt, wenn ſeiner Gattin das Zigeunern von Garniſon zu Garniſon zuwider geworden war. . . Aber ein Gemeiner ex propriis, das iſt zu arg. . .

— Wenn es Gott ſo angeordnet hat!

— Schon gut, ſchon gut, mein Kind! . . Gott ſegne Sie. . .

. . . Welchen Spott man mir zufügte! . . .

Wünſche guten Appetit!.. Er will mir Eiſen anlegen laſſen, Er! mir!...

Und der mürriſche alte Herr brummte im Nachhauſegehen in Einem fort: Mir will Er Eiſen anlegen laſſen!..

Frau Lávay kehrte von der Gaſſe in ihren Hof zurück; in der Küche entſtand großer Lärm, die zwei Dienſtmädchen hatten ſich über ein nationales Gericht, welches eine derſelben verſpottete, zerkriegt und blutig geſchlagen; kaum waren ſie zu beſänftigen.

— Barmherziger Gott — murmelte die ehrbare alte Frau, nachdem ſich der Kampf gelegt, — was wird aus dieſer Welt werden. Geſtern hat ſich das Maſtvieh mit den Kälbern zerkriegt, ein Kanarienvogel den andern im Käfig umgebracht, und heute fangen auch ſchon die Mägde an zu ſchlagen. Ueberall Krieg, Alles will raufen. Selbſt mein Sohn zog in's Feld.... Auch er iſt Soldat geworden, mein Sohn Béla!... Und doch hab' ich ihn nicht hiezu erzogen.

Dann ſeufzte ſie tief, ſetzte ſich an ihr Tiſchchen, ſchlug die „Stunden der Andacht" auf und begann zu leſen; gewahrte aber bald, daß die Buchſtaben vor ihr zuſammenfließen; zuſammenfließen in den Thränen ihrer Augen.

„Allmächtiger Gott, was bringt Dein Zorn noch Alles über unſere Häupter!"

— — — — — — — — — —

Herr Bärsing aber schepperte stolzirend der Festung zu.

Zwischen der Stadt und den Schanzwerken der alten Festung ist eine kleine Promenade angebracht, welche den stolzen Namen „englischer Park“ führt. In der Mitte dieses Parkes ist ein kleiner, mit Bänken und Geländern versehener Hügel, auf welchem in glücklicheren Zeiten die Musikbande zu spielen pflegte. Damals war es Mode, hier zu spazieren. Beim Tage pflogen Ammen und Dienstmägde idyllischen Umgang mit zarteren Soldatenseelen. . . . .

Heute war dieser Park ungewöhnlich zahlreich besucht, auf der Musiktribüne unterhielt man eine sehr lebhafte Konversation, als eben Bärsing hinzukam.

Er wußte es recht gut, von was die Rede war; eben deshalb eilte er hieher.

Eine Anzahl von Nationalgarde-Offizieren, deren Bataillone in der Festung lagen, hielt über einen sehr wichtigen Gegenstand Kriegsrath.

Die Anwesenden waren sämmtlich tüchtige Männer, begeisterte Patrioten, und ganz gewiß auch tapfere Soldaten.

Auch hatten sie sich ganz gewiß mit dem Entschlusse in der Festung festgesetzt, dieselbe, wenn es nöthig, auch mit ihrem Blute zu vertheidigen.

Es gibt aber verschiedene Gattungen des Blutvergießens, welche Einem nicht immer lieb sind.

Auch werden ſolche Feſtungen nicht mit ſolchem Komfort gebaut, daß Derjenige, welcher ſeine häusliche Bequemlichkeit verlaſſen hatte, dieſelbe hier allſogleich wiederfinden könnte.

Gleich in der erſten Nacht, wenn man noch kaum eingeſchlafen, kommen ſie ſchon, um von ſeinem Blute Etwas zu verlangen. Nicht viel: einen Tropfen, dann den zweiten, den dritten u. ſ. w.

Man träumt von der Schlacht, erwacht, greift nach dem Gewehr, — findet Niemanden. Man legt ſich wieder auf's Lager. Da kommen ſie wieder Blut zu verlangen — ein, zwei Tropfen. Man träumt von der Folterbank, wo man gebraten, geſtochen wird; man zuckt, ſchlägt mit Hand und Fuß um ſich, fällt ſchließlich vom Feldbett auf die Erde; der ganze Körper iſt voller Blaſen. Ein Licht wird angezündet.... der böſe Feind iſt nirgends....

Sobald man ſich aber niedergelegt, iſt er, wieder da!....

Und wer iſt dieſer böſe Feind? ... Oh er iſt der Fluch großer Städte, Feſtungen und Kaſernen, die amerikaniſche Geißel, welche Moſes noch nicht gekannt, ſonſt würde er über ihn, als über die achte Plage Egyptens geſprochen haben; dieſer Feind iſt die — Wanze.

Die Patrioten haben erſt bemerkt, was ſie in der Feſtung bekommen haben, als ſie d'rinn

waren. Unzählbare Milliarden dieſes abſcheulichen Ungeziefers.

Die Einwohner kleiner Städte kennen dieſe Beſtien nicht, daher der furchtbare Abſcheu vor ihnen, welchen wir ſelbſt theilen.

Die Verſammlung berieth daher über nichts Anderes, als daß die Stellung, reſpektive die Lage in dieſen Feſtungspavillons unhaltbar ſei.

Ein Rieſe, mit ſilbernem Majorskragen und donnernder Stentorſtimme, deklamirte vor dem Dirigentenpulte des Orcheſters:

— Meine Herren! Wir ſcheuen die Waffen des Feindes nicht; wir ſtürmen dem heftigſten Kartätſchenfeuer entgegen, aber beißen, ſtechen laſſen wir uns nicht. Man möge uns mit Hunderttauſend Bajonneten angreifen, aber nicht mit ebenſoviel Stechnadeln! Wir haben uns freiwillig geſtellt, um für's Vaterland zu kämpfen, aber nicht um uns für's Vatertand zu kratzen. Unſern Tod kann die Nation verlangen, aber unſern Schlaf nicht. Seitdem ich hier bin, habe ich nur am Sonntag während der Predigt geſchlafen. . . . So muß man rein untergehen! Was nützt uns alle Kriegswiſſenſchaft, was die heldenmüthigſte Aufopferung, wenn einem ekelhaften, geheimen Feinde die Helden zum Opfer fallen. — Leonidas kämpfte gegen eine Million Perſer, und errang ſich eine Berühmtheit; aber er kämpfte nicht gegen eine Million von Unge-

ziefer, wie wir; Nikolaus Zrinyi konnte Szigetvár gut gegen zweimalhundert Tauſend Türken vertheidigen, da er nicht ebenſoviel Wanzen in ſeiner Feſte hatte. Meine Herren, es iſt am Ende gleich, ob wir in der Feſtung oder in der Stadt wohnen. Wir können deshalb unſeren Pflichten getreu nachkommen. Hier und dort braucht man uns, und wenn die Stunde ſchlägt, werden wir alle auf unſeren Plätzen ſtehen!

Der Redner wurde mit „Éljen's" begrüßt, Bárſing ſchrie am meiſten.

Es wurde nur noch darüber debattirt, w e m der Beſchluß: daß es von den Offizieren unnütz iſt, die Aufopferung ſo weit zu treiben, mit der Mannſchaft in der Feſtung zuſammen zu wohnen, anzumelden ſei: ob dem Feſtungskommandanten, oder dem Kriegsminiſter?

Es wurde beſchloſſen, daß die Meldung an den Kriegsminiſter zu ſenden ſei.

Bis dahin, nnd in Anhoffnung nachträglicher Genehmigung, werden ſich die Offiziere in der Stadt einquartieren. Bárſing trug ſelbſt für vier Offiziere ſeine Wohnung an, was mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen wurde.

Von hier ſchlenderte Herr Bárſing in die Feſtung.

Beim Feſtungsthore ſtand ein Nationalgardiſt in blauer Uniform auf der Wache, das dreizehnpfündige Feuerſchloßgewehr drückte ihm

die Schulter ſchief; hatte ſich trotzdem ſo in die bunte Uniform des Herrn Bárſing vergafft, daß er das Präſentiren vergaß, weshalb er auch von dem ſtolzen Offizier tüchtig niedergedonnert wurde.

Im erſten Hofe konnte man eine Abtheilung Männer in verſchiedener Kleidung ſehen, die in Reihe und Glied aufgeſtellt, von einem Manne in blauer Jacke einexerzirt wurden.

Dieſe Abtheilung beſtand aus verſchiedenſten Leuten. Bauern in Gattien, Bürger in Tuchkleidern, Kommis, mehlbeſtaubte Müller, Studenten, Schuſtergeſellen, reihten ſich in bunter Abwechslung aneinander.

Der Mann, welcher kommandirte, ſchien den Fünfzigen ſchon nahe zu ſtehen; ſeine hagere, jedoch robuſte Geſtalt ließ vermuthen, daß er ſeinen Unterhalt durch Arbeit verdiene; jetzt herrſchte auf ſeinem Geſichte ein ſeinem Stande angemeſſener Ernſt. Er ſtand ja vor ſeiner Abtheilung.

Obwohl es aber die erſte Regel der Kriegskunſt iſt „dreinzuhauen“, ſo ſcheint es doch nothwendig zu ſein, daß man wiſſe, wie ausſchreiten, wie man ſich rechts oder links wenden, wie man ſchwenken, wie das Gewehr halten müſſe, um kein Aergerniß hervorzurufen.

In ſolchen Zeiten erlernt man auch das ſchnell. Es gab keinen Schmiedegeſellen — und dieſe ſind bekanntlich die ſchlechteſten Geher —

der es nicht erlernt hätte, wenn es ihm Kapor András ein= zweimal gezeigt hatte. Und doch war Letzterer ein Soldat gewesen, auch er hatte seine ganze taktische Wissenschaft von einem Don=Miguel=Korporal erst vorige Woche gelernt; jetzt ist er der Meister.

In seiner Abtheilung gab es einen dummen Ackerknecht, welcher den linken Fuß von dem rechten nicht zu unterscheiden weiß: diesem hatte er dadurch zu Schanden gemacht, daß er ihm zur Unterscheidung seiner Füße auf den einen Stroh, auf den andern Heu band, und so kommandirte: Heu! .. Stroh! ..

Als Herr Bársing in den Hof hineinschepperte, war Kapor András eifrig mit seinen Rekruten beschäftigt, indem er in einemfort rief:

— Eins, zwei! eins, zwei! rechts schaut! links schaut! rechts schwenkt euch! ... Halt! Marsch! Eins, zwei! Heu! Stroh! Nicht aus dem Glied treten! ...

Herr Bársing sah mit hohem Wohlgefallen den Evolutionen zu, und wartete bis Kapor von irgend einem Sturmlaufen zurückgekehrt sein wird, da er nicht Lust hatte, ihm nachzulaufen.

— Bleiben Sie steh'n, auf ein Wort, Kapor!

— Feldwebel Kapor! Feldwebel zu Diensten! ... sagte dieser, sich in die Brust werfend und militärisch salutirend.

— Alſo Sie üben fleißig Ihre Rekruten ein? . .

— Ja, ſo iſt es, ſo iſt es! . . . zu Dienſten.

— Ich wollte Sie um etwas bitten.

— Stehe zu Dienſten, zu Dienſten! . . .

— Sie haben noch Ihre Pferde, Herr Kapor, nicht wahr?

— Zu Dienſten, ſie führen Steine für die Fortifikation.

— Ich möchte gerne nach Totis reiſen. Könnte mich Ihr Wagen nicht dahin führen?

— Kann geſchehen. Ich bin bereit.

— Wann könnten Sie mit den Pferden kommen?

— Nach zehn Monaten und fünfzehn Tagen.

— Sind Sie verrückt?

— Durchaus nicht . . .

— Wollen Sie mit mir Spaß treiben, oder was? Haben Sie an die ſchuldige Subordination vergeſſen?

— Eben an dieſe halte ich mich. Denn, als ich vor ſechs Wochen als Freiwilliger auf ein Jahr in die Feſtung kam, habe ich den Eid geleiſtet, dieſe Feſtung während dieſer Zeit ohne Befehl nicht zu verlaſſen; darum werde ich vor zehn Monaten und fünfzehn Tagen keines Menſchen Kind nach Totis fahren.

Damit machte Herr Andreas Kapor ein raſches „Halb rechts“, kommandirte ein furchtbares „Habt acht!“ ein noch furchtbareres: „Fällt das Bajonnet!“ und ſtürmte mit ſeinem Zuge davon, daß ihm Bárſing kaum mit den Augen folgen konnte.

Die Beſatzung der Feſtung beſtand zu jener Zeit aus einer ſehr geringen Anzahl regulärer Truppen; es wurde daher ein Bataillon Nationalgarde dahin beordert, welches meiſt aus Städtebewohnern beſtand.

Allein dieſes, in die Feſtung eingeneſtete Bataillon vermehrte ſich wunderbar auf unmerkliche Weiſe. . . .

Das ging ſo zu: Eine Abtheilung des Bataillons marſchirte täglich mit klingendem Spiel entweder an das Donauufer oder auf die Inſel, um Feldübungen vorzunehmen. Dieſe Uebungen pflegten ſtets viele Bewunderer zu haben.

Solche Bewunderer wurden nun von Kapor und anderen luſtigen Patrioten während des Heimmarſches umrungen; da hieß es dann: Herr Gevatter, Herr Schwager, kommt Ihr mit uns, da drinnen gibt's ein luſtiges Leben; der Bataillonskommandant konnte es ſich dann freilich nicht erklären, wie es komme, daß die Reihen bei jeder Aufſtellung länger werden? Die Leute müſſen aus dem Boden wachſen, meinte er.

Und doch war die Sache natürlich, der Eine

kam dem Andern zu liebe; der Zweite, Dritte aus Patriotismus, aber ſie kamen . . . . .

Unter den Leutchen war Andreas Kapor ein förmliches Orakel, zugleich aber auch, wie wir ſoeben geſehen haben, ein ſtrenger Soldat.

Als Bárſing den Platz verließ, führte Kapor ſeine Uebungen weiter aus, indem es ſein unabänderlicher Entſchluß war, die Rekruten bis Schlag zwölf Uhr in den Rudimenten der Kriegskunſt zu unterrichten.

In einem Momente der Ruhe trat Gevatter Schloſſer aus Reihe und Glied, und meldete, reſpektvoll ſalutirend, daß es vom Thurme der kalviniſchen Kirche ſoeben zwölf geſchlagen habe. Kapor war jedoch ein rechtgläubiger Katholik, und antwortete, daß der kalviniſche Thurm nichts mit der Mittagszeit zu thun habe; dieſe werde anderswo beſtimmt. Da fing die Glocke der St. Johanneskirche zu ſchlagen an. Man zählte die Schläge, es waren deren dreizehn.

— Na, das kann nicht richtig ſein! rief Kapor, und in dem Momente ertönte es auch vom Kirchthurme der St. Andreaskirche. . . . . Das ſoll authentiſch ſein. Man zählte . . . Hier ſchlug es gar v i e r z e h n ! . . .

Die Leute ſahen einander betroffen an. Das war kein Mittagsgeläute, kein Stundenſchlag . . . das iſt Feuerlärm! . . .

Eine plötzlich emporwirbelnde Rauchſäule

zeigte, daß die Glocken die Wahrheit verkündeten. Sechs Kanonenſchüſſe wurden auf der Allarmbaſtion gelöſt, während ſowohl in der Feſtung als auch in der Stadt die Trommeln zu wirbeln begannen. . . . . Alles wußte, daß Gefahr im Anzuge ſei. Auf den Trommelwirbel traten Soldaten und Gardiſten ſchnell in Reih' und Glied, und ſchloſſen ſich einander an. Die Offiziere gingen vor der Front, Befehle austheilend, auf und ab; auch Kapor knüpfte ſich das Sturmband ſeiner Kappe unter dem Kinne feſt, und kommandirte ſeinen Leuten, ſcharf zu laden und ſich nicht aus dem Gliede zu rühren.

Auf der Baſtei ſtand ein Wachtpoſten, welcher die Stadt überſehen, und über die Ausdehnung der Feuersbrunſt den im Hofraume Stehenden Bericht erſtatten konnte.

— Das Feuer brach in der Megyacsergaſſe aus! — rief der Poſten.

Dort hatte Kapor ſein Haus, ſein Weib, ſeine kleinen Kinder wohnten darin; . . ob ſie ſich retten werden können! . . . ſeine Pferde, ſein Vieh im Stalle, wird es nicht zu Grunde gehen?

Kapor lehnte ſich auf ſein Gewehr und ſeufzte leiſe:

„Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, geprieſen ſei ſein heiliger Name!“ . . .

Die Wache rief abermals:

— Der Wind bläſt die Flammen gegen die Stadt.

Gott erbarme Dich unſer! . . .

Nach einigen Minuten trug der Wind glühende Funken und heiße Aſche auf die Häupter der Garden. . . Es war die Aſche ihrer eigenen Häuſer. Die Leute fingen an, ungeduldig zu werden: „unſere Häuſer, unſere Familien, unſer ganzes Hab!?“ . .

Kapor bemerkte die Bewegung und ſagte kalten Blutes:

— Wer ſich übrigens aus dem Gliede rührt, wird erſchoſſen!“

Niemand rührte ſich mehr.

Der Poſten rief von Minute zu Minute ſchauerlichere Nachrichten herab:

— Zwei Gaſſen brennen ſchon! Jetzt lodert es an drei Orten zugleich auf . . Das Feuer wüthet ſchon in der Mitte der Stadt! Auch das Feldſpital brennt; von dort ſchlagen die Flammen hinüber auf das Komitatshaus! Das Feuer wendet ſich der Feſtung zu; die feurigen Funken überſchütten deren Dächer.

— Auf's Dach! — rief Kapor, und in einigen Minuten ſtand die Mannſchaft auf dem Dache des ſogenannten Pavillons, um es zu ſchützen.

Es bot ſich von hier aus ein furchtbarer Anblick; die Stadt ſchien ein Meer mit flam-

menden Wogen zu ſein. Der Wind ſteigerte ſich zum Orkan, der Wirbel erfaßte die Feurgarben und trug ſie hoch gegen den Himmel empor.

Aus dem Rauch- und Feuermeere ragten die Thürme der Kirchen und des Rathhauſes wie ſchauerlich brennende Fackeln empor; ſechs Thürme ſtürzten zugleich, nur der ſiebente ſtand noch unverſehrt und ließ ſein trauriges Geläute ertönen.

In einer Stunde brannten drei Viertheile der ſchönen Stadt; das entfeſſelte Element ſchlug auf das jenſeitige Ufer des breiten Flußes hinüber, verzehrte die Brücken und das gegenüberliegende Dorf.

Zu dieſem hölliſchen Schauſpiel geſellte ſich noch der Verzweiflungsſchrei des Entſetzens, die herzzerreißenden Hilferufe, das Weinen und Schluchzen der Kinder und Weiber, welches weder das Praſſeln der Flammen, noch das Hohnlachen des wüthenden Orkans übertäuben konnte.

Und Diejenigen, die am meiſten zu verlieren hatten, die dieſer furchtbare Anblick am ſchmerzlichſten berühren mußte, dieſe Männer ſtanden auf den Dächern der Feſtungspavillone und ſchützten dieſelben unter dem feurigſten Sprühregen. Sie hörten es nicht, wie die Ihrigen da drunten weinten und jammerten.

Kapor ſaß auf dem Dachgiebel des Pavil-

lons, wie auf einem riesigen Rosse, und murmelt in sich hinein:

Jetzt brennt das Komitatshaus, jetzt das Stadthaus; nun ergreifen die Flammen das Dach der Kirche, beide Thürme brennen schon, nun brennt die ganze Donaufronte, die Brücken, die Mühlen, Schiffe und Flöße, welche rauchend und knisternd die Donau hinabschwimmen.

Wir werden zu Bettlern. Ich und Andere, Alle. Dennoch vergessen wir unsere Pflicht und Schuldigkeit nicht . . . Vielleicht wird es einst Jemanden geben, der sich unserer hiefür erinnert.

Und nicht ein Augenlied zuckte ihm, als er dem furchtbaren Schauspiel zusah.

Diesem Tage folgte weder in der Stadt, noch in der Festung eine Nacht. Die sich immer mehr ausdehnende Feuersbrunst ersetzte die untergegangene Sonne; auf eine Meile in der Runde blieb es Licht, die Thürme brannten gleich Fackeln noch immer lichterloh. Keines Sternes matter Schein konnte durch den flammenrothen Purpur des Himmels dringen, nur der Halbmond schwebte oben, wie ein harmloser Kahn auf feurigem Meere . . .

In dieser schauerlich erleuchteten Nacht jagte am jenseitigen Ufer ein vierspänniger Bauernwagen den Almáser Gebirgen zu. Dieses Fuhrwerk nannte man in jener eisenbahnlosen Zeit „Vorspann."

Im Wagen ſaß ein Mann in einem grauen Mantel gehüllt, der ſich mit beiden Händen an den Wagenleitern feſtklammerte, und den Kopf jeden Augenblick gegen die brennende Stadt umwendete. Der Feuerſchein beleuchtet ſeine Züge, dieſe tragen ein ſolch' dämoniſches Gepräge, daß wir es kaum zu bekennen getrauen, dieſelben irgendwo geſehen zu haben. Die in die Schreckensſzene hineinſtierenden Augen ſcheinen in Blut zu ſchwimmen, und das aus der Ferne erglänzende, mit Schatten abwechſelnde Licht ſcheint die Zuckungen ſeiner Züge wiederzuſpiegeln.

Manchmal ſchien es, als rüttelte ihn ein heftiger Fieberfroſt, da wickelte er ſich enger in ſeinen flatternden Mantel; bald wieder ſchien es, als fühlte er die Hitze des eine Meile weit hinter ihm leuchtenden Feuers, und da trat ihm der Schweiß vor's Angeſicht, und er begann ſeine Kleider von ſich zu werfen.

Dörfer, Pußten, Brücken bleiben hinter dem Reiſenden zurück; er blickt nie vorwärts, immer nur rückwärts, bald auf die brennenden Thürme, bald zum gerötheten Himmel empor, oder auf die Rauchwolken, auf den Fluß, in welchem das Bild der brennenden Stadt meilenweit ſich wiederſpiegelt.

Von dieſem Schauſpiel kann er ſich nicht trennen, obwohl es ſcheint, als würde der verzerrte Ausdruck ſeines Geſichtes ſich mildern, je

weiter er ſich von dem entſetzlichen Lichte entfernt, und je mehr ſich das Dunkel der Nacht über die Gegend ausbreitet.

— Halt! Wer da! — rief es plötzlich vor den Pferden.

Der Reiſende fuhr erſchrocken zuſammen, ſein Geſicht, jetzt vom Mondſchein beleuchtet, iſt blaß wie der Tod.

Jetzt erkennen wir ihn. Es iſt Bárſing.

Die Vedette der Almáſer Vorpoſten hielt ſeinen Wagen an.

In jener Zeit gab es am Ende eines jeden Dorfes Vorpoſten, welche die Reiſenden anhielten.

Bárſing vermochte kaum mit den zitternden Händen ſeine Päſſe hervorzuſuchen. Er ſtammelte etwas, daß er ein Kourier ſei, er müſſe ſchnell nach Peſt, man möge ihn paſſiren laſſen. Beim erſten Hauſe wurde ſein Paß viſirt. Man frug ihn, was in der Stadt geſchehen ſei? .. Er konnte keine Antwort geben; die Zähne klapperten ihm... Er deutete mit der Hand nach der Stadt... Sie ſahen es! ..

Man ſpannte friſche Pferde vor den Wagen, und Bárſing fuhr ſchnell davon.

Er fuhr in einem Hohlweg, die Gegend begann gebirgig zu werden. Die brennende Stadt verſchwand aus dem Geſichtskreiſe; der Reiſende blickte zuweilen zurück, auch die flammenden Thürme

waren nicht mehr ſichtbar, ſie konnten ihm eben nicht folgen; der Fluß mit ſeinem ſchrecklichen Spiegelbilde blieb auch zurück, nur eine blutrothe Wolke über ſeinem Haupte wollte nicht zurückbleiben, ſie flog mit ihm um die Wette; in dieſer Wolke konnte er fortwährend ſchauen, was Berg und Wald verbarg; die Schreckensſzene malte ſich nun am Himmel ab.

Dieſe Wolke begleitete ihn die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen trübte ſich der Himmel, der herabſtürzende Regen färbte die Gegend monoton grau.

Der Reiſende gelangte in ein Städtchen, welches am Ufer eines kleinen See's lag. Dort zahlte er den Fuhrmann aus, und begab ſich in das Gaſthaus hinauf.

Ohne zu fragen, öffnete er die Thüre eines Zimmers, in dieſem Zimmer befand ſich Fertöy.

— Ach, Sie ſind angekommen! — rief freundlich der ewig lächelnde Herr. — Wie geht es Ihnen? . .

— Ich friere, befinde mich unwohl, — wortete Bärſing ſchaudernd.

— Trinken Sie ein wenig Rum, das wird Sie herſtellen.

Bärſing ließ ſich dies nicht zweimal ſagen,

er griff zu; allein vom Rum wurde ſeine Stimme nur noch mehr heiſer.

— Alſo, was gibt es Neues zu Hauſe?

Auf das Wort „zu Hauſe“ fuhr Bárſing erſchrocken zuſammen und blickte um ſich.

— War es nicht bis hieher ſichtbar? . . die Stadt brennt.

— Nur die Stadt? — frug der lächelnde Herr.

— Die ganze Stadt: Kirchen, Spitäler. Alles ſteht in hellen Flammen. Nicht der vierte Theil der Stadt iſt unverſehrt.

— Hm, wenn der Wind ſich wendet, kann auch dieſer Theil noch verbrennen.

Bárſing fand es für gut, abermals nach der Rumflaſche zu langen.

— Es gibt dort alſo großen Schrecken, nicht wahr? — fragte Fertöy.

— Oh! — machte Bárſing.

— An das Löſchen konnte man natürlich bei dem Sturme gar nicht denken. Sind Sie über die Brücke gekommen?

— Ach nein. Auch dieſe brennt ja. Ich ließ mich in einem Kahne herüber fahren.

Ueber dieſe Meldung lächelte Fertöy nicht mehr.

— Was machen unſere bekannten Herrſchaften?

— Sie weinen und jammern. Wer denkt bei ſolcher Gelegenheit an einen Andern, als an

ſich ſelber. Ich ſah Frau Lávay, als ſie aus ihrem brennenden Hauſe lief und anſtatt ihres Silbers ein Körbchen voll Weizen zu retten ſuchte.

— Ach! — machte Fertöy abermals lächelnd. Dieſe Frau hat mich einſt beleidigt, indem ſie mich interpellirte, weshalb ich mich in die Angelegenheiten der Stadt miſche, obgleich ich keinen Beſitz in derſelben habe. . . . Geſchieht ihr Recht.

— Frau von Holdváry wurde ohnmächtig auf den Roſalienplatz getragen, wohin das Feuer nicht drang; auch Fräulein Serafine ſah ich ohne Hut über die Gaſſe laufen.

— Hm! Bin auf ihre Toilette neugierig. Bei ſolchen Gelegenheiten kann man nicht auf Alles achten.

— Das Komitatshaus ſchützte man lange Zeit, konnte es aber doch nicht retten.

— Ach! . . Wo werden jetzt die Herren ihre glänzenden Reden halten?

Beim dritten Glaſe Rum begann auch Herr Bárſing die Sache von der ſcherzhaften Seite zu nehmen.

— Unter Anderen iſt auch das Hargitay'ſche Haus zu Aſche verbrannt.

Das Lächeln Fertöy's verwandelte ſich auf dieſe Nachricht in höhniſches Grinſen.

— Das iſt Judithchens Schaden. Sie wiſſen, Freundchen, daß ihr der alte Herr, als er ſie enterbte, nur dieſes Haus ließ, wohin ſie ſich in

der äußerſten Noth zurückziehen könne. Dieſes Haus war ihr einziges, letztes Eigenthum.

— Fräulein Judith alſo?

— Iſt kein Fräulein mehr: ſie hat geheiratet — ſagte Fertöy, den Brief Judith's aus der Taſche ziehend. — Leſen Sie dieſen Brief.

Bärſing wurde roth vor Zorn, als er die Zeilen überflog. Er hoffte bisher noch immer, daß Judith unter dem Zwange des Teſtamentes ihrem Geliebten entſagen, und ihm die Hand reichen werde. Die früheren Ereigniſſe hatten ihm die Luſt keineswegs genommen.

Als er den Brief auf den Tiſch niederlegte, dachte er ſich: So geſchieht's ihr Recht! Möge ſie nun Bettlerin, verfolgt und unglücklich ſein! Möge ſie den Wermuthsbecher bis auf die Neige leeren!

— Nun erübrigt uns nur noch die Eröffnung des Teſtamentes zu urgiren — knurrte er aus den zuſammengepreßten Zähnen hervor.

— Ich habe hiezu bereits alle Verfügungen getroffen — verſicherte Fertöy ſeinen ſaubern Freund. — Das Teſtament befindet ſich in den Händen des Komitatsfiskals, und wird morgen eröffnet.

— Morgen? . . . die Stadt iſt ja verwüſtet . . .

Was hindert Sie daran, als mein Stellvertreter bei der Eröffnung zugegen zu ſein? Es

wird doch wohl in der Stadt noch einen Platz geben, wo man dies bewerkſtelligen kann.

— Aber das Feuer, mein Herr, das Feuer!

— Was geht mich Ihr Feuer an! . .

— Was es Sie angeht? Nun ſo erfahren Sie es. Wenn das Teſtament im Komitatsarchive deponirt war, ſo iſt es auch ganz gewiß verbrannt! . . .

Das Lächeln verſchwand von dem Geſichte Fertöy's.

Eine ſehr knappe Haushaltung.

Der Winter kam, die niedergebrannte Stadt aber war noch nicht aufgebaut.

Dieſer Winter war nicht von der Art wie andere Winter zu ſein pflegen. In dieſem Winter war es, wo hunderttauſend und abermal hunderttauſend Menſchen es für nothwendig fanden, das Land zu Fuß und zu Pferd in Kreuz und Quere zu durchſtreifen, in der Nacht auf hartgefrorner Scholle oder im weichen Schnee zu ſchlafen, während die Hunderttauſende weiblichen Geſchlechtes ihre Faſchingsunterhaltungen darin fanden, daß ſie Leinwandſtücke in Fäden zerzupften.

Von Tanzunterhaltungen zu ſprechen, war heuer nicht Sitte, andere Töne, als die der Muſik, begeiſterten die Gemüther.

Allein ich will die glänzenden Thaten der Männer nicht ſchildern, da ich einen Roman ſchreibe, und in dieſem Roman die Geſchichte der Frauen, welche gegen einen viel hartnäckigeren Feind kämpften als die Männer, die auch dann noch fortkämpften, als ihre Männer ſchon zur Ruhe gegangen.

Den Männern gehört die Geſchichte, für die Frauen möge der Roman ſprechen . . .

. . . Die Ruinen der abgebrannten Stadt hatten noch immer keine Dächer. Wo ſind alſo die Einwohner? Ach! dieſe hatten gute Urſache, ſich nicht zu entfernen, ſie verblieben in der Stadt, jedoch nicht zwiſchen den kahlen Mauern der Häuſer, welche keine Dächer hatten; denn da war es nicht geheuer in dieſem Winter, wo vom Himmel feurige Sterne herabflogen, welche die üble Gewohnheit annahmen, in die Zimmer der dachloſen Häuſer zu fallen.

In einer Ecke der umſchanzten Stadt gab es jedoch eine kleine Wieſe, wohin die fatalen Sternſchuppen nicht zu gelangen vermochten; man nannte ſie die Zigeunerwieſe; und zwar deshalb, weil ſeit Menſchengedenken die elenden Hütten der armen Zigeuner hier geſtanden. Eine Reihe Baracken aus Lehm und Stroh. . . Was Baracken?! . . . Sage Paläſte. Wie glücklich, wer in einer ſolchen Unterkunft findet. Da gibt es ja einen Lehmofen, einen Herd, ſogar ein Fenſter wo man hinausſehen kann. . . Die Tauſende von obdachloſen Bürgern können jedoch nicht alle in denſelben unterbracht werden. Nun hilft man ſich aber, wie man kann. Viele hatten ſich mit ihren Nachbaren zuſammengethan und für gutes Geld eine jener hölzernen Hütten erworben, welche von Wiener und Peſter Kaufleuten wäh-

rend der Märkte benützt wurden; dieſe Hütten ſtellten ſie an der geſchützten Seite der Wieſe neben dem Damme auf, und richteten ſich ein, ſo gut es ging.

In einer ſolchen Markthütte wohnte die alte Frau Lávay mit der einſt ſo ſtolzen Familie Holdváry zuſammen.

Wer hätte es je gedacht! In den Tagen des Glückes iſt es ihnen nie eingefallen, einander zu beſuchen. Die glänzenden Piqueniques der hohen Familie konnten gut ſtattfinden, ohne daß man die alte Frau zu denſelben geladen hätte. Als jedoch Beide auf die Gaſſe gehetzt wurden, ſagten ſie zu einander: bauen wir uns gemeinſchaftlich eine Hütte, und wohnen wir darin zuſammen! . . .

So geſchah es auch.

Die Markthütte war in der Mitte durch eine bretterne Wand in zwei Theile getheilt; die innere Abtheilung diente zum Schlafzimmer; in der äußeren ſtand ein kleiner Sparofen, welcher in irgend einem Hauſe unverſehrt geblieben; dieſer erwärmte die ganze Räumlichkeit.

Ohne Dienſtboten konnte man füglich ſein; es gab auf der Gaſſe genug der Hände und Füße, die Magd oder Knecht erſetzten. Frau Lávay kochte ſelbſt. Hinter der Hütte ſtand ein kleiner Stall mit Rohrwänden, und mit Laubwerk und Stroh bedeckt; in dieſem befand ſich

ihre einzige Kuh, welche sie selbst melkte, und von deren Milch sie das Frühstück für die ganze Gesellschaft besorgte.

Frau von Holdváry stand ihr nicht viel im Wege; diese konnte seit dem großen Unglück nur weinen und schlafen. Ließ man sie nur ruhig liegen, so hatte sie weiter keinen Wunsch.

Fräulein Seraphine half jedoch der alten Lávay beim Kochen, und bei sonstigen häuslichen Verrichtungen.

Wie? Fräulein Seraphine am Herde?! . Ja wohl! . . Ihre schönen weißen Hände sind an vielen Stellen verbrannt oder versengt, wie es denjenigen zu geschehen pflegt, welche das Kochen erst erlernen.

Der alten Lávay kostete es gar viel Mühe, um ihre Gehilfin in die Geheimnisse des Einbrennmachens einzuweihen; wie oft hatte sie ihr das theure Mehl verbrannt.

— Ja, mein liebes Kind, — pflegte die Alte sie scherzweise zu schelten — das ist keine Kotillonfigur, — und wenn, während die Alte draußen das Grünzeug putzte, Seraphine drinnen die Suppe überlaufen ließ, da bekam sie eine ganze Vorlesung über Musik, französische Romane, Landschaftmalereien u. s. w. als über Dinge zu hören, derentwegen einem die Suppe über- und davonlaufen könne.

Die alte Frau brummte draußen beständig.

Mama Holdváry dagegen lag, ohne ſich zu rühren, in ihrem Bette, ächzte und ſeufzte ununterbrochen, erfand die verſchiedenſten Krankheiten und Uebel, als hätte ſie an dem wirklichen nicht genug. „Seraphine! — rief ſie — mein Fuß iſt zu Stein geworden; . . Seraphine! dieſes Bett hebt ſich immer höher und höher mit mir! . . . Seraphine! . . Es hat mir geträumt, daß, wenn der Feind in die Stadt dringt, er alle Weiber zuſammenfängt, dieſe müſſen dann vor ihm gegen die Feſtungsmauern marſchiren, damit die erſten Schüſſe die Weiber treffen; wäre es nicht beſſer, wenn Du mir früher mit dem Küchenmeſſer den Hals abſchnitteſt?“

Seraphine war inmitten dieſes Kreuzfeuers ſtets heiter und guter Laune. Im Kochen hatte ſie zwar der alten Lávay keine weſentlichen Dienſte geleiſtet, umſomehr trug ſie aber durch ihren ſchalkhaften Humor zur Erheiterung ihres Gemüthes bei.

Im Grunde gibt es nichts Scherzhafteres als das Elend.

Wie lachenerregend iſt es zum Beiſpiel, wenn man des Morgens ſein Glas vom Tiſche nehmen will und es an den Tiſch gefroren findet; oder wenn man den Schuh anzieht, und an der Spitze desſelben ein artiges rundes Loch wahrnimmt, welches ein kleines Mäuschen über Nacht hineingefreſſen hat. Wie reizt dies die Lachmus-

keln; wenn man vollends bedenkt, daß dies der einzige Schuh auf der Welt ist, der den Beschädigten seinen Eigenthümer nennt. Oder wenn Gäste da sind, und Seraphine wegen Mangels an Löffeln sich des großen Schöpflöffels zum Essen bedienen muß.

Wie? Es gibt noch Gäste?

Allerdings. Es gibt der Bekannten genug, die ihr Leben nicht anders fristen können, als daß sie von Hütte zu Hütte auf Besuch wandern, und heute hier, morgen dort sich zu Mittag laden. — Außer diesen beherbergt die gastfreundliche Hütte noch zwei permanente Passagiere, und zwar Männer, jedoch verheiratete Männer, die es für gut fanden, sich in die Festung sperren zu lassen, den Einen nannte man Herr Stuhlrichter, den andern Herr Fiskal. Der Eine ist mit den Lávay's, der Andere mit den Holdváry's verwandt. Diese Beiden fanden nirgends Unterkunft, Frau Lávay bot ihnen solche an. „Hier ist die Küche, — sagte sie, — da können Sie beide schlafen und über uns wachen."

Fiskal und Stuhlrichter waren übrigens ganz brauchbare Menschen. Der Fiskal begab sich jeden Morgen in die Festung, wo man Fleisch und Mehl austheilte, ging dann zur Waag hinab um irgend einen Fisch zu requiriren; alles dies trug er sorgfältig nach Hause, um die Küche damit zu versorgen, während der Herr Stuhlrichter

das Abenddunkel benützte, um unter ſeinem Mantel Holz und Heu herbeizuſchaffen. Das Heu dient in der Nacht als — Streu für die Herren, bei Tag aber als Futter für die Kuh.

Wenn ſie dann des Abends alle beiſammen ſind, und theils auf den ungeſtürzten Schränken, theils auf dem Boden Platz genommen haben, da wird ſo herzlich über den Jammer gelacht, als wäre das Ganze die beſte Anekdote der Welt.

Frau Lávay hatte auch keine andere Sorge, als diejenige, welche ſich nach jedem belachten Scherze in einem Seufzer offenbarte: Ach wäre nur mein Béla unter uns! . .

Ja, wenn der auch da wäre!

Dann würde ſich der enge Raum zwiſchen den vier Bretterwänden zum Paradies verwandeln, dann würde dieſes irdiſche Glück ſo vollkommen ſein, daß es nichts zu wünſchen übrig ließe.

Wer weiß es aber, wo ſich jetzt Béla befindet? Wer weiß es, ob er lebt, welches Schickſal ihn ereilt? Die Welt iſt voll der Gefahren. Man hat nur die Wahl, in welche der Gefahren man ſich begeben; keineswegs aber, welche man vermeiden will.

Und doch könnte auch er jetzt unter uns ſein. Wäre er doch nicht in die Welt gegangen, um ſich Ruhm zu erwerben; hätte er doch nicht ein Mädchen geliebt, das zu lieben man ihm

verwehrte; würde er doch ſeinem Schickſale keinen Zwang angelegt haben!

Solche Gedanken beſchleichen die gute Frau, wenn ſie nach des Tages Mühen mit Seraphinen noch allein wacht, und ein über das andere Mal den Seufzer ausſtößt: Mein armer Béla! . . . Und da fällt ſtets ein vorwurfsvoller Blick aus den thränenden Augen auf Seraphine, als wollte die Alte damit ſagen: „Und an alledem haſt Du die größte Schuld; warum vermochteſt Du es nicht, ihn an Dich zu feſſeln?! . . . Es war ja auch mein Wunſch, daß er D i ch liebe. Jetzt wäre er Dein Gatte — und unter uns.“

Und wie wohl thut es ihrem Herzen dann, wenn Seraphine, den ſtummen Vorwurf verſtehend, das Amen auf ihr Gebet ſpricht, welches ſie für ihren Sohn zu Gott geſandt. . . Seraphine hat es ja verſtanden, für wen das leiſe, von Seufzern unterbrochene Gebet zum Himmel geſandt wurde.

In jenen Zeiten war es ſehr ſchwer, etwas über die Abweſenden zu erfahren. Der Poſtverkehr war gänzlich abgeſchnitten. Und wenn es doch einem Kourier nach unſäglichen Mühen und den raffinirteſten Künſten gelang, ſich in die Feſtung zu ſchleichen, ſo bildete dies ein ſeltenes und großes Ereigniß, welches ſämmtliche Bewohner der Stadt in Bewegung ſetzte. Zwei Wochen hatte man denn nichts Anderes zu thun,

als von den Nachrichten zu ſprechen, die er gebracht. Solch' ein Kourier wurde hoch geſchätzt; man ſuchte ihn auf, ſchleppte ihn mit ſich, fragte ihn hundertmal über hunderterlei Dinge: was es da d'rüben über der Donau gebe? Wer noch lebt, wer bereits geſtorben ſei? Ob er dieſen oder jenen geſehen, mit ihm geſprochen habe... Er konnte dann erzählen, was er wollte, man glaubte ihm auf's Wort. . . Solche ſeltene Poſttauben pflegte auch Frau Lávay in ihrer bretternen Behauſung zu bewirthen.

Als Frau Lávay die erſte dieſer Poſttauben über ihren Sohn befragte, bekam ſie zur Antwort: „der iſt gut geborgen, ſitzt in der Feſtung Effegg, dort kann ihm nichts widerfahren." Die gute alte Frau war hierüber ſehr beruhigt.

Nach einigen Wochen kam ein anderer Bote, auch der wußte von Béla zu erzählen: Er habe ihn in der Umgegend von Schemnitz getroffen, der Arme friere und ſtrapaziere ſich zwar viel, ſei aber in guter Geſellſchaft.

Dieſer hatte zufällig die Wahrheit geſprochen; zufällig ſagen wir, denn er ſprach, ohne es zu wiſſen.

Nach einigen Wochen kam abermals Jemand, welcher ſteif behauptete, Lávay ſei ſammt Pußtafi in Siebenbürgen, was um ſo wahrſcheinlicher klang, als die beiden unzertrennliche Freunde geweſen. Pußtafi ſei jedenfalls dort, er hatte ja

auch ſchon ein Schlachtlied in Siebenbürgen geſchrieben.

Die alte Frau bemerkte hiezu ſeufzend: wenn er nur lieber zu Hauſe als zu gleicher Zeit an drei Oertern wäre! . .

Es war bereits gegen den Frühling, als es in der Stadt laut wurde, daß abermals ein Kourier auf wunderbare Weiſe in die Feſtung gelangt ſei. Dieſer Kourier war Herr Bárſing.

— Dieſen werde ich über Béla befragen, — ſagte Frau Lábay mißmuthig als ſie den Namen Bárſing's vernahm. — Dieſer Menſch lügt immer. Er würde mir, um mich nur zu kränken, ganz gewiß ſchauerliche Dinge berichten: daß man meinem Béla den Fuß weggeſchoſſen, daß man ihn gefangen oder gar getödtet hat.

Da kam ihr der Fiskal zu Hilfe.

— Warten Sie, Tante, ich werde ihn aufſuchen, mich kennt er nicht. Wenn ich ihn frage, wird er vielleicht die Wahrheit ſagen.

Der Stuhlrichter ſchloß ſich dem Anerbieten an; auch er wollte dabei ſein, als testimonium legale.

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als die kleine vielwiſſende Blum in die Hütte trat. Ihr Mann bekleidete noch immer ſein Amt, nur um einen Grad höher, und mit einem ungariſchen Titel. Sie kam eigentlich, um Seraphine auf Nachmittag in ihre Feſtungswohnung zur

Jause zu bitten, bei welcher auch Herr Bársing zugegen sein werde, und wo sie dann aus erster Quelle die Wunderdinge, die geschehen sind, erfahren könne.

Auch Frau Lávay bat Seraphine zu gehen. Das Wetter sei ja so angenehm, der Spaziergang über den Gombaer-Damm von den tödtlichen Sternschuppen, welche auch bei Tage fallen, sicher. Sogar Mama Holdváry gab ihre Erlaubniß, nur hatte sie Furcht, die Stadt könnte unterdessen erobert, und Seraphine in der Festung zu bleiben gezwungen sein; wie und durch wen könnte man ihr dann Weißwäsche nachsenden?

Man mußte Seraphine nicht lange zureden, sie selbst hatte große Lust, von Bársing etwas zu hören.

Nachmittag kam die Blum abermals um ihren Gast abzuholen, die beiden Neffen, der Fiskal und Stuhlrichter begleiteten sie; während sich die alte Frau vor die Thüre der Hütte setzte, um in der angenehmen Märzsonne die Wiederkehr der Ihrigen zu erwarten.

Sie hatte nicht lange zu warten. Die Leutchen kamen gar bald, und mit einer Eile, als würden sie verfolgt. Die beobachtende Mutter hatte an Seraphinens Gesicht die Aufregung allsogleich bemerkt, während die Herren Neffen ihre Niedergeschlagenheit nicht zu verbergen mochten. Beide waren schlechte Komödianten geworden.

Die alte Frau Lávay ergriff haſtig die Hand des Stuhlrichters und frug:

— Nun, was habt Ihr über Béla gehört? . . .

Der gute Mann mit dem runden Geſicht wurde feuerroth über dieſe Frage. Er kam in die größte Verlegenheit, vermuthlich dachte er daran, daß es ihm als „testimonium legale“ nicht zuſtehe, etwas zu ſagen, von deſſen Gegentheil er überzeugt iſt.

— Was haben Sie von Béla gehört? Sagen Sie es doch um Gotteswillen.

Da übernahm der Fiskal die Beantwortung der Frage: ihm ſind ja Verdrehungen von Amtswegen und diplomatiſch geſtattet.

— Béla lebt und iſt geſund! liebe Tante.

Die alte Frau wollte jedoch mehr erfahren, und paßte mißmuthig auf die karg geſpendeten Worte.

— Wo iſt er aber? Iſt ihm kein Unglück widerfahren?

— Nein, o nein, Unglück iſt ihm nicht widerfahren, — riefen beide Neffen, wie aus einem Munde. Man konnte es ihrer Eile anſehen, daß ſie etwas verheimlichen oder vertuſchen und dem Geſpräch eine andere Wendung geben wollen.

— Wenn ihm alſo nichts widerfahren, warum ſprechen Sie nicht mehr über ihn? Er wird wohl nichts Schändliches begangen haben, oder . . feige geworden ſein?

Wie ergreifend war dieſe letzte Frage der alten Frau, welche ſo für das Leben ihres Sohnes zitterte, und nun mit aufflammendem Geſichte frug, ob er nicht feige geworden.

Die beiden Neffen ſahen ſich abermals verlegen an, keiner vermochte ſchnell genug die Frage zu beantworten.

— Nun ſo ſprechen Sie! . . Was hat dieſer Menſch über meinen Sohn erzählt?

Abermals übernahm es der Herr Fiskal, die Hauptfrage zu umgehen, indem er unter lebhaftem Achſelzucken ſprach: Bárſing hätte keineswegs geſagt, daß Béla als Soldat feige geweſen wäre. . . . Das Wort Soldat hatte er beſonders betont.

Die Augen der alten Frau füllten ſich mit Thränen; ſie wußte, ſie ſah es offen, daß man ſie täuſchen wollte. Seraphine erbarmte ſich ihrer, und platzte mit dem, was ſie bisher zurückgehalten, heraus.

— Eh! was ziehen wir mit der Geſchichte herum, meine Herren. Bárſing hatte Béla vor einer ganzen Geſellſchaft verleumdet. Er ſagte: Béla ſei Verräther geworden.

— Was? Ein Verräther! . .

Auch das war dazumal Mode, daß, wenn Zweie mit einander in Streit geriethen, der Eine den Andern alſogleich einen Verräther ſchalt.

— Ja, ja — fuhr Seraphine fort —

Bárſing hat erzählt, daß auch Béla zu Denjenigen gehöre, die mit dem Feinde einverſtanden ſind, die ſich immer nur zum Schein ſchlagen und neben ihren Tſchako's weiße Federn tragen, die nach Grafentiteln jagen, und die radikalen und republikaniſch geſinnten Offiziere verfolgen. . Die Regierung hätte auch bereits einen Befehl erlaſſen, daß dieſe Leute ihrer Porteépée's verluſtig erklärt und vor das Kriegsgericht geſtellt werden ſollen. . . . Das erzählte Bárſing mit bunten Illuſtrationen, und daß er's nicht zum erſten Male erzählt, konnte ich daraus entnehmen, daß es die Anweſenden bereits als alte Geſchichte hinnahmen. . . Da Sie, meine Herren, nicht den Muth hatten, Béla zu vertheidigen, war ich genöthigt, den ſaubern Herrn Bárſing zurechtzuweiſen: Hören Sie Bárſing — ſagte ich zu ihm — Sie können Jemanden ſehr ſchön anſchwärzen; trotzdem es aber gegenwärtig Niemanden in dieſer Stadt gibt, der für Lávay Ihnen gegenübertreten möchte, ſo rathe ich es Ihnen doch nicht, der alten Lávay unter die Augen zu treten, denn wenn dieſe erfährt, was Sie über ihren Sohn ſprechen, ſo können Sie ſich auf ſichere Prügel gefaßt machen. . . .

Die alte Frau drückte die Hand Seraphinen's.

— Das war gut geſagt, mein Kind! und wahr geſagt! . . Wo befindet ſich jetzt dieſer Menſch?

Der Stuhlrichter erſchrack ſichtlich.

— Was haben Sie mit ihm vor? Tante.

— Was? was? — ſtammelte die Alte, ihren abgetragenen ſeidenen Hut aufſetzend und ihren ſchleußigen Mantel aus grünem Merino haſtig um die Schultern werfend. . . . Was ich mit ihm will? — murmelte ſie während des Ankleidens leiſe — Was ich mit ihm will. . . Erſchießen will ich ihn, den Schuft! — platzte ſie dann heraus, während ihre Augen im beleidigten Mutterſtolze Funken ſprühten, und indem ſie den alten Mantel auseinanderſchlug, zeigte ſie in deſſen Taſchen die Schäfte zweier Piſtolen.

Bevor die beiden Herren ſich von ihrer Ueberraſchung erholt hatten, war die bewundernswerthe Frau ſchon auf der Gaſſe und ſchritt eilig der Stadt zu.

Die Männer liefen der Frau nach, um ſie zu beſchwichtigen, dieſe wies ſie zornig zurück.

— Gehen Sie und ſchauen Sie nach, daß die Milch nicht überläuft. Wenn Sie nicht Männer waren, wo es galt, Mann zu ſein, werde ich dieſe Rolle übernehmen. Ich verlange nach Ihrer Hilfe nicht, werde den Menſchen ſchon ſelbſt finden, über das Waſſer wird er nicht geflogen ſein.

Die beiden Männer blieben betroffen

zurück. Die aufgeregte, lärmende Frau hatte bereits die Aufmerksamkeit der Patrouillen auf sich gelenkt.

Sie folgten der alten Frau aus der Ferne, hoffend, daß man sie nach sechs Uhr ohnehin nicht mehr in die Festung einlassen werde.

Eines der abgebrannten Häuser, welches vor den Belagerungsgeschossen sicher war, hatte man mit einem provisorischen Dach versehen und als Kaffeehaus eingerichtet. Dies war der einzige damalige Versammlungsort sowohl der Einwohner als der Eingewanderten. Die alte Frau eilte durch die dunklen, mit Trümmern bedeckten Gassen gerade auf dieses Haus zu.

Ihre heimlichen Begleiter konnten sie gut sehen, wie sie in das Kaffeehaus trat.

Die ehrsame bejahrte Dame, welche noch nie das Innere eines Kaffeehauses gesehen, stürzt sich in ein mit fremden Männern und Soldaten angefülltes Lokal, um dort ihren Beleidiger herauszusuchen und Genugthuung von ihm zu fordern!.. Sonst würde sie nicht um alle Schätze der Welt auch nur einen Kaffee dort genommen haben.

Mitten in diesem großen Lärm und Tabakqualm, unter so vielen fremden Gesichtern, würde auch ein Anderer sich schwer zurecht finden. Frau Lávay brauchte Zeit, bis sie einen Kellner in dem

Gewirre erhaſchen konnte, welcher vierzehn Gläſer auf einer Taſſe balancirte.

— Kennen Sie Herrn Bárſing?

— O ja! Gerade jetzt ging er in's Spielzimmer! . . .

— Ich bitte Sie, mein Lieber, ihm zu ſagen, daß Frau Lávay hier ſei; . . . er möge ſich heraus bemühen, wenn es ihm aber zu viel Mühe koſtet, werde ich zu ihm hinein gehen. — Der Kellner that, wie ihm geſagt wurde.

Nach einigen Minuten kehrte er kichernd zu Frau Lávay zurück, welche ihn in einer Ecke des Zimmers an der Mauer lehnend, erwartet hatte.

— Ich möchte wohl bitten — ſagte er — iſt Herr Bárſing nicht Ihr Schuldner?

— Nein. Weshalb?

— Weil er, als ich ihm ſagte, Frau Lávay wünſche ihn zu ſprechen, allſogleich vom Tiſche ſprang, und mich zu ſagen beauftragte, er ſei ſchon in die Feſtung gegangen, worauf er durch die kleine Thüre davon lief. Ich glaube kaum, daß Sie ihn noch einholen können. . .

Der Kellner und einige Umſtehende lachten über den Scherz, während Frau Lávay ſich ſchnell auf die Gaſſe begab und in der Richtung, welche Bárſing genommen haben mußte, davon eilte.

Sie, die ſie dreißig Jahre in der Stadt gewohnt, und noch nie die Richtung nach der Feſtung eingeſchlagen, nie einen Soldaten ge-

ſprochen, ſoll es jetzt in finſterer Nacht unternehmen, in die Feſtung zu dringen.

Als ſie in die Allee kam, konnte man der Dunkelheit wegen die Leute, die da gingen und kamen, kaum mehr unterſcheiden; aber der ſcharfe Blick des Haſſes ließ ihr die rothverbrämte Uniform Bárſing's dennoch erkennen. Sie ſah es recht gut, wie er das Feſtungsthor paſſirte, konnte ihn jedoch nicht mehr einholen.

Als auch ſie zum Thor gelangte, wurde ſie von der Wache angehalten.

— Wer da! . . .

— Eine Frau, und zwar eine alte. Ich will in die Feſtung.

— Kann nicht mehr geſchehen . . .

— Ich muß aber hinein.

Sie ſprach dieſe letzten Worte mit einer ſolchen Entſchloſſenheit, daß ihr die Wache nicht widerſtehen konnte, und den Eintritt unter dem Thorgang gewährte: hier verſperrten ihr jedoch mehrere Soldaten den Weg.

— Wohin gehen Sie, — ſcherzten dieſe, — wollen Sie vielleicht Soldat werden?

— Ich wünſche den Feſtungskommandanten zu ſprechen! — erwiederte die Alte, ſich ſchnell faſſend.

Da trat ein Korporal vor, verneigte ſich ehrerbietig vor Frau Lávai und bat ſie, ihm zu folgen, er werde ſie zum Kommandanten geleiten.

Als ſie zum Thore des Pavillons gelangt waren, meinte der Korporal, die Frau möge nun weiter fragen, denn er dürfe ſeinen Wachtpoſten nicht verlaſſen.

Die beiden Poſten jedoch, welche beim Thore des Kommandanten ſtanden, wußten kein Wort ungariſch. Beide waren walachiſche Rekruten aus dem Biharer Komitat. Frau Lávay konnte ſich ihnen durchaus nicht verſtändlich machen.

Da ſetzte ſie ſich auf die ſteinerne Bank neben dem Thore, mit dem Entſchluße, ſo lange zu warten, bis Jemand käme, der ſie verſteht.

Nach geraumer Zeit kam wirklich ein junger Offizier, welcher eine trikolore Schärpe trug. Dieſer frug ſie verwundert, wie ſie hieher kam, und was ſie wünſche.

— Ich bin die alte Lávay, und wünſche den Kommandanten zu ſprechen.

— Allſogleich?

— In dieſem Augenblick.

— In einer wichtigen, in einer Landesangelegenheit?

— In einer ſolchen.

— Gut. Dann bitte ich Sie, mir zu folgen.

Der junge Offizier führte ſie mit argwöhniſchen Blicken, über große gepflaſterte Höfe, durch lange ſpärlich erleuchtete Gänge, bis er endlich die Thüre eines von Tabakrauch erfüllten Zimmers öffnete, in welchem einige Gemeine auf

den Feldbetten herumlagen. Außer den Betten gab es im Zimmer noch einen Strohſtuhl und einen unangeſtrichenen Tiſch.

Der Offizier ließ hier die Frau zurück.

Nach einigen Minuten kam er mit der kurzen Meldung, daß der Kommandant dringend zu thun habe.

— Gut, — ſagte die alte Frau, — dann werde ich warten, bis er fertig iſt. Worauf ſie ſich auf den zerriſſenen Strohſeſſel niederließ und ihre Ellenbogen trotzig entſchloſſen auf den ölbefleckten Tiſch ſtemmte.

Der Adjutant kehrte um, und warf zornig hinter ſich die Thüre zu.

Nach einer Weile kam er abermals zurück.

— Haben Sie eine ſehr dringende Mittheilung zu machen?

— Eine ſo dringende, daß ſie keine Minute Aufſchub leidet.

— Iſt ſie auch wichtig?

— Die wichtigſte, die nur im Leben vorkommen kann.

— Wollen Sie mir dann folgen. Der Kommandant will ſo freundlich ſein, auf einige Augenblicke ſeine inneren Gemächer zu verlaſſen.

Der Offizier führte hierauf die Frau in ein zweites Zimmer, welches ein wenig reiner,

aber eben ſehr einfach eingerichtet war; man ſah es, daß es für Soldaten iſt, mit denen man ſtehend ſpricht.

Aus dem dritten Zimmer drang, während man die Thüre auf und zu machte, ein ſehr laut geführtes Geſpräch. Bald darauf vernahm man Sporengeklirr, und der Kommandant trat ein.

Er war ein Mann mit freundlichem Geſicht und hatte eine jener ſcharf geformten Naſen, von denen Napoleon I. zu ſagen pflegte, daß die Beſitzer derſelben Männer von unverbrüchlicher Treue ſeien.

— Was wünſchen Sie mir mitzutheilen, meine Dame, — frug der Kommandant, der ihm fremden Frau nahe tretend.

— Ich habe ein kurzes Wort an Sie zu richten, Herr Kommandant — ſagte die Alte in ruhigem Tone. — Heute langte einer ihrer Kouriere an, welcher falſche Nachrichten verbreitet.

— Zum Beiſpiel?

— Er ſprengt aus, daß mein Sohn, welcher in der oberen Armee dient, ein Verräther ſei. Der Name meines Sohnes iſt Béla Lávay.

Der Kommandant begann ein wenig mißmuthig zu werden.

— Aber, meine Dame, Sie haben ja geſagt, daß Sie mich in Landesangelegenheiten ſprechen wollen?

— Mein Herr, ich glaube, daß die Soldatenehre immer eine Landesangelegenheit geweſen iſt.

Wie dieſe Worte auf die Lippen der alten, einfachen Frau kamen? Welch fremder Geiſt ihr dieſelben zugeflüſtert? Das konnte ſie ſich ſelbſt nie erklären. Es gibt außergewöhnliche Lagen, in welchen ein Moment die Menſchen größer macht.

Der Feſtungskommandant war ſelbſt überraſcht, und bat höflich die Frau, ſich zu ſetzen.

— Ich danke, will nicht ruhen, bis ich nicht vollzogen, weswegen ich gekommen. Ich bin eine ruhige, friedliebende Frau; komme nie aus meinem Hauſe; daß ich es jetzt gethan, daß ich in finſterer Nacht hieher, in die Feſtung kam: daraus können Sie erſehen, welche furchtbare Beleidigung mir widerfahren mußte, die mich zu dieſem Schritte zwang.

Der Kommandant war ein Mann von guter Erziehung, und wußte den Schmerz der alten Dame zu würdigen.

— Gut — ſagte er — ich werde die Sache gleich morgen unterſuchen laſſen.

— O, mein Herr — ich kam nicht wegen einer Unterſuchung, wegen Dinge, die erſt morgen geſchehen ſollen; was ich will, muß gleich geſchehen.

— Was wünſchen Sie alſo eigentlich?

— Was? Genugthuung wünſche ich. Ja

eine Genugthuung, wie man ſie in unſern Tagen zu geben und zu nehmen pflegt. Ueber eine ſolche Beleidigung kann man nicht erſt ſchlafen, um ſie zu vergeſſen. Der Verleumder iſt in der Feſtung, ich ſah ihn hereinkommen, deshalb kam auch ich zu Ihnen, mit der Bitte, Sie mögen ihn hieher beſcheiden.

— Nichts leichter als das, da er im Nebenzimmer iſt, damit winkte er ſeinem Adjutanten, er möge Bárſing aus dem Zimmer rufen.

Der eintretende Bárſing gab mit allen möglichen Zeichen zu erkennen, daß er ſich die Anweſenheit dieſer Dame nicht erklären könne.

— Mein Herr — frug der Kommandant, ſich an den Eintretenden wendend — kennen Sie dieſe Dame?

— N . . . nein, ja, ich kenne ſie . . . . . Was wünſcht dieſe Dame?

Frau Lávay trat an ihn heran.

— Dieſe Frau wünſcht, Sie daran zu verhindern, daß Sie den guten Ruf ihres Sohnes vernichten. Sie beſchuldigen einen ihrer einſtigen Freunde, einen gewiſſen Béla Lávay, des Verrathes. Das wiſſen Sie recht gut, daß man dieſes Wort heutzutage ſehr leicht glaubt . . . Nachdem ſich in der ganzen Stadt kein Einziger gefunden, der gegen dieſe Verleumdung proteſtirt hätte — denn es iſt ja Niemand verpflichtet, das Gegentheil deſſen zu glauben, was man über Je-

manden ſagt, — ſo bin ich genöthigt, mich in eigener Perſon zur Vertheidigung meines Sohnes Ihnen entgegenzuſtellen.

Bárſing wollte ſich aus der Schlinge ziehen und unterbrach die Frau kurz.

— Ich achte dieſen Ort viel höher, als daß ich mich hier in Zank einlaſſen ſollte.

— Es iſt hier von keinem Zank die Rede, mein Herr, — antwortete Frau Lávay mit feſten Tone. — Es handelt ſich hier um etwas Militäriſches, und das paßt gerade hieher. Gegen die Verleumdung gibt es jetzt nur eine Waffe: Genugthuung mit der Waffe, und ich bin gekommen, eine ſolche von Ihnen zu fordern! . . .

Dieſe Worte erregten allgemeines Lachen. Die Szene ſtreifte zu ſehr an's Komiſche. Eine bejahrte, gebeugte Frau, mit ihrem antiken grünen Mantel, und den alten ſeidenen Hut auf dem greiſen Haupte, fordert einen jungen, ſtarken Mann zum Zweikampfe heraus.

Doch wollte Frau Lávay den komiſchen Eindruck gar nicht wahrnehmen, ſondern zog ruhig ein weißes Sacktuch aus ihrer Taſche, welches ſie dann an einem Zipfel faſſend, der Länge nach herabhängen ließ.

— Antworten Sie mir nicht, mein Herr, daß ich eine Frau ſei, und man ſich mit Frauen nicht zu ſchlagen pflegt; auch der Hündin iſt es erlaubt, ihre Jungen zu vertheidigen; — als Sie ſich der

Waffe der Weiber, des Tratſches bedienten, entſagten Sie jenem Stolze, welcher dem Manne den Vorzug über das Weib gibt . . . Antworten Sie mir auch nicht, daß ich alt, und meine Augen ſchwach ſeien, daß ich nicht zielen könne . . . Hier, nehmen Sie das eine Ende dieſes Schnupftuches, das andere werde ich halten. . . . So können wir auf einander ſchießen.

Damit zog ſie die beiden Piſtolen aus den Taſchen ihres grünen Merinomantels und legte dieſelben auf den Tiſch.

Die Männer lachten nicht mehr.

Die Matrone ſtrich hierauf die ſpärlichen grauen Haarlocken, welche ſich auf ihre Stirne verirrt hatten, zurück und ſtand mit der Erhabenheit einer Märtyrin aus alten Zeiten vor den ſtaunenden Männern.

— Ich habe mit meinem Gott abgerechnet — ſprach ſie dann in leidenſchaftsloſem Tone. — Ich verſpreche mir nicht mehr viel vom Leben; da ich Alles verloren habe. Mein Gatte iſt längſt todt, mein Haus in Schutt und Aſche, mein Sohn in der weiten Welt, nur die Ehre blieb mir noch, dieſe gebe ich nicht her. . . . Sie können Ihr Piſtol an meine Bruſt ſetzen, ich werde nicht zittern . . . Ich aber . . . ich werde Sie nicht tödten, da ich meine Seele mit der Schuld Ihres Todes nicht belaſten will; aber auf Ihre Füße werde ich zielen, und dieſe lahm

ſchießen, damit Sie die Verleumdung meines Sohnes nicht im Lande herumtragen können.

War die Matrone beim Beginne ihrer Rede ganz ein Mann, ſo wurde ſie am Schluſſe derſelben wieder vollkommen zum Weibe. Als ſie Bárſing damit gedroht hatte, ihm die Füße zu verſtümmeln, brach aus ihr der ganze weibliche Zorn hervor, und als ſie eine der Piſtolen in die Hand nahm, würde man darauf geſchworen haben, daß ſie ihre Drohung auch ausführen werde.

Herr Bárſing befand ſich noch nie in einer ſolchen tragikomiſchen Situation. Mag es Scherz oder Ernſt ſein, jedenfalls war die Sache unangenehm. Sein guter Geiſt flüſterte ihm aber im entſcheidenden Momente zu: leugne das Ganze ab. . :

— Aber, liebe Tante, ich habe ja nie ſo etwas über Béla geſprochen.

Frau Lábay ſah ihn erſtaunt an.

— Sie haben meinen Béla nie einen Verräther genannt? . . .

— Nie in meinem Leben. Im Gegentheil pries ich Ihn immer und überall als einen braven, begeiſterten Patrioten.

— Die Herren haben es gehört? Gut. Geben Sie mir das ſchriftlich.

— Vom Herzen gerne.

Und Bärsing ergriff allsogleich die Feder auf dem Tische, tauchte dieselbe hastig in das Tintenfaß, und zog Papier hervor.

— Ich werde Ihnen in die Feder diktiren, was Sie zu schreiben haben — fuhr die alte Frau fort, indem sie ihre Mordgewehre in die Taschen ihres Mantels schob. . . . „Ich . . . . (schreiben Sie Ihren Namen) bestätige, daß Béla Lávay ein braver, ehrlicher Patriot und ein guter Soldat ist; Derjenige, welcher das Gegentheil zu behaupten wagt, ist ein niederträchtiger Lügner. . . ."

— Herrn Bärsing schien dies doch ein wenig zu viel. . .

— Gefällt es Ihnen nicht? — frug die Alte, in ihren Mantelsack langend. . . .

. . . „Ein nichtswürdiger Verleumder"! — So! Nun wollen Sie Ihren Namen unterfertigen; die Herren werden die Güte haben, die Urkunde als Zeugen zu unterschreiben.

Nachdem dies geschehen, faltete sie die Schrift zusammen, wickelte dieselbe in ihr Sacktuch und verbarg sie in ihrem Busen.

— Nun bin ich zufrieden gestellt. Entschuldigen Sie, Herr Kommandant, die Ungelegenheit. Was hier geschah, bleibt unter uns.

Der Kommandant drückte der alten Frau freundlich die Hand.

— Wenn Ihr Sohn auch „ein ſolcher Soldat“ iſt, dann beglückwünſche ich Sie und uns dazu.

Dann gab er ſeinem Adjutanten die Weiſung, die Dame bis in ihre Wohnung zu geleiten. Er ſelbſt begleitete ſie bis zur letzten Thüre.

Herr Bárſing wollte das Geſchehene als bloßen Scherz gelten laſſen, indem er ſagte:

— Dieſe Frau iſt verrückt, wir müſſen ſie auf irgend eine Art uns vom Halſe ſchaffen.

Der Kommandant erwiederte dagegen, daß es räthlich wäre, wenn Herr Bárſing, die Dunkelheit der Nacht benützend, noch in dieſer Stunde auf gute Manier die Stadt verlaſſen würde. . .

Es war bereits ſpäte Nacht, als Frau Lávay in der gemeinſchaftlichen Hütte anlangte. Die Ihrigen waren über ihr langes Ausbleiben in Verzweiflung.

— Wo waren Sie?! — riefen ihr Alle entgegen.

— In der Feſtung!

Man wollte ihren Worten kaum Glauben ſchenken.

— Damit Sie mir glauben, leſen Sie hier.

Hiebei zog ſie das zuſammengefaltete Papier aus dem Buſen und reichte es hin.

Während nun die Uebrigen das charakteriſtiſche Dokument laſen, ſetzte ſich die alte Frau an ihr Spinnrad, und begann bei dem Scheine eines dünnen Talglichtes ihren feinen Faden zu ſpinnen und ſang leiſe dabei den Pſalm: „Der Herr iſt meine feſte Burg.“

Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Zweiter Band.

2

Pest,
Druckerei des „Athenäum".
1869.

Berlin. Verlag von Otto Janke.

Zweiter Band.

Wozu ein Lahmer gut ist?

Die außerordentlichen Zeiten haben alles Bestandene aus den Angeln gehoben. Wer sonst mit den Geschicken des Krieges, mit den großen Erschütterungen des politischen Lebens nichts zu thun hatte, mußte nun in der ungewohnten Atmosphäre leben.

Es war dies eine eigenthümliche Atmosphäre! den Einen zwang sie, den Wanderstab zu ergreifen, und sich während eines einzigen Monates in vier Städten anzusiedeln, um dann wieder weiter zu ziehen; — währenddem sie einen Andern so an einen Ort fesselten, daß er sich nicht bewegen konnte.

Sie brachte Liebende zusammen, verband und trennte sie ebenso schnell; die Braut wurde an einem Tage zur Witwe, und abermals zur Gattin.

Andere liebende Herzen trennte ſie wieder derart, daß ſie nie, auch nur ein Sterbenswörtchen von einander hörten.

Sie zeichnete den Menſchen neue Laufbahnen vor: der Advokat wurde Auditor, der Richter Monturskommiſſär, der Arzt Chirurg, der Ingenieur Pionnier; liederliche Leute wurden rehabilitirt, glänzende Zelebritäten unter die vergeſſenen Menſchen gereiht.

Wer hätte es gedacht, wer geglaubt, daß eine Frau, die man wie gewöhnlich nur bei ihrem Spinnrocken traf, oder mit dem heiligen Buche in der Hand, in ihrem Garten zwiſchen den Blumen, oder das blonde Haar ihres Söhnleins kämmend, auf der Gaſſe mit demüthig geſenktem Haupte, in der Kirche das thränende Auge himmelwärts gerichtet, daß dieſe Frau im Stande ſei, in dunkler Nacht mit der Waffe in der Hand etwas zu erzwingen, was ſelbſt einem Manne zu erzwingen, ſelten in den Sinn kommt.

Das ſtack damals im Geiſte der Zeit.

Die Alte ſprach aber nie etwas über die Geſchichte, ſie ſpann und wirthſchaftete ruhig in der gemeinſchaftlichen Hütte, und hörte geduldig den Prahlereien Anderer zu.

Hätte es einer der Augenzeugen nicht erzählt, ſo würde vielleicht noch heute Niemand wiſſen, wie die Geſchichte zugegangen.

Der Reiche lernte entbehren, er konnte

nicht zu ſeinen Einkünften gelangen; Andere wieder gelangten zu ſo viel Geld, daß ſie es nicht los ſchlagen konnten.

Und erſt wenn Jemand etwas Dringendes zu verrichten oder zu erfahren hatte, wie ging es da zu; wer einen Befehl ertheilte, gehörte einer ganz andern Welt an, als Derjenige, der ihn zu vollziehen hatte. Wenn einer mit ſeiner Angelegenheit an den gehörigen Ort ging, fand er dort eine neue Behörde, die ihn nicht kennen wollte, ging er weiter, um ſich zu helfen, ſo konnte er ſierch ſein, bei ſeiner Rückkehr abermals eine andere Behörde zu finden, welche den neuen Standpunkt nicht anerkannte.

Suchte man einen Richter, den man unumgänglich brauchte, ſo konnte man bald in Erfahrung bringen, daß derſelbe ſich ungefähr in ſolcher Nähe befinde, als wäre er bei den Antipoden. Ging man in ein Archiv, um ein Dokument zu ſuchen, ſo konnte man ſicher ſein, daß ſich dieſes Archiv, auf Wägen gepackt, auf der Reiſe befindet, daß es wandert von Ort zu Ort, daß es vielleicht noch einzuholen ſei, vielleicht auch nicht. . . .

Herr Fertöy verfiel den Unannehmlichkeiten einer ſolchen bitteren Beſchäftigung, als er ſeine Hand nach der Erbſchaft ſeiner Couſine Judith ausſtrecken wollte.

Die Frucht reifte für ihn, und doch konnte er sie nicht pflücken.

Ueber das Schicksal des Testamentes war nichts zu erfahren.

Ist es bei der großen Feuersbrunst verbrannt, hat es Jemand gerettet, dies zu erfahren war eine an die Unmöglichkeit grenzende Aufgabe.

Fertöy konnte selbst in die belagerte Stadt nicht hinein.

Er hatte daher seinen Freund Bársing bewogen, sich als Kourier in die Festung senden zu lassen, und bei dieser Gelegenheit nach dem Testamente zu suchen.

Herr Bársing betrieb zu dieser Zeit jenes räthselhafte Handwerk, welches mit sehr wenig Geräusch, aber mit umsomehr Erregungen und Abwechslungen verbunden ist, und welches im Falle des Gelingens sehr gut bezahlt — wenn es aber mißlingt, auf sehr kurzem Wege geahndet wird.

Es ist ein altes Axiom der Kriegswissenschaft, daß Derjenige der beste Spion sei, welcher beiden Parteien zugleich Dienste leistet. Welche er dann besser bedient, bleibt sein Geheimniß. Vielleicht bedient er Beide gut. Dies gilt im Krieg sowie im Frieden.

Herr Bársing befaßte sich außer den Landesangelegenheiten auch mit Privatangelegenheiten.

Er diente gerne den Lieferanten mit den nöthigen Auskünften, und ging ihnen an die Hand, natürlich gegen gute Perzente.

Herr Bársing mag über die Gefahren, gegen die er anzukämpfen hatte, um in die Festung zu gelangen, erzählt haben was er wollte, so viel steht jedenfalls fest, daß ihm weder beim Kommen, noch beim Gehen jemals ein Haar gekrümmt wurde.

Was er jedoch in der Testamentsangelegenheit in der verwüsteten Stadt erfahren konnte, hatte für Fertöy wenig Tröstliches.

Er fand zwar den alten Archivar, welcher ebenfalls eine Marktbude auf der Zigeunerwiese bewohnte, was er jedoch von diesem erfahren konnte, war weniger beruhigend, als was er früher wußte.

Bei der großen Feuersbrunst hatte man einige wichtigere Dokumente schnell in eine eiserne Truhe gepackt und dieselbe versiegelt einem jungen Komitatsbeamten übergeben. Dieser hatte die Truhe auf einer Platte nach Neßmély gebracht, von dort ging er während der Retirade weiter, und nahm die Truhe mit sich . . . Wo er dann hingekommen? . . . Was er mit den Dokumenten gemacht? davon wußte Niemand. Möglich, daß er sich irgendwo unter einem falschen Namen verborgen, möglich, daß er mit den ungarischen Truppen herumzog, oder daß er, hart bedrängt,

die eiſerne Truhe zurückließ und die Schriften in die Winde zerſtreute, oder daß er dieſelbe vergraben, oder in die Donau geworfen hatte; es iſt auch möglich, daß er ſie noch immer behütet, es gehört aber auch nicht zu den Unmöglichkeiten, daß ſich das Teſtament gar nicht unter den geretteten Schriften befindet.

Dieſe ungewiſſe Nachricht war ſchlechter, als die ſchlechteſte Gewißheit.

Denn wenn das Teſtament verbrannt wäre, ſo könnte ſich ein kluger Menſch noch helfen; wenn es aber vorhanden iſt, wie es aufzufinden?

Auf dieſem Wege konnte daher Bárſing ſeine Forſchungen nicht mehr fortſetzen; denn wenn ſich der Hüter des Dokumentes bei der Armee befand, konnte er ihm dahin nicht folgen. Er hatte gute Gründe, ſich von dieſer in hübſcher Schußweite zu halten.

Einſt begegnete Bárſing in Debreczin einem alten Bekannten, deſſen Namen er jedoch vergeſſen hatte.

Dieſer war auch einer der Beiſitzer des „Tiſches der öffentlichen Meinung."

So wurde nämlich ein großer, runder Tiſch im Kaffeehauſe der Herrengaſſe genannt, an welchem ſich alltäglich Morgens Redakteure, Kritiker, Advokaten, Aerzte und ſonſtige Zelebritäten einzufinden pflegten. An dieſem Tiſche las Pußtaſi ſeine zündendſten Gedichte vor, welche niemals im

Drucke erſchienen, hier wurde über Louis Blanc, Michelet, über die Volksſouverainetät debattirt; hier hielt ein junger Mann mit ſtark pochendem Herzen hinreißende Reden; hieher kamen Vizegeſpäne, Reichstagsredner, ſpätere Miniſter, ihren Imbiß einzunehmen; hier floß allabendlich eine lebhafte Diskuſſion über Klaſſizismus und Romantik; von hier aus gingen Beifall und Ziſchen zuerſt gegen die Helden und Opfer der Bühne, dann der Rednertribüne und des Schlachtfeldes; deshalb wurde jenem runden Tiſche der vielſagende Name: „Tiſch der öffentlichen Meinung“ beigelegt. Viel Tragikomiſches und Komiſches jener Zeit nahm ſeinen Ausgang von dieſem Tiſche.

Diejenigen, die ſich dort jeden Tag zu begegnen pflegten, kannten einander perſönlich ſehr wohl, ohne daß ſie gegenſeitig nach den Namen geforſcht hätten. Es bildete ſich mit der Zeit eine Art Kollegialität unter ihnen heraus. Die Theilnehmer hielten die Verſammlung für eine ordentlich konſtituirte Körperſchaft.

Herr Bärſing machte hier die Bekanntſchaft eines kleinen, lahmen Jünglings, der an dem Tiſche der öffentlichen Meinung ordentlichen Sitz hatte, den die Uebrigen Doktor titulirten und für einen guten Jungen hielten, der ein kühner Sozialiſt war und außerdem, ſo oft er Gelegenheit fand, den Hörern der Tafelrunde den Einfluß der

Chemie auf die National-Oekonomie eindringlich demonſtrirte.

Wir ſind dieſer kleinen Figur ſchon zwei Mal begegnet; ein Mal, als er an jenem denkwürdigen Tage Judith den Regenſchirm anbot; das zweite Mal, da er als Zeuge bei der Trauung Judith's und Béla's anweſend war. Es iſt unſer Freund Melchior Glanz.

Wir dürfen ihn in Wahrheit unſern Freund nennen, denn er iſt ein wackerer Junge. Eine gerade Seele in einem gebrochenen Körper.

Wozu iſt im Leben ein krummer Menſch gut, den im zarten Alter die Amme fallen ließ und der nun wegen des einmaligen Falles das ganze Leben hindurch hinken muß.

Spielen andere Kinder, ſo muß das lahme Kind ſeitwärts ſitzen und dem Spiele zuſchauen, theilnehmen darf es nicht daran. Wenn das junge Herz mächtig pocht im Sturm der Gefühle, wenn die Genoſſen nachjagen der Liebe des Weibes, ſo muß er zu Hauſe ſitzen; er wird niemals Tänzer, niemals Herzensſtürmer werden — er iſt lahm. Und eröffnet ſich das Feld männlicher Thaten, und ſtreifen Arm und Herz des Mannes den Starrkrampf der Lethargie ab, da ſtürmen die Uebrigen dem Rufe der Kriegspoſaune nach, offen liegt vor ihnen der glänzende Pfad des Ruhmes; er aber muß zu Hauſe bleiben, aus

ihm kann kein Krieger werden — denn sein Fuß ist gelähmt.

Kann man also den lahmen Menschen durchaus nicht benützen? Konnte die stiefmütterliche Natur es nicht so einrichten, daß sie dasjenige, was sie den Füßen vorenthält, durch das Gehirn ersetzt? Konnte sie ihm nicht Flügel, Flügel des Geistes verleihen?

War Tamerlan nicht ebenfalls lahm, und kämpfte er nicht trotzdem gegen eine ganze Welt? Und war Byron nicht lahm, und kämpfte er nicht trotzdem gegen die Götter selbst?

Die Welt war aus den Angeln gehoben; jeder Mensch kämpfte mit anderen Waffen, als worin er geübt war. Melchior fühlte sich zu Anfang des großen Jahres unsäglich verlassen, wenn er jeden Morgen ganz allein an dem „Tische der öffentlichen Meinung" saß und nur selten einen Nachbar fand, der ihm eher zum Gehen als zum Bleiben Anlaß gab.

Seine einzige Freude bestand darin, daß er jeden Nachmittag Judith besuchte und ihr erzählte, was er in den Zeitungen las.

Judith hatte lange von Béla nichts gehört. Das hatte seine natürlichen Ursachen.

Melchior sah, wie das schöne junge Gesicht täglich bleicher wurde. Eines Tages sagte er zu Judith:

— Geehrte Frau, Sie ſind krank, warum laſſen Sie ſich nicht heilen?

— Für mein Leiden gibt es keinen Balſam.

— Aber ich weiß, daß es, und wo es einen gibt; ich werde ihn auch holen. Das Heilkraut für Sie wächſt in Béla's Fußſpuren. Ich gehe, um Béla aufzuſuchen und bringe Ihnen Nachricht von ihm.

Judith lächelte zu dieſen Worten, und Melchior wäre für dieſes Lächeln auch in den Mond gereiſt.

Er ließ ſich eine Krücke machen, die innerlich hohl war, und plötzlich verſchwand er aus der Stadt.

Nach Wochen kam er wieder zurück. Wo er war, was er ausgerichtet — das ſagte er Niemanden. Sein Fach war die Augenheilkunde, und ſo erzählte er, er habe Jemanden auf dem Lande den grauen Star geſtochen.

Judith war nun nicht mehr ſo blaß. Von Béla erhielt ſie nun auch Briefe, welche alle in der hohlen Krücke des kleinen Lahmen angekommen waren.

Herr Bárſing traf alſo an einem Tage mit Herrn Melchior Glanz auf dem hölzernen Trottoir Debreczins zuſammen.

— Ah, guten Tag, Citoyen, was bringt Sie hieher?

Melchior wollte ſich nach einem flüchtigen

Gruſſe losmachen; allein Herr Bárſing ergriff ſo ſehr die Freude des Wiederſehens, daß er ihn nicht davon ließ, ſich an ſeinen Arm hing, und ihn überall hinbegleitete, wo er nur gehen wollte.

— Ich bin nach Siebenbürgen zu einem großen Herrn gerufen — log Melchior — ich kam hieher, um mir einen Paß zu verſchaffen.

— Den werde ich Ihnen ermitteln. Wie lange bleiben Sie dort?

— Bis ich vom Erfolge meiner Operation überzeugt ſein werde.

— Und gehen Sie von hier dann wieder nach Peſt? Wie ſteht es dort . . ? Sprechen Sie.

Melchior's kluges Auge hatte es ſchnell eingeſehen, daß eine übertriebene Zurückhaltung nur Argwohn erwecken würde, deshalb erzählte er mit großer Offenheit allerlei Geſchichten, unter dem Siegel des Geheimniſſes, welche man theils in den Blättern leſen konnte, oder welche er ſoeben erſt erdichtet hatte.

Bárſing ließ ihm ſo lange keine Ruhe, bis er ſich von ihm in ſeine Wohnung ſchleppen ließ. Zu jener Zeit war es ohnehin ſchwer, in dem großen kalviniſchen Jeruſalem ein Nachtquartier zu bekommen, denn jedes Winkelchen war bereits überfüllt von berühmten Männern und ihren Angehörigen.

— Was wiſſen Sie, Citoyen, von den Mitgliedern des „Tiſches der öffentlichen Mei-

nung;“ — von den guten alten Kameraden; wo ist Pußtafi? wo Lávay? wohin ist der kleine Stotternde gekommen?

Melchior erzählte, was er wußte, und auch Manches, was er nicht wußte.

— Sie waren schon öfters hier, nicht wahr? . . Gut, gut, ich weiß schon, das ist ein Geheimniß, werde es auch Niemandem verrathen. Als ich Sie in Pest kennen lernte, gingen Sie noch ohne Krücke! . . .

— Mein Fußübel hat sich seitdem verschlimmert.

— Ich weiß und glaube es. Mit der Krücke ist es leichter zu gehen. Doch, wie leicht diese Krücke ist, als wäre sie inwendig hohl. Mit einer solchen hohlen Krücke könnte man Jemandem gute Dienste leisten. Darin hätten verschiedene Berichte und Landkarten Platz! Nicht wahr? Ha ha ha! . . . Ich weiß übrigens von Nichts und habe über Nichts gesprochen. . .

Melchior lachte, wie Einer, dessen Räthsel man gelöst hatte.

— Darin hat genug Platz.

— Und Niemand kann auf das Geheimniß kommen.

Hierauf lachten Beide.

Bársing war über die Aufrichtigkeit seines

Gaſtes entzückt, und machte den Vorſchlag, einander zu duzen.

— Du biſt ein großer Schelm. Du ſteigſt nicht nur in Siebenbürgen, ſondern auch anderswo herum. Warſt Du noch nicht bei der oberen Armee?

— O! wie oft ſchon.

— Haſt Du dort nicht einen Komitatsbeamten geſehen, der mit einer großen, verſiegelten eiſernen Truhe der Armee nachzieht?

Melchior dachte ein wenig nach, und antwortete, daß er ihn geſehen habe.

— Könnteſt mir einen großen Dienſt erweiſen, Brüderchen. Wenn Du wieder hingehſt und den Mann triffſt, verſuche es, aus ihm herauszubringen, ob unter den Schriften, welche beim Brande gerettet wurden, ſich nicht etwa ein Teſtament befinde, welches ein gewiſſer Hargitay dort deponirt hatte?

Melchior gerieth über dieſe Worte in Zorn. Er kannte ja ſeit lange ſchon das Geheimniß dieſes Teſtamentes, was jedoch Bárſing nicht ahnen konnte . . . Mit der Freundſchaft war es plötzlich aus.

— Mein Herr, geben Sie mir meine Krücke zurück. Danke Ihnen für's Quartier; ich werde Ihnen zu keiner Intrigue die Hand bieten, welche gegen Lávay und deſſen Gattin gerichtet iſt!

Nach dieſen Worten entriß er ſeine Krücke

den Händen Bársing's und ließ ihn als Beute seiner eigenen Verwunderung zurück.

Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß man auch im Denken lesen könne.

Bársing sah dem davon eilenden Lahmen durchs Fenster nach, und drohte ihm mit der Faust: Das sollst Du noch bereuen.

Melchior verließ Debreczin noch an demselben Abend.

— — — — — — — — —

Es gilt vor den akademischen Gelehrtem der Kriegswissenschaft als eines der wichtigsten Probleme, wie zwei an verschiedenen Punkten operirende befreundete Feldherren einander über die einem Dritten vorzubereitenden Ueberraschungen sich verständigen können.

Der menschliche Geist hat Vieles in dieser Gattung erfunden, ohne sich erschöpft zu haben.

Tamerlan ließ die Nachrichten, die er von einem Ende Asien's nach dem anderen sendete, auf den glattrasirten Kopf des Boten schreiben; auf dem langen Wege wuchs diesem das Haar und verdeckte die Schrift; an Ort und Stelle angekommen, wurde das Haar kurzgeschnitten, und man konnte die Schrift lesen. — Ali Telepenti sandte aus Janina seinen Bundesgenossen Nachrichten, welche er auf gesottene Eier mit chemischer Tinte geschrieben hatte. Von Außen war nichts sichtbar, als man jedoch die harte Schale zer-

ſchlug, war die Schrift auf der inneren Haut ſichtbar. Auch iſt es hiſtoriſche Thatſache, daß der ruſſiſche General Sch. . . bei der Belagerung Siliſtria's zum damals ſehr in der Mode geweſenen Expediens der Klopfgeiſter griff, um geheime Kriegsoperationen zu erfahren.

Ein um ſo größeres Verdienſt iſt es, ſolche Nachrichten pünktlich zu überbringen, je größer die Hinderniſſe, je verwickelter die Situation und brennender die Gefahr iſt, durch welche ſich der Betreffende durchzuwinden hat, wenn überhaupt auch der Feind geſchickt und wachſam iſt.

Der beängſtigendſte Fall iſt, wenn die Nachricht gerade in die Hände des Feindes geräth! Darum pflegt man dafür zu ſorgen, daß ſelbſt in dieſem Falle der Feind den Inhalt nicht verſtehe.

Die einfachſte Nachricht wäre freilich die wörtliche, weil ſie in der Zunge des Boten verborgen iſt! Wie, wenn es aber dieſer Zunge einfällt, zum Verräther zu werden! Es gibt große Dinge, die man der Ehre eines Einzelnen nicht anvertrauen kann.

Man benützt daher eine geheime Schrift hiezu.

Es gibt verſchiedene Gattungen von geheimen Schriften, es gibt aber auch verſchiedene Menſchen, deren Aufgabe es iſt, dieſe Schriften leſen zu können; ſolche Leute ſind ſehr geübt und ſchlau. Sie drehen und wenden die Worte ſo lange, bis ſie endlich den Schlüſſel gefunden.

Eine jede Sprache hat kleine, aus zwei, drei Buchſtaben beſtehende Wörter, als da ſind „und“, „der“, „ja“ u. ſ. w.; nur eines dieſer allein ſtehenden Wörtlein iſt zu errathen, und man hat den Schlüſſel.

Es gibt aber auch eine Gattung der Geheimſchrift, deren Schlüſſel, trotzdem daß er ſehr einfach, nicht aufzufinden iſt.

Die Buchſtaben des A-B-C werden zweimal niedergeſchrieben, in gleichen Zwiſchenräumen, auf zwei ſeparate Papierſtreifen.

Das Wort, welches den Schlüſſel zu ſolcher Schrift gibt, wiſſen nur ihrer Zwei, der Aufgeber und der Empfänger, der Bote ſelbſt hat keine Idee davon, und geriethe er auch in Feindes Hände, ſo hat doch der Feind keinen Nutzen.

Wenn man nun z. B. das Wort Helion als Schlüſſel gebraucht, und bei dem oben beſchriebenen doppelten Alphabet anwendet, kann man aus folgenden Buchſtaben:

„nacut zb klbvlblznczju cbkíxnoa“ — den ungariſchen Satz herausbringen: „Guyon, der neue Feſtungskommandant, iſt auf dem Wege“; ohne jenen Schlüſſel bleibt aber das Ganze ein ſinnloſer Buchſtabenhaufe.

— — — — — — — —

An einem ſpäten Märzabende humpelte ein ſimpler Bauernwagen in eine jener Ortſchaften,

welche der weltberühmten Feſtung Komorn gegenüber am andern Ufer der Donau liegen. Dieſe Ortſchaft ſtand unter ſehr guter Kontrole.

Ein erfahrener alter Douanier hatte die Reiſenden zu durchſuchen. Seine langjährige Uebung hatte ihn mit all' jenen Schlichen und Kniffen bekannt gemacht, welche gewiſſe Leute zu gebrauchen pflegen, um bei Ueberſchreitung der Grenze die Augen der Behörde zu blenden. Pudel mit doppeltem Fell, deren oberes feine Spitzen birgt, Säuglinge aus Blech, worin man Spiritus ſchwärzt, Fäſſer mit doppeltem Boden zum Transporte von Pulver, Stiefel mit Doppelſohlen, worin man Briefe verwahrt u. ſ. w. ſind für unſern Douanier lauter längſt bekannte Erfindungen, welche für ihn gar keinen Werth hatten; er durchkreuzte die Abſichten eines Jeden.

Der erwähnte Bauernwagen hielt vor dem Paßviſirungsamte. Ein kleiner, hinkender Mann kletterte aus demſelben, welcher mit großem Selbſtvertrauen ſich der Durchſuchung unterwarf; nur ſchien er auf ſeine ſchwarzlackirte Krücke beſonders eiferſüchtig zu ſein.

Der Douanier durchſuchte den Reiſeſack, und fand nichts Verdächtiges. Der Reiſende aber kehrte mit raſcher Bereitwilligkeit ſeine Säcke heraus, übergab ſeine Brieftaſche und hatte währenddem ſeinen Krückenſtock an einen Stuhl gelehnt.

Den Augen des Douaniers begann dieſe Krücke ſehr zu gefallen.

Er nahm ſie in die Hand, und lächelte ſtill dabei.

— Leicht, ſehr leicht . . . als wäre es inwendig hohl! . . .

Bei dieſen Worten blickte er durch ſeine Brillen ſcharf in die Augen des Reiſenden.

Der Reiſende war Melchior.

Er antwortete ruhig:

— Ja, die Krücke iſt inwendig hohl . . .

— Zu welchem Zwecke iſt ſie ausgehöhlt worden? — frug der Douanier mit grauſamem Seitenblicke auf Melchior.

Dieſer näherte ſich ihm und flüſterte leiſe:

— Nicht ſo laut, mein Herr, ich halte mein Geld darin. Denn wer mich immer auf dem Wege ausrauben möchte, ſo würde er mir doch meine Krücke laſſen.

Der Douanier lachte über den Einfall.

— Der Stock iſt wohl zum Auseinanderſchrauben?

— O ja. Wenn man oben die Krückenlehne und unten die Meſſingkapſel herabſchraubt, ſo legt ſich das Ganze wie ein Etui auseinander.

— Wollen Sie ſo gefällig ſein, es mir zu zeigen?

Melchior war allſogleich bereit und legte

den Stock auseinander; es fielen zehn Stück Hunderter-Noten heraus, sonst nichts.

Die Hunderter waren alle schön neu und nur wenig zerdrückt.

Der Douanier sagte mit großer Bonhomie, daß es ein guter Gedanke sei, das Geld im Stocke zu verbergen; er machte sich übrigens anbötig, die zehn Stück Hunderter bei der Hauptkassa auf einen Tausender einzuwechseln, dann werde das Geld noch leichter zu verbergen sein.

Melchior dankte und ging den Vorschlag ein.

Die Hunderter waren dem Douanier verdächtig.

Nicht als wären sie falsch, sondern es könnte etwas auf deren Rückseite geschrieben sein, denn manches Papier, das ganz weiß zu sein scheint, verbirgt eine Schrift, die über Leben und Tod entscheidet; die Buchstaben kommen und verschwinden wie auf einen Zauberschlag.

Es gibt jedoch erfahrene Männer, die mit ihren chemischen Reagentien selbst dem leeren Blatte sein Geheimniß entreißen.

Melchior wurde bedeutet, er möge im Gasthause warten, bis man seine Hunderter gewechselt. Es sei übrigens ohnedies schon zu spät, um einen Vorspann zu bekommen.

Melchior ging auch auf dieses ein und ließ

ſich im Gaſthauſe ein Zimmer geben. Wenn er aus dieſem Zimmer durch's Fenſter auf die Gaſſe oder durch die Thüre auf den Gang hinausblickte, ſo konnte er hier und dort Finanzwächter in grauen Mänteln gewahren, die vielleicht zu ihrer eigenen Unterhaltung auf und ab gingen.

Dieſe Leute kümmerten unſern Melchior gar nichts. Er konnte ja ruhig ſein. Auf dem Rücken der Hunderter ſtand nichts geſchrieben, ſomit konnten ſie auch nicht verdächtigt werden.

Wo hat er aber dann die ihm übergebenen Nachrichten hingethan?

Er hat ſie im Gehirn aufbewahrt, indem er ſie auswendig lernte.

Einen ganzen dichtgeſchriebenen Brief, beſtehend aus ſolchen Worten: „**nacut zle klobl-blzn-crjn ebkix noa**“ hatte er einſtudirt und nicht einen Buchſtaben davon ausgelaſſen. Dann verbrannte er den Brief.

Dies war keine kleine Arbeit.

Wir haben jedoch bereits erwähnt, daß die Natur dem Lahmen im Kopfe das erſetzt hatte, was ſie ihm am Fuße nahm. . . .

Das Nachtmahl wollte Melchior im gemeinſchaftlichen Speiſeſaale nehmen. Kaum konnte er Platz bekommen, der Saal war voll mit meiſtens bewaffneten Gäſten. Mit harter Mühe hatte man ihm Platz gemacht.

Mit dem Nachtmahl ging es ſehr knapp her.

Früher angekommene Gäſte, mit vortrefflichem Appetit, hatten alles Eßbare aufgezehrt.Es war nur noch die Wahl zwiſchen Brod und Käſe.

— Haben Sie weder Hühner, noch Gänſe, oder ſonſtiges Geflügel im Hauſe? — frug Melchior den ſich fortwährend entſchuldigenden Wirth.

— Was man in der Frühe bringt, das geht bis zum Abend auf. Es bleibt uns nichts am Halſe.

— Tauben haben Sie auch nicht?

— Tauben? — ſagte der Wirth, den Fragenden ſcharf betrachtend, — auch dieſe ſind ſchon alle aufgegangen. Keine einzige mehr am Boden

— Und doch ſehe ich in jenem Käfig, dort an der Wand, deren gegen ſechs Stück.

— Ach, Herr, das ſind theure Tauben mit Pfauenſchwanz; ſehen Sie? Ich halte ſie nur der Rarität wegen im Zimmer.

— Vielleicht „können ſie ſogar ſprechen?“

Auf dieſes Wort lüftete der Wirth ſeine Mütze und ſagte:

— Ich würde keine billiger als um zehn Gulden geben.

— Ich aber gebe die zehn Gulden, denn mich hungert. Zum Henker, ich muß Braten haben!

Die übrigen Gäſte lachten darüber, fanden es aber ſchließlich doch nicht für gar ſo ſonderbar.

Es gab unter ihnen Manchen, der während des Feldzuges zehn Gulden für eine Schüssel Kukuruzbrei gab. Hungrige Leute zahlen gut.

Der Wirth hielt die flache Hand hin, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Melchior aber nahm aus seiner Börse eine Zehn-Gulden-Note und reichte sie ihm hin.

Auf die Reverseite dieser Note war die ganze Nachricht mit kleinen Buchstaben, die mit feinem Bleistifte geschrieben waren, verzeichnet.

Melchior halte sie während der Zeit geschrieben, die er zum Waschen benützen sollte.

Der Wirth nahm sogleich eine der Tauben aus dem Schlage, und zwar eine der schönsten, mit schillernden Federn, fächerartigem Pfauenschweif, schneeweißen Flügeln und schönem, klugem und schlanken Kopfe. Wie schade, diese Taube zu tödten.

— Wird diese gut sein? — frug er Melchior.

— Nur rasch, denn der hungrige Magen vertreibt alle Sentimentalität.

Der Wirth trug darauf die Taube in die Küche; dort band er im Dunkeln die erhaltene Banknote mittelst einer feinen Schnur der Taube unter die Flügel, dann streichelte er sie, liebkoste sie und hielt sie zum Fenster hinaus.

Die Taube hob den Kopf in die Höhe, schlug einigemale wie versuchsweise mit den Flügeln schwang sich hierauf rasch empor und schoß dann

pfeilſchnell über den Strom den verſtümmelten Stadtthürmen zu.

Der Wirth ſchaute ihr nach, ſo lange er ſie im Auge behalten konnte, dann ſtieg er vom Balken herab, holte eine andere Taube und ließ ſie braten; als ſie zubereitet war, ſetzte er ſie Melchior vor.

Jetzt wußten aber bereits alle Anweſenden um den Spaß, daß nämlich die Taube ausgetauſcht wurde.

Dem Wirth wurde die Sache unangenehm, und er beſchloß, die Leute irre zu führen. Wie in einer Anwandlung von Großmuth nahm er eine Zehn-Gulden-Note aus der Taſche, reichte ſie Melchior hin und ſagte:

— Damit der Herr nicht glaube, daß man in dieſem Wirthshauſe betrogen wird, ſo möge der Herr wiſſen, daß ich nicht die Taube mit dem Pfauenſchweif gebraten habe, ſondern eine andere, die nur zwei Zwanziger koſtet; hier ſind Ihre zehn Gulden.

Jedermann war von der Gewiſſenhaftigkeit des Wirthes hingeriſſen. Melchior reichte ihm die Hand, die Jener herzlich drückte.

— Die Taube, die „ſprechen kann“, iſt alſo gut aufgehoben? — fragte Melchior mit beſonderem Nachdruck.

— Ja wohl Herr, ſie iſt gut aufgehoben, — verſicherte der Wirth.

Melchior verblieb noch eine Weile in der Stube, begab ſich dann auf ſein Zimmer und ging zu Bette.

Zeitlich Morgens ſuchte ihn der Zollkommiſſär auf und gab ihm lächelnd die tauſend Gulden zurück.

— Sie können weiter reiſen, mein Herr, es iſt Alles in beſter Ordnung.

— Es freut mich, — entgegnete Melchior.

Er wußte, weshalb er ſich eigentlich freute.

Ein „altes Haus“.

Mir iſt's, als wär' ich ein Taucher, der auf dem Meeresgrunde ſich bewegt; dort oben tobt vielleicht der Sturm; Himmel und Meer umarmen einander, und märchenhaft rieſige Ungethüme ſchlagen mit ihren Fittigen auf einander los; vielleicht mengt auch eine menſchliche Stimme ſich in des Sturmes Brauſen; Kanonendonner, das Krachen zertrümmerter Maſtbäume und geſcheiterter Galeeren, der Todeschor der Mannſchaft untergehender Schiffe? . . . Hier unten iſt Alles ſtill; der Taucher ſammelt die Muſcheln, worin die Perlen wachſen; er wandelt zwiſchen den Thierpflanzen des Meergrundes, und erſt, wenn er im Walde rother Korallen einen zerbrochenen Anker, eine im Moos verſenkte Kanone findet, oder einen Todten, deſſen Züge ihm bekannt vorkommen, erſt dann denkt er an das, was über ihm vorgeht, und bis er wieder an die Oberfläche taucht, um friſche Luft einzuathmen,

hat der Sturm vielleicht ausgetobt und ist wieder Alles glatt und ruhig. Der sieghafte Sturm ist weiter gezogen, das besiegte Meer hat sich beruhigt — was zertrümmert wurde, ist untergegangen . . .

Wieder befinden wir uns in der eingeäscherten Stadt; jetzt aber sehen wir die Ruinen nicht mehr, denn Frühling ist's und die Bäume stehen voll Blüthen.

Jedes Haus ist mit Gärten und Bäumen umgeben; ein weißer und rosiger Blumenwald verhüllt die russigen Balken, und auf den Mauern sprießt grünes Gras.

Und als ob die Pracht, welche die Natur ausgegossen, nicht genügen würde, sind die geborstenen Mauern noch mit Fahnen und Maibäumen ausgeschmückt; diesesmal waren es die Freudenzeichen wiederkehrenden Schaffens, nachdem die Zerstörungswuth vorübergetobt.

Die ganze Stadt bildet einen Garten; die Straßen sind durch Bomben aufgeackert und mit Eisensplittern besäet; die offenen Plätze sind mit grünender Hafersaat bedeckt.

Auf einem der Hauptplätze stand ein alter Akazienbaum; eine Bombe spaltete ihn entzwei und bohrte sich in denselben ein. Der Baum trieb trotzdem Blüten, und Jemand hat gerade in die Oeffnung der eingekeilten Bombe die Stange der Trikolore gesteckt.

Die Kinder kletterten auf die blühenden Bäume und die ruſſigen Mauern, dort jubelten und ſangen ſie.

Ein einziger Thurm blieb wie durch ein Wunder verſchont; die Kirche aber war abgebrannt, und es koſtete viele Mühe, in den Glockenthurm zu gelangen; gleichwohl wurde ſeit frühem Morgen zum Feſte geläutet — aber vielleicht war es nicht einmal ein Feſttag.

In den Straßen wogte die Volksmenge, wie am Frohnleichnamstage, und alle Welt kannte einander, und Niemand hatte eine Klage oder Beſchwerde, und fragte man Einen: „Was Neues?“ ſo war die Antwort: „Sehr gut“.

Das war der Tag, an welchem die Entſatzarmee ihren Einzug hielt. Wer vermöchte aber Traumgeſichte treu wieder zu geben? Der erſte Reiter, der über die Brücke ſprengte, wurde mit einem Regen von Blumenkränzen überſchüttet. Dann die Muſikbande, welche die ſeit Langem unterdrückte, im Geheimen geſungene Weiſe ſpielte; die Soldaten, die bei Trommelwirbel mit glänzenden, freudeſtrahlenden Geſichtern, aber zerriſſenen Kleidern die Ruinen entlang marſchirten; die Freude der Väter, Mütter, Geſchwiſter und Geliebten, die ihre Theueren wieder erkennen; das ſelbſtvergeſſene Toben und Jauchzen,

das von jeder Mauer herabtönt; das Bild, welches die gebräunten Geſichter, die Bekannten, die ſich unter die Truppe gemengt; die Damen, welche die Fußſpuren der Soldaten küſſen, die Mädchen, die ſich vor die Roſſe werfen — wer kann dieſes Bild beſchreiben? Es führt zum Wahnſinn.

Eine andere Feder, eine andere Hand, ein anderer Geiſt, eine andere Luft iſt nöthig, um dies verſtändlich zu machen.

Alter Schmerz ermahnt meine Hand, fieberhafter Schwindel meinen Kopf, die Sorgen langer Jahre ermahnen mein Herz, und langjährige Erfahrungen meine Feder, ruhig zu ſchreiben, denn aufregende Sachen taugen nicht für den kranken Mann.

Fort daher mit dem aufregenden Bilde; es iſt ohnehin ſchon längſt vorüber.

Fern von dem Lärm der Hauptſtraßen, in jenem Winkel der Stadt, welchen das Feuer nicht eingeäſchert, ſtand zu jener Zeit ein Haus von alterthümlicher Bauart. Es wurde zu Zeiten des franzöſiſchen Krieges erbaut. Die Fenſter ſind mit eiſernen Gittern verſehen, und die Vorhänge ſind herabgelaſſen. An dem Thore iſt das Zeichen der Salve guardia kaum mehr ſichtbar. Zu beiden Seiten des Hauſes waren Gärten angelegt, deren Obſtbäume ihre dürren verſtümmelten Aeſte über die Umzäunung hinausſtrecken.

Dieſes Haus gehört dem alten Major Kolbay.

Der Alte iſt noch immer das „alte Haus.“ Sein Haus ſchmückt keine Fahne; wenn auch Alles ſich zum Fliegen anſchickt, ſo ſteckt doch aus ſeinem Hauſe kein Menſch den Kopf auf die Straße; die Fenſter ſeines Hauſes ſind nicht geöffnet; nicht einmal von den Bäumen ſeines Gartens fielen Blumenblätter auf die Straße, als der Zug vorüberging. Thor und Fenſter blieben geſchloſſen.

Dieſes Haus brannte nicht ab, und Kolbay entfernte ſich nicht daraus während der ganzen Dauer der Belagerung.

Seine Nachbarn verließen ſämmtlich ihre Häuſer, denn am meiſten war dieſer Theil von den Bomben bedroht; er ſelber bekam keinen Dienſtboten, der die Schreckniſſe des dortigen Aufenthaltes hätte ertragen können, dennoch verließ er nicht das Haus.

Vierzehn Bomben fielen in Hof und Garten; keine einzige zündete, ſie richteten nur an den Bäumen Schaden an. Wer ſich manchmal dahin verirrte, konnte ſehen, wie der Alte die von den Bomben verletzten Baumzweige abſägte und die Wunden mit Lehm verklebte.

Einige ſeiner alten Freunde beſuchten ihn, um ihn zu bewegen, daß er das Haus verlaſſe und in die Feſtung ziehe.

Dieſe fanden ihn zur Nachtzeit am Fenſter, wie er mit großem Entzücken die feurigen Geſchoſſe betrachtete.

„Sie ſchießen herrlich“, pflegte er dann zu ſeinen Bekannten am Fenſter zu ſagen.

Wenn eine Bombe oben in der Luft platzte, ſo machte er die Leute aufmerkſam, ſich auf die andere Seite zu ſtellen, weil die Splitter nach allen Richtungen hin flogen; er ſelbſt aber entfernte ſich nicht vom Fenſter.

Brachte dann Jemand vor, daß es denn doch gut wäre, wenn er das alte Eulenneſt verließe, dann unterbach er ihn raſch mit den Worten: „Die Kriegswiſſenſchaft iſt eine ſchöne Wiſſenſchaft.“

Darauf ſchlug er den Bekannten das Fenſter vor der Naſe zu, ließ die Vorhänge herab, und ſtand um keinen Preis mehr Rede.

So durchlebte der Menſch der alten Zeit die Vorgänge der neueren Zeit.

Als ſich der Lärm des Einzuges gelegt, näherte ſich vom Feſtungsrayon her ein junges Paar dem verſchloſſenen Hauſe: eine ſchöne, junge Dame am Arme eines hübſchen Offiziers. Die Dame klammerte ſich mit beiden Händen an den Arm ihres Begleiters und ſchien ebenſo zu flattern, wie das leichte Tuch, welches der Offizier am rechten Arme trug. Es war heiß — drinnen und draußen.

Als ſie vor das Kolbay'ſche Haus gelangten, legte die junge Dame ihre zarten Finger auf die Lippen, womit ſie ihrem Begleiter Schweigen gebot, und ſchaute dann durch die große Spalte, welche am Thore gähnte, in den Hof; nach einer Weile langte ſie nach dem Klopfer und klopfte ſtark an das Thor.

Sie mußte jedoch noch zwei Mal klopfen und zwei Mal hineinſpähen, bis drinnen eine mürriſche heiſere Stimme frug: „Na, wer iſt's, was will man?“

— Ich bin es, — ſagte die Dame mit wohlklingender neckiſcher Stimme, — ich bin es, Seraphine!

— Das iſt was Anderes — brummte drinnen etwas beſänftigter der zahnloſe Löwe, und bald hörte man ſeinen ſchweren, ſchleppenden Tritt und das Kreiſchen des Schlüſſels im roſtigen Schloſſe. Als das junge Paar durch die geöffnete Thüre verſchwand, fiel dieſelbe von ſelbſt zu; Kolbay hatte ſich das ſchon ſo eingerichtet.

Der alte Invalide betrachtete ſich den jungen Offizier, welcher in ſeinem rothbeſchnürten braunen Attila mit goldenem Kragen, worauf die Abzeichen eines Oberſten angebracht waren, vor ihm ſtand.

— Ich habe die Ehre, meinen Bräutigam vorzuſtellen, — ſagte Seraphine kurz und bündig und ſchmiegte ſich dem ſteifen alten Herrn näher an.

— Ich bitte, ich bitte . . ſprach dieſer abwehrend . . . berühren Sie meine Schulter nicht, verurſacht mir Schmerzen. . . Auch meine Hand nicht, ſchmerzt mich auch. . Sie wiſſen ja, daß mir alle Glieder wehe thun. Sind alte Wunden, die ich bei Vertheidigung des Königs und des Vaterlandes erhalten. Dieſe Wunden, brechen auf überhaupt zu „ſolcher Zeit". . . im Frühjahre.

— Erkennen Sie ihn nicht? — frug Seraphine mit ſchelmiſchem Lächeln, den jungen Mann näher an den Alten ziehend.

Dieſer ſtemmte ſein Kinn auf die hohe, härene Kravatte und antwortete mit trockener Kürze:

— Habe nicht die Ehre.

— Ich bin Robert Zeleji, — ſagte nun der Offizier ſelbſt, mit ſeiner bekannten Freundlichkeit.

— Habe nicht die Ehre gehabt.

Hier war es erſichtlich, daß die Bekanntſchaft nicht zu forciren ſei, denn wenn man die Converſation noch weiter führen ſollte, ſo könnte die dritte Antwort vermuthlich ſo lauten: „Ich will nicht die Ehre haben".

— Ich bin mit einer ſehr wichtigen Bitte zu Ihnen gekommen.

— Zu mir? — rief der Alte verwundert mit einer Bitte? Mein liebes, ſchönes Couſinchen? Welch' Wunder! . . Womit könnte ich altes, mürriſches Haus Jemandem dienen? überhaupt

bei jetziger Zeit, und noch dazu einem ſchönen Mädchen, das einen Oberſten zum Bräutigam hat? . . Wer würde von mir etwas verlangen? . . Bitte hinein zu ſpazieren, dort können wir uns niederſetzen. . . Nun hören wir, was ich für die allerſchönſte Seraphine thun kann? Bitte mein Herr, hier iſt die Thüre. . . .

Robert hätte dem alten Herrn gut ſagen können: „Was wollen Sie, ich kenne ja dieſe Thürme. Bin ich nicht Jahre lang hier aus- und eingegangen, habe ich nicht täglich hier meine Schachpartie geſpielt?“ — Er ſchwieg jedoch, da ſich der Alte ſo froſtig gegen ihn benahm, als ſähen ſie ſich das erſte Mal; er war höflich, aber kalt, und dieſe Kälte hatte etwas Galliges an ſich.

— Bitte Platz zu nehmen, — ſagte Herr Kolbay auf einen wackeligen Divan deutend. — Mein Hausweſen iſt in Unordnung, bin allein, muß ſelbſt bedienen und aufwarten; dem Dienſtboten gefiel es bei mir nicht. . . . Nun Seraphine, ſchönſtes Kind der Stadt, rücken Sie heraus, womit ihnen das älteſte und einfältigſte Haus der Welt dienen kann, jenes „alte Haus“, welches verrückt genug war, ſich nicht begraben zu laſſen, als es wahrnahm, daß es ſchon in Trümmer gegangen.

— Alſo, lieber Onkel, ich wollte Sie bitten, mein Beiſtand zu ſein.

— Ach, ach, es gibt alſo eine Hochzeit! Man wird tanzen, eine Menge Gäſte empfangen, Gäſte nach der neueſten Mode zugeſtutzt; . . nun da braucht man auch eine alte Perrücke, über welche man lachen kann; Einen, der dummes Zeug ſchwatzt, wenn er Vernünftiges reden wollte, und der ſich taub ſtellen kann, wenn er abgekocht wird, und keine Revanche zu nehmen vermag . . . Alſo zu einer Unterhaltung laden Sie mich, mein Täubchen, . . . nicht wahr? Sie ſchönſtes Feenfräulein unter der Sonne. . . .

— Ich lade Sie nicht zur Unterhaltung, lieber Onkel, wir haben jetzt weder Zeit, noch Platz dazu. Das Ganze wird in einer kurzen Zeremonie beſtehen. Sie, lieber Onkel, müſſen unſere Familie vertreten, denn meine Mutter iſt krank, und die übrigen Verwandten ſind nicht zu finden.

— Die Dame iſt alſo noch immer krank?

— Sie wiſſen es ja, Onkel, woran ſie leidet, — ſagte Seraphine etwas trauriger.

— Ja, ja. Das große Unglück hatte ſie ſtark angegriffen, verwirrt gemacht. Ging ihr ſtark an die Seele. Sie fürchtet ſich und zittert in einem fort und getraut ſich nicht aus dem Winkel zu kriechen! . . .

— Im Gegentheil. Seit dem Entſatze der Feſtung iſt ſie ganz anders geworden; jetzt ſinnt ſie nur auf Mord und Zerſtörung. Gegen Robert

hat ſie ſich erklärt, in unſere Vermählung ſo lange nicht willigen zu wollen, bis er ihr nicht einen Sonnenſchirm verſchafft, deſſen Griff aus dem Schlüſſelbeine eines getödteten berühmten feindlichen Feldherrn verfertigt ſei. Die gute ſanfte Frau Láday muß ſich den ganzen Tag über mit ihr balgen, um ſie zurückzuhalten, da ſie fortwährend hinausſtürzen will, um den bei den Schanzwerken arbeitenden Kriegsgefangenen das Küchengeſchirr an die Köpfe zu ſchleudern. Arme Mutter! . . .

Während dieſer komiſchen Erzählung füllten ſich die Augen Seraphinens mit Thränen.

— Sie ſehen alſo, Onkel Kolbay — fuhr ſie dann fort, — daß die Mutter in ihrem geſchilderten Zuſtande unſerer Trauung nicht beiwohnen kann. Deßhalb bitte ich Sie nochmals, unſer Beiſtand zu ſein.

Der Alte erhob ſich von ſeinem knarrenden Lehnſtuhle und erwiderte mit kalter, trockener Stimme, welche eben ſo kreiſchte, wie Alles in dieſem Hauſe, ſei es Schlüſſel, Schloß, Angel, oder die Wetterfahne auf dem Dache:

— Ich aber werde nicht Ihr Beiſtand bei Ihrer Trauung ſein, mein allerſchönſtes und allerliebſt-feenhafteſtes Couſinchen.

Seraphine hielt ihre flache Hand gleich einem Schirme über die Augen und blickte den

Alten ſchelmiſch an, als wollte ſie erforſchen, ob dies Scherz oder Ernſt ſei?

— Onkelchen werden nicht mein Beiſtand ſein?

— Ich werde es nicht ſein, weil ich es nicht ſein will . . . wiederholte der Alte. . . . Bin nicht der Mann dazu, an einem Akte Theil zu nehmen, welcher in dieſer Epoche vollzogen wird; und wenn es ſich auch nur um eine Beiſtandsſtelle bei der Trauung eines modernen Oberſten handelte. . . Bin ein alter Knochen, ein alter hin und her geworfener Knochen, deren ähnliche Ihr genug ſehen könnt da draußen am alten Raitzenfriedhofe; Kinder haben mit ihnen Ball geſpielt, nach Nüſſen geworfen und Haſelnüſſe aufgeſchlagen. . . . Der alte Knochen ließ Alles mit ſich geſchehen, proteſtirte dagegen nicht, daß man ihn aus ſeiner Ruhe geſtört, widerrieth aber auch den Kindern nicht, auf's Eis zu gehen. . . . Solch' ein alter Knochen bin ich; ich bin geſtorben und fühle nichts mehr; bewege mich von meinem Platze weder vor-, noch rückwärts . . . . Verſtehe ich denn etwas davon, was um mich herum geſchieht? . . . Nein, nichts. Eben ſo wenig, wie ein an das Tageslicht gelangter Todtenſchädel. . . . Weiß ich denn, was man heute unter Treue und Verrath, unter Liebe und Haß verſteht, was eine Heldenthat und eine Gräuelthat ſei. . . . Bin eine heimkehrende Seele aus dem

verfloſſenen Jahrhundert, welche ſelbſt von den aufgeklärten Kindern ausgelacht wird. . . . Bin eine Mumie. Wer will mich verſtehen, wer meinen Rath einholen? Uebrigens möchte ich auch keinen ertheilen. . . . Ich bleibe, was ich war, ſchlüpfe in keine neue Haut, möge man mir noch ſo ſtark mit der Poſaune der Auferſtehung in die Ohren blaſen. . . .

Seraphine ließ den griesgrämigen Alten ſich austoben, und hoffte ihn durch ihren Humor zur Nachgiebigkeit ſtimmen zu können.

— Aber, liebes Onkelchen, wir fordern Sie ja nicht dazu auf, daß Sie ſich auf's Roß ſchwingen und unſeren Fahnen folgen ſollen, ſondern daß Sie als nunmehriges Haupt unſerer Familie uns Ihren Segen ertheilen mögen.

— Was, einen Segen?! — platzte der Alte zornig heraus, ſeinen ſteifen Hals bewegend. — Braucht man in jetziger Zeit zu etwas einen Segen? . . . Iſt nicht Alles bloßer Zufall, Würfelſpiel, Gottesverſuchung. Iſt es etwa dieſe Heirat nicht? Sagt: „va banque“, entweder ſechs oder blind. . . . Ihr wollt noch eine Zeremonie haben? . . . Ein Familienoberhaupt? . . . Ihr habt ja Republik. Kommandirt einen Wachtmeiſter rechts, den andern links, und die Beiſtände ſind da. Wozu bedürft Ihr meiner alten Knochen?

Dieſe Wendung ſchien jedoch ſelbſt Seraphine zu beleidigen.

— Reden Sie doch auch, Robert, vielleicht können Sie eher zu ſeinem Herzen dringen.

Der junge Offizier ergriff die Hand des alten Invaliden und bat ihn in warmem Tone:

— Bringen Sie dies Opfer Seraphine zu Liebe.

Der Alte erwiderte mit pedantiſcher Steifheit:

— Herr Oberlieutenant! (Er ignorirte die Oberſten-Uniform, da er Robert nur als Oberlieutenant kannte.) Glauben Sie ja nicht, daß ich heute ſcherzhafter Laune bin. Bei mir ſind die Tage der Fröhlichkeit und des Scherzes längſt vorüber. Mir ſcheint das Ganze nur ein Traum zu ſein. Stadtbelagerung, ziſchende Raketen, zerplatzende Bomben, weinende Weiber, ſtürmende Truppen, Alles iſt mir Traum und Träumerei. Dann dieſes Siegesfeſt, die geſchmückten Ruinen, die wehenden Fahnen, die jauchzende Menge, Alles iſt Traum und macht mir den Kopf betäubt. Diejenigen, die ich vor mir ſehe, ſind lauter Traumgeſtalten; was ich von ihnen höre, iſt eitel Traum, vergänglicher Traum.

— Was wir jedoch in dieſer Minute ſagten — iſt Wirklichkeit — daß wir uns nämlich lieben und Mann und Frau werden wollen, — beeilte ſich Robert darein zu rufen.

— Auch das iſt ein Traum!

— Ach, Onkel! — rief Seraphine beleidigt.

— Iſt auch nur ein Traum. Ihr liebt Euch nicht, denn nicht die Liebe hat Euch zuſammengeführt. . . . Was Euch zuſammenbrachte, war eben dieſes blendende Traumgeſicht. . . . Ein Mädchen ſah einen jungen Mann zu Pferd, mit Kränzen bedeckt aus ſiegreichem Kampfe heimkehren, der junge Mann ſah ein reizendes Mädchen am Eingange der demolirten Stadt ihre Fahne vor ihn ſenken, und Beide träumten, daß ſie ſich in einander verliebt hatten. Das Mädchen erzählte nun von den Drangſalen, die es zu erleiden hatte, der junge Mann von den Heldenthaten, die er verübt, und ſie glaubten einander unendlich zu lieben; doch es iſt nicht wahr! . . . Ihr liebt einander nicht, und wenn Ihr erwachen werdet, wird ein Jedes ſagen: wie Schade, daß ich dieſen Traum gehabt!

Onkel! — rief Seraphine, — wohin will das alles hinaus. Sprechen Sie klar.

— Ich werde es klar ausſprechen. Sie, meine wunderſchöne Couſine, glauben einen Mann unendlich zu lieben, weil derſelbe von ſtattlicher Geſtalt, berühmt, ein Held iſt, der Diejenige, welche er an ſein Herz drückt, auch mit blendendem Glanze umgeben kann. Weil es Ihnen ſchmeichelt, daß man ſagen wird: Das iſt die Gattin Robert Zeleji's, welcher ein Held geweſen; Dichter verherrlichten ihn in Balladen, und das Volk beſang

ſeine Thaten in Liedern. . . . Wenn ſich aber das Blatt gewendet, wenn aus dem gefeierten Helden ein Verbannter, ein Landesflüchtiger geworden, wenn er ſeinen Namen verleugnen muß, dann werden Sie ihn verfluchen, den Sie jetzt vergöttern, Sie werden ihn im Unglücke verachten — und erſt dann ſich deſſen bewußt werden, daß ihre Leidenſchaft keine Liebe geweſen.

— Mein Herr! — rief Seraphine in leidenſchaftlichem Tone, indem ſie ihren erregten Sinnen nicht mehr gebieten konnte, — dies iſt zu viel. Sie werden mich nie mehr in Ihrem Hauſe ſehen.

— Gott gebe es; aber ich glaube es nicht, und ich werde nicht helfen können.

— Gehen wir, Robert. Wenn Sie mich lieben, werden Sie kein einziges Abſchiedswort an dieſen Menſchen richten.

Damit nahm ſie mit heftiger Geberde den Arm ihres Bräutigams und verließ das Zimmer des verknöcherten Onkels.

Dieſer ſchloß bedächtig die offen gelaſſene Thüre und murmelte mit ſelbſtzufriedenem Egoismus in ſich hinein:

— Nun gehöre ich Niemandem mehr auf der Welt an.

Am andern Tage führte Robert Zeleji ſeine

Braut Seraphine in Anweſenheit aller damaligen Zelebritäten der Feſtung in jener Kapelle zum Altar, welche von den vernichtenden Geſchoſſen der Belagerung verſchont geblieben. Von der Verwandtſchaft war Niemand zugegen. Die Beiden aber glaubten, daß ſie einander lieben.

Anfang des Endes und Ende des Anfangs.

Mir iſt's, als wär' ich ein Taucher, der ſich auf dem Meeresgrunde bewegt. . . .

Um mich herum ſchwimmen die Balken zertrümmerter Schiffe, bekannte Todtengeſichter ſenken ſich zum Grunde nieder, mein Fuß ſtolpert über einen zerbrochenen Anker.

Auf der Oberfläche des Meeres hat der Sturm ausgetobt; Maſt und Segel verſchwinden; auf den noch immer hochgehenden zornigen Wellen ſchwimmen noch Einige an die Trümmer des Schiffes geklammert, und bemühen ſich, das Ufer zu erreichen.

Alles iſt zu Ende. Die letzte Kanone hat ihr Wort geſprochen, als ſie den letzten Helden dahin gerafft. . . Das Schlachtfeld iſt mit Todten beſäet; nur ein Koſakenſchwarm ſtreift noch herum, um den Fliehenden nachzujagen, welche ſich in die Sümpfe verkrochen hatten.

Waſſerlilie und Waſſerroſen bieten einen guten Schutz für die Verfolgten; die breiten

runden Blätter, welche auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, verdecken das heraufquellende Blut, welches, aus den Wunden der dort Verborgenen fließend, leicht ihr Verſteck verrathen könnte.

Zwiſchen den gelben Waſſerlilien ragen halb aus dem Waſſer zwei Geſichter hervor.

Beide ſind noch jung, aber ſehr bleich. Sie gleichen einander, als wären es Brüder.

Das eine Geſicht iſt das Robert Zeleſi's, das andere Pußtafi's. . . .

Die Wogen des ſtürmiſchen Kampfes haben ſie zuſammengetrieben; als ſchon Alles zu Ende war, trafen ſie ſich wieder. Robert hatte mit den Trümmern ſeines Bataillons einen harten Bajonetkampf gegen einen Pulk von Koſaken beſtanden; Pußtafi eilte ihm mit einer Abtheilung von Hußaren zu Hilfe und ſchlug die Koſaken in die Flucht, da führten die Ruſſen Kanonen auf und drängten die Widerſtehenden gegen den Sumpf.

— Steige auf und ſetze dich hinter meiner! rief Pußtafi ſeinem Freunde zu, und als dies geſchehen, trieb er ſein Pferd gegen den Sumpf an; die Ruſſen ſandten ihnen noch einen Kartätſchenſchuß nach; dieſer verwundete Robert und tödtete das Pferd, das ſie trug; Beide fielen in's Waſſer.

— Trachten wir zwiſchen die Bachweiden zu gelangen. Hier könnte uns das gefallene

Pferd verrathen, — ſagte Pußtaſi zu Robert, welcher ſehr blaß ausſah.

— Ich vermag nicht ſchneller zu gehen, kann den linken Fuß kaum nachziehen; wird ihn vermuthlich ein Schuß getroffen haben. . . .

Pußtaſi umfaßte ſeinen Freund und trug ihn in's Gebüſch.

Es war die höchſte Zeit, daß ſie ſich hinter dem dunkelgrünen Gebüſch und zwiſchen den Waſſerlilien verbargen, denn im nächſten Augenblicke ſtürmte die wildtobende Menge der Koſaken mit wüſtem Geſchrei heran, nach den Geflüchteten ſuchend . . . Die Pferde wateten im Waſſer, und man konnte zuweilen ein wildes, thieriſches Gelächter und bald darauf einen lang gedehnten Wehruf vernehmen, wenn ſie Einen unter das Waſſer Geflüchteten entdeckten und niederſtachen.

Ein berittener Haufe watete kaum zwei Klafter von dem Orte, wo unſere Geflüchteten ſich verborgen hatten, vorüber.

— Nimm ein Rohr in den Mund, durch dieſes kannſt Du Athem ſchöpfen, dann klammere Dich an die Wurzeln da unten, und tauche unter — raunte Pußtaſi ſeinem Freunde in's Ohr und tauchte ebenfalls unter.

Die Koſaken hielten über ihren Köpfen an, um ihre Pferde zu tränken.

Einer derſelben begann mit heiſerer Stimme

ein Lied zu ſingen, an deſſen Schluſſe die Uebrigen in ein Gelächter ausbrachen.

Dann hörte man, wie aus weiterer Entfernung ihnen eine zornige befehlende Stimme zurief, worauf ſie ſich mit großem Geräuſch in Bewegung ſetzten — gerade auf das Verſteck unſerer Freunde losgehend.

Dieſe drückten ſich da unten die Hände; ſie hörten die ſich nahende Gefahr.

Einer der Koſaken ritt gerade auf ſie zu; man konnte bereits das Schnauben ſeines Roſſes vernehmen.

Plötzlich entſtand ein plätſcherndes, gurgelndes Geräuſch, dem ein brüllender Todesſchrei folgte. Das Pferd des Koſaken ſtürzte in eine jener grundloſen Tiefen, welche in den Sümpfen ſo ſchön vom Waſſergraſe verdeckt werden — und zog den Reiter mit ſich.

Das Roß hatte ſich noch auf die Oberfläche gearbeitet und entkam, der Reiter jedoch blieb am Grunde des Waſſers. Die Flüchtlinge ſahen ihn eine Klafter weit vor ſich mit dem naſſen Elemente ringen. Auch er wurde ihrer gewahr, ſtreckte die Hand nach ihnen aus, öffnete den Mund, als wollte er ſeinen Kameraden zurufen: Hier ſind ſie, hallet ſie feſt. Dies machte ihn erſticken.

Die Kameraden langten mit ihren langen Lanzen nach ihm, aber vergebens, bis das Waſſer

ſelbſt den Leichnam auf die Oberfläche warf. Sie ſtießen denſelben an's Ufer. Hätten ſie ihn wecken können, würde er ihnen geſagt haben, daß ſich zwei vornehme Flüchtlinge unter dem Waſſer befinden.

Die Koſaken wichen dem gefährlichen Orte aus und ſondirten im Weiterreiten die Tiefe des Waſſers mit den Stangen ihrer Piken. Man hörte ſie noch lange im Waſſer plätſchern.

Als die Koſaken davongeritten waren, tauchten die beiden Köpfe abermals auf die Oberfläche des Waſſers.

— Sie haben ſich entfernt, — ſagte Pußtafi umherblickend.

— Sie werden ſchon noch zurückkommen, — flüſterte Robert.

— Dann werden wir abermals verſchwinden.

— Ich halte es nicht lange mehr aus, ächzte Robert, ich fühle bereits, wie das Blut aus meiner Wunde fließt.

— Warte. Ich werde die Wunde mit meinem Sacktuche verbinden, damit der Blutverluſt Dich nicht ohnmächtig macht, denn das Waſſer macht das Blut noch ſtärker fließen.

Hierauf verband Pußtafi die Wunde ſeines Freundes mit ſeinem Sacktuche.

— Du müheſt dich vergebens mit mir ab, — ſeufzte Robert; — mein Schickſal iſt beſchloſſen.

— Sei nicht kleinmüthig, — entgegnete der Dichter. — Sobald die Nacht anbricht, nehme ich Dich auf meine Schultern und wate mit Dir durch den Moraſt.

— Zu welchem Zwecke? Es iſt ja Alles zu Ende!

— Nicht doch! die Sonne geht eben ſo oft auf, als ſie untergeht; ſie verſinkt nicht in ewige Nacht. Wir werden noch mancherlei zu ſchaffen haben dort oben.

— Mit mir werden nur die Würmer zu ſchaffen haben dort unten.

— Sprich doch nicht ſo, Robert; wenn ich ſage, daß ich heute Alles verloren habe, ſo rede ich die Wahrheit; Dir aber iſt noch Etwas geblieben. Du haſt ein Weib.

Robert ſeufzte tief.

— Ein ſchönes, wackeres und junges Weib, — ſetzte Pußtaſi fort . . .

Darauf verfielen Beide in tiefes Schweigen.

Nach langem Schweigen hob der Eine wieder an:

— Heute hab' ich noch ein Weib, morgen wird ſie Witwe ſein; ſo ſteht es in den Sternen geſchrieben. Sieh, wie die Wellen um uns ſich roth gefärbt; das iſt mein Blut.

Hierauf ſchwiegen ſie wieder eine Weile.

— Nur Eines quält mich, — ſprach er dann weiter; ſie wird nicht einmal wiſſen, daß ſie Witwe

geworden. Jahrelang wird ſie das Trauerkleid um meinetwillen tragen, ohne dasſelbe oder meinen Namen ablegen zu dürfen. Sie wird bis zu ihrem Tode an einen Todten gekettet ſein.

— Schlag' Dir ſolche Dinge aus dem Kopfe.

— Blos dieſe Sorge quält mich. Wie ſie mich ſuchen wird; wie ſie das ganze Land durchziehen, Thal und Hügel fragen wird: wo iſt mein Mann? Ach, wie unendlich liebten wir uns!

— Ihr werdet Euch treffen.

— In dieſem Leben nicht mehr. Ich fühle, wie meine Kräfte immer mehr abnehmen. Vor meinen Augen dunkelt's; ich ſehe überall dunkle Flecke. Ich fühle meine Bruſt fürchterlich beengt. Freund, ich muß hier ſterben.

— Wenn Dein Leib ſchwach iſt, ſo laſſe Deine Seele ſtark ſein.

— Zu ſpät! Höre, was ich Dir jetzt ſage ... Es wird Nacht werden; Du wirſt dann frei, ich aber ſterbe. . . Bleibt Dir ſo viel Zeit, um eine Gruft auszuhöhlen, ſo begrabe mich. . . Am Finger habe ich einen Ring, in der Mitte iſt ein Opal, in dem Opal iſt ein ſchwarzes Kreuz ... es iſt mein Trauring. . . . Ich bekam ihn von meiner Frau am Trauungstage. . . . . Ziehe ihn von meinem Finger und verwahre ihn bei Dir. . . . Wenn Du ſie dann einmal im Leben findeſt, ſo übergib ihr die Reliquie. Gib

ihr den Tag an, wann ich geſtorben, und ſage ihr, wo ich begraben bin. . . . . Verſprichſt Du mir's?

Das Geſicht Robert's war todtenbleich. Er mußte ihm das Verſprechen durch einen Händedruck geben.

Die Koſaken kehrten aus dem Moraſte zurück; weiter konnten ſie nicht vordringen.

— Tauchen wir raſch unter das Waſſer, — flüſterte Pußtafi Robert zu. Sie nahmen wieder das Rohr in den Mund und tauchten unter. Die Koſakentruppe kehrte lärmend zurück, und verließ das Röhricht.

Pußtafi ſteckte behutſam den Kopf an die Oberfläche und ſchaute ihnen nach. Da nahm er mit Beſorgniß wahr, daß die Koſaken, ſobald ſie auf feſtem Boden waren, von ihren Pferden ſprangen und ſich anſchickten, in der Nähe zuübernachten.

Und nun zünden ſie gar Feuer an, um die wohlthätige Finſterniß zu vertreiben, auf welche die Flüchtlinge rechneten; in einer Entfernung von kaum einer Schußweite flackerte gleichzeitig auf drei Seiten das Wachtfeuer auf; die Flüchtlinge müſſen entdeckt werden, ſobald ſie ihren Verſteck verlaſſen.

Eine Truppe war ſo nahe, daß man ihren Wortſtreit hören konnte. Sie theilten unter ſich die Beute. Man konnte bei dem Schein des Feuers

ſehen, wie ſie mit einander ſtritten und feilſchten. Zwei, Drei ließen ſich auf einen ausgebreiteten Mantel nieder und ſpielten Karten um unbekannte Geldnoten. Einige ſind bei guter Laune und ſingen, Andere tanzen, Einer von ihnen ſitzt auf ſeinem Pferde unbeweglich, das Geſicht gegen den Moraſt gekehrt, in der Hand die lange Lanze. Dies iſt die Wache.

Den jungen Leuten war das Entkommen unmöglich gemacht.

Und die Kraft Robert's war völlig zu Ende. Pußtaſi mußte ihm den Kopf ſtützen, damit er nicht unter das Waſſer tauche.

— Verſuchen wir unſer Glück, — flüſterte ihm Pußtaſi — zu. Wenn ſie friſches Rohr in's Feuer werfen, dann wird es auf kurze Zeit dunkel; klammere Dich an meinen Hals und ich werde raſch mit Dir fliehen.

— Ich kann nicht. . . Trag' mich nirgends hin. . . . . Laß' mich hier ſterben. Du **mußt** Dich retten, damit Du meinem Weib Nachricht bringſt. Du darfſt nichts wagen. . . . Haſt es mir verſprochen. . . . Wenn wir uns rühren, — bemerken ſie uns — ich mag nicht in ihre Hände fallen, nicht einmal todt. Verſtehſt Du mich? nicht einmal todt. . . . Lieber hier unter den Kröten. . . . Und doch wie kalt ſind ſie, wie häßlich!

Immer näher rücken fühlte Robert ſeinen letzten Augenblick und durch den ſchrecklichen Gedanken an den ſicheren Tod zitterten ihm die Lichtſtrahlen zweier Erdenbilder durch: Das Heldenbewußtſein und die treue Liebe.

— Vielleicht träumt ſie jetzt von mir, — ſeufzte er leiſe und lächelte dann. — Vielleicht ſteht ſie jetzt vor dem Heiligenbilde und nennt meinen Namen.

Vielleicht werde ich noch in dieſer Stunde vor ihrem Ruhebette ſtehen, wie ſie es wünſchte — aber bleich un wortlos und von dem Kuſſe, welcher ihre Wangen ſtreift, wird ſie vielleicht Schaudern erfaſſen. . . . O, mein Freund, vergiß nicht auf den Ring.

Zu den Schreckniſſen der Nacht geſellten ſich noch andere; während ein Theil der Koſaken Würfel ſpielte um die Beute, fiel ein anderer Feind über die nackten Leichen her. Die Wölfe hielten ein reiches Leichenmal.

Der Sterbende ſprach zu ſeinem Freunde:

— Freund, halte Dein Verſprechen und begrabe mich. . . . Begrabe mich, damit ſie mich nicht finden: weder dieſe noch jene. . . Mögen ſie mich nicht von Geſtrüpp zu Geſtrüpp ſchleifen. . . Mögen ſie nicht ihr Spiel mit mir treiben. . . Der Schwertſtreich that nicht ſehr wehe, aber die Liſt und der Spott . . . dieſe brennen fürchterlich. . . . Begrabe mich tief. . . Womit wirſt Du die Gruft

graben? Haſt Du noch Dein Schwert? Das iſt ſehr gut. . . . Schneide mir eine Locke ab und lege ſie zu den Ring.

Pußtaſi ſuchte ſeinen ſterbenden Freund zu tröſten.

— Sieh, — ſagte Robert leiſe, — am Himmel dämmert es. . . Nicht wahr, das iſt der Morgenſtern? Sieh, wie er immer näher kommt. . . . Siehſt Du, wie ich Dir immer ſagte, die Sterne ſind lauter ſchöne Menſchengeſichter. . . Dieſes Geſicht ſieht dem ihrigen ähnlich . . . bald werden wir beiſammen ſein . . . dann . . . vergiß nicht auf meinen Ring.

Plötzlich knallten Schüſſe; wilder Lärm, Flüche, Heulen und Pferdewiehern wurde laut; einen Trupp hungriger Wölfe durſtete nach warmem Blut und er überfiel die Koſaken. Die aufgeſcheuchte Truppe verjagte durch heftiges Flintenfeuer den neuen Feind.

Dieſer Angriff hatte aber den Nutzen, daß die Koſaken ſich weiter vom Röhricht entfernten.

Als Pußtaſi dies bemerkte, nahm er ſeinen Leidensgefähten auf die Schulter und ging mit ihm aus dem Waſſer. Der Weg war beſchwerlich genug, der Boden wankte überall unter ſeinen Füßen. Eine alte Weide war das Ziel, welches er erſtrebte. Bei dem Baume angelangt, nahm er die Bürde von ſeinen Schultern, lehnte den

Kopf Robert's an den Baum und ſagte dann ermuthigend: Robert, wir ſind in Sicherheit.

Robert antwortete nicht, denn — er war geſtorben.

Pußtafi legte die Hand auf das Herz des Freundes; es hatte aufgehört zu ſchlagen. Seine Augen waren noch offen, aber gebrochen; die Glieder ſteif, die Haut kalt.

Die Kartätſche hatte ihm den Schenkel zerſchmettert und Robert verblutete im Waſſer.

Der Dichter drückte ſeinen Freund lange an's Herz, er ſprach zu ihm von ſchöneren Tagen, von ſeinem ſchönen Weibe; — er gab keine Antwort mehr.

Dann begann er ihm zu erzählen, wie er ihn begraben werde.

— Sei unbeſorgt, mein alter Freund (ſo nannten ſie einander, als ſie noch jung waren: noch geſtern), ich werde Dich ſo begraben, daß weder wilde Beſtien, noch häßliche Würmer, noch die viel ſchlechteren und häßlicheren Menſchen Dich finden werden. Sie werden nicht mit gierigem Zahn über Dich herfallen; ſie werden nicht Deinen blutigen Kopf als Trophäe umherſchleppen. Ich begrabe Dich, wie man die römiſchen Helden zu begraben pflegte: in Feuer und Flammen. Die Atome Deines Körpers werden Dir nachfolgen in die Luft; ſelbſt, was Irdiſches an Dir, wird zum Geiſte werden. Du wirſt eine ſchöne Be-

ſtattung haben, die praſſelnden Flammen werden erſetzen den Trommelwirbel, den Geſang und die Meſſe; der ſchwarze Rauch wird Dein Leichentuch ſein und Millionen Funken werden Dir das Geleite geben. Nicht der Schoß dieſer fluchbeladenen Erde, ſondern die Luft ſoll Deine irdiſchen Reſte aufnehmen. Es wird keine Kothſchichte über Dir liegen; auf des Windes Flügeln werden die Stäubchen Deiner Aſche ſich zum Sonnenlicht erheben. Alter Leidensgenoſſe, ich beſtatte Dich in dem Himmel!

Der Dichter zog hierauf dem Leichnam den oft erwähnten Ring vom Finger und ſteckte ihn an den eigenen Finger. Dann ſchnitt er ihm eine Locke ab und verbarg ſie in ſeinem Buſen.

Sodann nahm er die Leiche und ſtellte ſie in die Höhlung der alten Weide. Die Höhlung war gerade ſo weit und groß, daß die Leiche ſie ausfüllte.

Noch einmal küßte er dann das Geſicht des geliebten jungen Mannes, und umgab hierauf den Baum mit einer von den Rohrpyramiden, welche auf der Anhöhe zum Trocknen aufgeſtellt waren.

Der Holzſtoß iſt fertig, nur angezündet mußte er werden, dann mögen wilde Beſtien, dann mögen Wolf und Adler kommen.

Allein, um den Holzſtoß anzuzünden, iſt Feuer nöthig; wer aber vom Abend bis Mitternacht

im Waſſer gelegen, der ſucht wohl vergeblich ſein Feuerzeug.

Doch es war Feuer in der Nähe. Noch glimmten die Wachtfeuer an dem Sumpfufer. Von dort ließe ſich Feuer holen.

Der Dichter entſchloß ſich dazu, Feuer zu ſtehlen in der Nacht, im Angeſichte des lauſchenden Feindes! Und doch mußte es ſein.

Er verbarg ſein gezücktes Schwert unter ſeinem Kleide, damit esnicht im Feuerglanz ſchimmere. Dann machte er den Weg zurück.

Als er ſich dem erſten glühenden Punkte näherte, ſchien es ihm, als ob ſich vor dem Feuer von Zeit zu Zeit dunkle Maſſen bewegen würden, er konnte jedoch im Halbdunkel nicht ausnehmen, was für Geſtalten es ſeien.

Mit geſteigerter Vorſicht ging er weiter, die ſchwarzen hpüfenden Gegenſtände waren lebendige Geſtalten, aber keine Menſchen.

Die Wölfe lieben das Feuer nicht. Jedes wilde Thier ſcheut ſich davor. Damit das Feuer nicht in der Nähe ihres Schmauſes brenne, badeten ſie ſich im Waſſer des Moraſtes und ſpritzten dann das Waſſer auf die Glut. Zwei der Wachtfeuer hatten ſie auf dieſe Weiſe ausgelöſcht. — Als die Beſtien menſchliche Schritte hörten, zogen ſie ſich vom Feuer zurück und heulten aus der Ferne dem Herannahenden entgegen. Pußtafi hielt einen Zunder aus zuſammengedrehtem R:hr

in der Hand und ſteckte ihn in die Glut. Der Zunder fing Feuer.

Das war ein ſchlechter Verſuch.

In dem Augenblicke, als die Flamme auf=flackerte, ertönte das „Halloh“ des Vorpoſtens, der in einer Entfernung von hundert Schritten ſtand.

Pußtaſi duckte ſich raſch nieder, zertrat den Zunder mit den Knieen und antwortete auf den Ruf des Vorpoſtens mit einem Heulen, das dem Geheul der Wölfe glich.

Die Wachen glaubten, es ſeien wieder Wölfe beim Feuer und kümmerten ſich nicht weiter darum.

Auf ſolche Weiſe war es alſo nicht mög=lich, das Feuer fortzutragen.

Seine Zigarren waren ſämmtlich durch=näßt, ſonſt würde er eine derſelben angezündet haben; da gerieth er auf einen andern Einfall. Er wickelte Rohrblätter wie eine Zigarre zuſam=men, zündete ſie an und nahm ſie zwiſchen die Lippen.

Dann kehrte er zur Weide zurück.

Er mußte die Zigarre rauchen, damit ſie nicht verlöſche, anfachen durfte er ſie nicht; der abſcheuliche Rauch löſte ihm die Haut von den Lippen; aber die Zigarre glimmte noch, als er bei dem Baume anlangte.

Bei dem Baume angelangt, nahm er mit Schrecken wahr, daß die Rohreinfaſſung zerſtört war; die Wölfe hatten ſich durch dieſelbe einen Weg zu der Baumhöhlung gebahnt. Einige junge Wölfe liefen davon, als Pußtafi nahe kam; ein alter Wolf aber ſtellte ſich ihm entgegen und machte ihm das Terrain ſtreitig.

Eine menſchliche Stimme durfte nicht laut werden.

Pußtafi rannte mit zuſammengepreßten Lippen, mit Funken ſprühenden Blicken auf die Beſtie zu, die mit gekrümmtem Rücken und fletſchenden Zähnen ſich dem Angreifer entgegenſtellte.

Pußtafi empfand ſo tiefen Abſcheu vor der Beſtie, daß er nicht zum Schwerte griff, ſondern ihr mit dem flackernden Rohrbüſchel an die Schnauze ſchlug.

Der Angriff nützte. Der Wolf wartete den zweiten Gruß nicht ab, ſondern rannte davon.

Nun ſtellte Pußtafi zuerſt ein Rohrbüſchel auf und zündete es oben an, damit es als Leuchte diene.

Dann legte er wieder das Rohr um den Baum und zündete es an.

Die Flammen ſchlugen hell auf, ergriffen die Aeſte und Zweige der alten Weide, und in kurzer Zeit ſtand der ganze Baum in Flammen.

Das Feuer vertilgt ſchnell; kein Menſch hätte mehr dieſe Flammen erſticken können — der Dichter konnte beruhigt weiter gehen. War doch ſein Weg ſo eilig!

Um durch das Röhricht zu dringen, das erfordert mehrere Stunden, es wird Tag und das Sonnenlicht gehört nicht mehr dem Flüchtigen.

„Freund! Du haſt ein ſchönes Begräbniß. Gott mit Dir!“

Der Baum brannte bis zum frühen Morgen in der ruhigen, ſtillen Nacht und flackerte gegen den Himmel auf wie Abel's Opfer.

Mitten auf dem großen, geſchwärzten und mit Aſche bedeckten Herde ſtand der verbrannte Baum; die ruſſige Höhlung glich einer Aſchenurne; darin lag eine Handvoll Aſche, die ſich von der Farbe der Blätter- und Holzaſche unterſchied.

Dieſe braune Aſche war Robert Zeleji, der Jüngling, den die Frauen ſo geliebt, den die Freunde ſo geſchätzt, den das Volk in Liedern beſungen, den der Ruhm auf ſeinen Fittigen trug. Wer ſollte ihn hier wohl auffinden? Wer ſollte dies wiſſen?

Und wenn nun auch der flüchtige Leidensgefährte ſpurlos verſchwindet mit ſammt dem Ringe? Und wenn dann nach Jahren die wilde Brombeere in der Baumhöhlung wächſt, ihre

Wurzeln weit hinausſendet und Kränze windet über den mooſigen Boden?

Und wenn die verzweifelnde Witwe auch dann noch im Traume ſich nach ihrem Manne erkundigt — kann ihr da nicht die menſchenquälende Traumfee ſagen: „Dein Mann, er weilt jetzt noch auf der Erde und windet ſeine Kränze?„

. . . . . .

Pußtafi aber kam niemals zu Seraphine. Er verſchwand ſpurlos; man wußte nicht, wohin er gekommen, wo und wann die Erde ihn verſchlungen.

Die Gattin.

Auf dem Rücken des Arader Weingebirges ſteht eine Burgruine, die „lucus a non lucendo“ heißt.

Unter der Ruine befindet ſich ein Kaſtell; im Garten des Kaſtells iſt eine ſchöne Laube; in der Laube ſteht ein weißer Marmortiſch; an dem Tiſche ſitzt Béla Lábay ganz allein.

Im Garten, im Schloſſe, im Hofe, draußen auf der Gaſſe, im ganzen Orte und ſelbſt auf den Feldern ringsum war ein Heer von Gäſten. Nie ſah dieſes Schloß ſo viele Gäſte beiſammen, ſelbſt nicht zur Zeit des berüchtigten Kochs, den der Onkel des Königs Mathias hielt.

Und Jeder der Gäſte iſt mit einer ſehr eigenthümlichen Arbeit beſchäftigt; ernſte Männer flüſtern geheim mit einander; Frauen mit verweinten Augen drücken einander die Hände, ſprechen ein Wort und gehen weiter; Wagen kommen und verſchwinden; manch ankommender Gaſt flüſtert ſei-

nem Kutſcher etwas in die Ohren, zieht die Börſe und übergibt ihm ſie ſammt dem Inhalt, drückt ihm die Hand und ſchickt ihn fort. In dem Zimmer verbrennen ernſte Männer verſchiedene Dokumente zu Aſche; Andere ſcheeren ſich Haar und Bart ab, ohne daß Jemand über die entſtellten Geſichter lachen würde; noch Andere ſitzen oder liegen unbeweglich, als wäre ihnen alles Fühlen abhanden gekommen, während ein Anderer unruhig auf- und abgeht, als ſuchte er einen Ausweg aus dieſer Welt. Dann ertönt ein Klirren: Jemand hat ſeinen Säbel zerbrochen; ein dumpfer Knall wird hörbar: vielleicht hat Jemand ſich erſchoſſen.

Auch Béla war unter den Gäſten. Er ſuchte ſich ein einſames Plätzchen, um zu ſchreiben.

Die romantiſche kleine Laube war dazu geeignet.

Er ſchrieb einen Brief mit Bleiſtift auf ein Pergamentblatt ſeines Portefeuilles.

„Meine liebe Judith!

Ueber mich wird kein Tag mehr anbrechen. Du weißt, ich habe keine Urſache, länger zu leben. Wenn Du meine Zeilen lieſt, bin ich zu dem geworden, was mein Schickſal: — zu Staub. Ich anerkenne es, daß ich mich an Dir verſündigte, als ich Dein Los an ein ſolches Mißgeſchick, wie das meinige, knüpfte; Deine Eltern haben Dich vor mir gewarnt und ſie hatten

Recht. Aber ich mache meine Fehler gut: ich ſterbe. Ich erlöſe Dich von meinem Fatum, das mich verfolgt. Deine künftigen Tage ſollen nicht durch des jammervolle Leben eines Gefallenen vergiftet werden. Niemand und Nichts bedarf meiner mehr im Leben. Ich ſchließe meine Zeilen mit dem beruhigenden Gedanken, daß Du mir verzeihſt, Dich mit mir verſöhnſt, ohne mich zu vergeſſen. Und wirſt Du einſt ſo glücklich ſein, als ich es in dieſer letzten Stunde wünſche, ſo wirſt Du mich noch achten, wenn Du mich nichtmehr liebſt. Meine Seele, mein Segen umgeben Dich auf Tritt und Schritt . . .

Dein über das Grab treuer Béla."

Als er das letzte Wort geſchrieben hatte, griff eine weiße Frauenhand von rückwärts in das Porteſeuille und riß das beſchriebene Blatt heraus.

Béla erfaßte überraſcht die weiße Hand und ſchaute zurück. . . . Die weiße Hand war die Hand Judith's.

Er ſprang von ſeinem Sitze auf, ſank ihr zu Füßen, umarmte und küßte ſie und frug dann:

— Wie kamſt Du hieher?

— Haſt Du nicht ſelber mich hieher beſchworen, — ſprach Judith und zeigte auf das Blatt. — Weißt Du nicht, daß, wenn Du den Tod anrufſt, ich um eine Minute früher komme?

— Béla konnte ſich nicht länger des Weinens enthalten. Wie ſollte er die Thränen zurückhalten können, der ſo ſehr geliebt war und ſo viel Glückſeligkeit in Nichts zerrinnen ſah?

— Wie konnteſt Du zu mir kommen?

— Auf wunderbaren Wegen. Später werde ich Dir's ſagen. Unter tauſend Gefahren, Wagniſſen und kühnen Verſuchen; der Inſtinkt meiner Seele leitete mich; über mir waltete Gott.

— Und warum kamſt Du? Du weißt doch, daß hier das Schickſal zu Ende iſt.

— Warum ich kam? Weil ich ſah, daß Dein Geſchick ſich zum Schlechten wendet, daß Alles verloren iſt. Nichts habe ich mehr, außer Dir; Dich muß ich befreien. Es iſt die Aufgabe meines Lebens.

Gott hat ſie mir auferlegt und ich unterziehe mich ihr. Ich wußte, was Du thun wirſt, wenn es zum Aeußerſten kommt. Du willſt Dich tödten. Deshalb kam ich, um mich zwiſchen Deine Hand und Dein Herz zu ſtellen. Jetzt gehört Dein Leben nicht mehr Dir; Du haſt es weggeworfen, hier dieſes Papier beweiſt es; ich nehme es auf und es gehört jetzt mir. Ich ſehe Nichts . . . keine Gefahr, keinen Verluſt, nicht mein, nicht anderes Leiden; ich ſehe blos Dich und Dich allein; ich ergreife Deine Hand und laſſe ſie nicht mehr los.

— Was willſt Du aber? Iſt es denn möglich, länger zu leben? — rief Béla aus.

— O, ſo weit denke ich nicht. Ich denke nur von einer Minute auf die andere. Was aus uns wird? wie wir weiter kommen? wo wir ſtehen bleiben? was dann geſchieht? . . . ich weiß es nicht. Aber ich denke ja jeden Augenblick daran, und jeder Augenblick gibt mir einen neuen Gedanken ein.

— Du willſt alſo, daß ich fliehen ſoll? ich?!

— Ich will, daß Du mir folgſt, wohin ich gehe.

— Feige? zuſammengeduckt?

— Nicht doch. Nur inkognito. Ich habe Wagen und Pferde gekauft; Du kleideſt Dich als Kutſcher. Wie ich hieher kam, werde ich auch weiter kommen, dazu hilft nicht Feigheit; ſondern Muth. Oder ſollteſt Du es für eine größere Heldenthat halten, wenn ein Mann ſich eine Kugel durch den Kopf ſchießt, als wenn ein Weib durch Nacht und Sturm, auf Schleichwegen, ganz allein durch feindliche Lager zieht, ein halbes Land durchſtreift, um den Geliebten zu finden?

Die Frau drückte bei dieſen Worten ſo heftig den Arm ihres Mannes, daß er ihn niederſinken ließ.

— Sage ich Dir etwa, daß Du feige ſein ſollſt? — ſetzte ſie in vorwurfsvollem Tone fort. — Ich ſage Dir blos: Bleibe bei mir. Und iſt es

unmöglich länger zu leben, iſt keine Rettung möglich, und iſt der Tod unvermeidlich . . . nun, ſo will ich auch dabei ſein!

— O, ich weiß dies, und eben dies ſchmerzt mich.

— Sei ein Mann, Béla, ſei ſtark, wie ich es bin; nicht Derjenige iſt ſtark, der mit dem Leben bricht, wenn er es verachten gelernt, ſondern Derjenige, der ſich erhebt, wenn das Schickſal ihn niederdrückt. Wir werden das Leben von Neuem anfangen, ganz von vorne. Wir werden die glänzenden Bahnen verlaſſen, auf welchen wir bisher gewandelt, und wir werden unſer Brod mit unſerer Hände Arbeit verdienen. Wir ziehen uns in einen Winkel des Vaterlandes zurück, wohin nicht einmal die Fama ſich verirrt und wir werden den Boden bebauen. Ich liebe die Arbeit, und biſt Du an meiner Seite, ſo fehlt es mir an Nichts; jedes Brod ſchmeckt mir gut, ſehe ich nur Dich neben mir. Fühlſt Du nicht ſo? Einſt ſagteſt Du mir, ich ſei für Dich eine ganze Welt; nun haſt Du eine ganze Welt verloren; was bin ich Dir jetzt?

— Die ganze Welt! — ſeufzte Béla und ſchloß die theure Frau an die Bruſt, die Frau, deren Liebe höher iſt, als der Sternenlauf.

— Du wirſt alſo mit mir kommen, — rief ſie freudig erregt.

— Mit Dir überallhin.

— Wirſt Du mir in Allem gehorchen und vertrauſt Du Dich mir an?

— Ich lege die Kleider Deines Dieners an und ich diene Dir treu wie ein Sklave.

— Wirſt Du den Muth haben, nach einer glänzenden Vergangenheit einer düſteren Zukunft voll Reſignation entgegenzugehen?

— Habe ich ihn nicht, ſo wirſt Du mir ihn einflößen.

— Gut; ich glaube Dir. Ich glaube Dir, daß Du mich nicht betrügen willſt, mich nicht durch ſcheinbare Nachgiebigkeit täuſchen willſt. Sprich mit Niemandem, komme ſofort mit mir. Im Thore wartet mein Wagen. Sobald wir in's Freie kommen, kannſt Du die fremden Kleider anlegen. Dann vertraue Dich mir an. Die zwingende Nothwendigkeit lehrte mich, ſchlau zu ſein. Nur vergiß auf Eines nicht. Alles, was Dich betrifft, Freude und Kummer, Glück und Unglück, gehört zur Hälfte mir. Was Du mit Dir thuſt, das thuſt Du auch mit mir. Wenn Du frei wirſt, befreieſt Du auch mich; wenn Du fällſt, falle ich mit Dir; wenn Du in Verzweiflung ſtürzeſt, ziehſt Du auch mich mit Dir. Fürchte Nichts. Schande werde ich über Deinen Namen nicht bringen, und ſollte das Schickſal uns mit ſeinen Netzen ſo umſpinnen, daß keine andere Wahl bleibt als Kopf oder Herz, ſo wäre ich es, die Dir ſagen würde: „Mein Gemal, es gibt

noch einen dritten Weg; Paetus, das Meſſer thut nicht wehe!“

Béla zog begeiſtert dieſes Ideal Arria's an die Bruſt, und in dieſer fürchterlichen Stunde der Verzweiflung fühlte er ſich glücklicher als jemals.

. . . Glaube und Hoffnung brechen zuſammen und erſterben, aber die Liebe dauert fort und überlebt die verſchwiſterten Genien! . .

Auf der Gaſſe ſtand ein leichter Wagen, in welchem Judith gereiſt war.

Es war ein Leichtes, unbemerkt ſich zu entfernen. Achtzehnhundert verſchiedene Fahrzeuge ſtanden als Wagenburg neben einander; wer kümmerte ſich darum, wenn einer verſchwand.

Im Freien angelangt, ſtieg Judith's Kutſcher vom Wagen und übergab Béla die Zügel. Er ſagte ſeinem Herrn, wie er ſich zu benehmen habe, wenn er als Kutſcher gelten wolle. Den Schnurrbart müſſe er tüchtig wichſen und die Pfeife mit dem kurzen Rohr in den Mundwinkel drücken; er müſſe Branntwein trinken, damit er eine heiſere Stimme bekomme, und wenn er im Wirthshauſe Etwas verlange, müſſe er ſtark ſchreien. Wenn er in der Cſárda oder im Stalle mit einem andern Kutſcher zuſammenkommt, dürfe er nicht zurückhaltend ſein, aber er dürfe ihn auch nicht traktiren; wenn er mit der gnädigen Frau ſpricht, müſſe er den Hut ziehen; ſo oft ſich die geringſte Gelegenheit bietet, ſolle er laut und

heftig fluchen; die Pferde dürfe er vor der Fütterung nicht tränken, zuerſt gebe er ihnen Heu, dann Hafer; das eine Pferd heiße Csillag, das andere Vidám; er möge ſie beim Anſpannen nicht verwechſeln, ſonſt gehen ſie ſchlecht; mit der Peitſche dürfe er blos den Bauch des Pferdes kitzeln, denn wer das Pferd auf den Rücken ſchlägt, der zeigt, daß er noch kein rechter Kutſcher iſt.

Mittlerweile hatte Béla die Kutſchertracht angelegt; das glänzende Koſtüme Béla's verbarg Judith in dem Wagenkoffer; der Kutſcher übergab Béla die Peitſche und die Pfeife. Dieſer wendete ſich nun gegen Judith und fragte mit heiſerer Stimme:

— Wohin fahren wir, gnädige Frau?

— Nur vorwärts!

Der Wagen brauſte dahin, der Kutſcher rief ein „Lebewohl“ nach, und ſchaute lange mit prüfendem Blick, ob der junge Herr gut zu kutſchiren verſtehe. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf und ging dann weiter; ohne Zweifel hatte er viel einzuwenden.

Wohin nun?

Im Weſten und Norden ſtanden ruſſiſche Armeen; im Oſten unbekannte Gebirgswege, die in das Innere verrufener Wälder führen, wo ein trotziger Volksſtamm wohnt, fremd an Sprache und fremd im Herzen. Ringsum Gefahr!

Die Landstraße führte gegen Norden.

Zwei Stunden schon rollte der Wagen und noch trafen die Reisenden keine menschliche Seele, die mit ihnen in gleiche Richtung gezogen wäre. Kam ein Wagen, so kam er von der entgegengesetzten Seite und auf Seitenwegen.

Auf den Gesichtern der Entgegenkommenden lag die Angst deutlich ausgeprägt. Alle kamen mit rasender Eile herangestürmt, und Jeder schaute verwundert die Reisenden an, als ob man sie fragen wollte, warum jagt Ihr denn in Euer Verderben?

Unter den Zurückkehrenden zeigte sich manch bekanntes Gesicht; man fand es jedoch nicht an der Zeit, die Bekanntschaft zu erneuern; rastlos jagte man aneinander vorbei.

Immer mehr Wagen kamen unsern Reisenden entgegen; kaum hatten sie mehr auf der Landstraße Platz. Béla war oft gezwungen anzuhalten, damit er nicht mit einem entgegenkommenden Wagen zusammenstoße.

Noch Niemand sagte ihnen, wovor man sich flüchte und sie fragten auch Niemanden.

Allmälig wurden die ankommenden Wagen seltener, desto heftiger jagten sie dahin.

Plötzlich rief aus einem bedeckten Wagen eine Stimme hervor: „Gnädige Frau, Judith!“

Judith sah erschrocken in das Gesicht, welches aus dem Wagen hervorlugte. . . . Es war Bársing.

— Zurück, zurück! — rief Bársing. — Die Kosaken kommen.

Béla blickte zurück und Bársing erkannte ihn sogleich.

— Servus, Béla, — rief er; — dorthin dürft Ihr nicht fahren. Kehret um.

Judith blickte mit strenger Miene auf ihren Kutscher und rief im befehlenden Tone:

— Warum bleiben wir auf der Straße stehen?

— Wir sind verloren, — flüsterte Béla, — dieser Mensch hat uns erkannt.

— Vorwärts! — befahl Judith.

Béla trieb die Pferde an.

Bársing rief ihnen noch einmal nach, sie mögen doch nicht in jener Richtung fahren, sie würden das ganze russische Lager auf dem Wege finden. Als er aber sah, daß Jene nicht zurückkehren wollten, da wollte er seinen Kutscher zur Umkehr bewegen.

Dieser Kutscher war aber Herr Andreas Kapor.

Er kam aus der oberen Gegend mit seinem Wagen hieher; ein Pferd hatte er auf der langen Fahrt bereits eingebüßt. Er führte die Kasse, welche Bársing bewachte.

— Kehren wir um und jagen wir ihnen nach.

Herr Kápor schob den Hut von der Stirne,

um dem Manne beſſer in's Geſicht ſehen zu können.

— Sollen wir zwiſchen die Koſaken hinein fahren?

— Haben Sie jene Frau und ihren Kutſcher nicht erkannt?

— Nein. Ich habe ſie nie geſehen.

— Der Kutſcher iſt Béla Lávay, die Frau, deſſen Gattin.

— Ich kenne ſie nicht. Und was geht's mich auch an. Weshalb ſollte ich ihnen nachjagen?

— Weil ich die Beiden retten will.

— Oder umgekehrt, nicht wahr? Sie ſcheinen mir ein ſehr falſches Tuch zu ſein; nie habe ich noch einen aus ſo vielen Hölzern geſchnitzten Menſchen geſehen.

— Verſchont mich mit Euren Grobheiten.

— Iſt es Ihnen nicht recht, ſo ſteigen Sie von meinem Wagen. Ich führe die Kaſſa, und der Herr hat mich während des ganzen Weges mit allerlei kurioſen Rathſchlägen verſucht. Wir ſollen die Kaſſa in irgend einen hohlen Baum verſtecken, da ohnehin ſchon Alles verloren ſei. Jetzt wollen Sie wieder, daß wir zwiſchen die Koſaken fahren, um irgend ein ſchönes Weib zu retten, oder zu verfolgen. Fürchten Sie für dieſe Beiden Nichts, die werden ſchon mit ihrem leichten

Wagen durchkommen, uns wird man aber ſammt der Kaſſa gefangen nehmen.

— Bauer! — rief der goldbeſchnürte Herr, all' ſeine Autorität zuſammenraffend — jetzt befehle ich Dir, zu gehorchen.

— Mir? — frug Kápor in ruhigem Tone.

— Ja Dir, ſonſt ſchieße ich Dich nieder.

Kaum hatte er jedoch dieſe Drohung ausgeſprochen, als er auch ſchon auf den Boden lag; Kápor hatte ihm mit ſeinem Ellenbogen einen Stoß verſetzt, daß er vom Wagen bis an den Rand des Grabens kollerte; bevor er ſich da aufraffen konnte, war der Wagen Kápor's bereits in der Ferne verſchwunden. Bárſing hinkte nun zu den nächſtfolgenden Wagen, bot viel Geld, wenn man ihn zurückführen wolle, mußte ſich aber damit begnügen, daß man ihn führte, wohin man eben wollte.

So mußte er abermals jenen Feind entſchlüpfen laſſen, deſſen Untergang er zuverſichtlich gehofft. Dieſer Feind wird ſich retten, es ſteht ihm ja eine Frau zur Seite, die für ihn Wunder zu wirken im Stande iſt!

Der Wagen Judith's fuhr langſam die Straße entlang.

Einem einzigen Fuhrwerk begegneten ſie noch; dieſes mit vier Roſſen beſpannt, jagte mit raſender Eile, als wären die Pferde ſcheu geworden.

Im Wagen ſaßen zwei Damen und ein zwölfjähriger Knabe. Ihre Geſichter waren bleich, ihre Lippen blau vor Schreck. Sie wurden von den Koſaken verfolgt, welche nach ihnen geſchoſſen hatten; der Knabe zeigte das Loch an ſeinem Hute, welches eine Kugel geriſſen, und die Lende des einen Pferdes blutete. Die Koſaken blieben erſt am Saume des Waldes zurück.... Sie konnten ihre Rettung nur der Schnelligkeit der Pferde verdanken. „Zurück, zurück!“ riefen die Damen!

— Nur vorwärts! — befahl Judith im feſten Tone, und die beiden Wagen jagten davon, der eine nach Süden, der andere nach Norden.

Es naht alſo der Feind, deſſen fürchterlicher Ruf von der Seine bis zum Amur, und von der Behringsſtraße bis zum Golf des goldenen Horn die Herzen mit Schrecken und Grauen erfüllt:

Die Koſaken kommen!

Der Feind, mit dem Niemand in dieſem Vaterlande zu ſprechen verſtand, der für die Klagen d er Flehenden kein Verſtändniß hatte, der die eroberten Städte in Brand ſteckt und den Säugling an der Mutterbruſt ermordet. Der Feind, der die Verwundeten auf dem Schlachtfelde tödtet und die Gefangenen tauſend Meilen weit in den äußerſten Norden ſchleppt; der ver-

tilgt, wo er ſiegt, und Leichenfelder ſchafft auf Schritt und Tritt. Und was ſchlimmer als Tod und Verheerung: der Feind, der neben der Waffe die Peitſche in der Hand hat und nicht nur tödtet, ſondern auch ſchlägt! Denn nicht der Schwertſtreich, ſondern der Knutenſchlag iſt es, der niemals verharſcht.

Und dieſem Feind galt es entgegenzufahren.

Nur ein Wald barg die Reiſenden vor ihm.

Am Rande des Waldes angelangt, brachte Béla die Pferde zum Stehen und, zu ſeiner Frau gewendet, ſagte er:

— Judith, ich bin auf Alles vorbereitet, nur auf Eines nicht, darauf nicht, daß mir in Deiner Gegenwart Schmach angethan werde. Wenn ein Mann vor den Augen ſeiner Frau geſchlagen, oder eine Frau vor den Augen ihres Mannes geküßt wird ... das iſt mehr als der Tod.

— Ich weiß es, — antwortete Judith.

Und darauf zog ſie eine Piſtole mit doppeltem Lauf aus der Taſche.

— Sei ruhig. Ich ſitze hinter Dir. Bevor es geſchehen könnte, daß der Feind mich küßt oder Dich ſchlägt, hat der eine Schuß Dich, der andere mich befreit. Die Piſtole iſt in guten Händen, fürchte nichts, ſie zittern nicht. Ich werde Dich und mich zu tödten wiſſen. So ſei Gott meiner Seele gnädig. . .

— Ich danke Dir, — ſagte Béla und drückte die Hand ſeiner Frau.

— Und nun umarme mich, küſſe mich.

Béla neigte ſich zurück, ſeine Frau umſchlang ihn mit ihren Armen, und in einem langen Kuſſe ſagten ſie einander Alles, was in Worten unmöglich auszudrücken war. Die tiefe Stille des Waldes lauſchte dieſer Unterredung.

Und nach dieſem Kuſſe bedeckte lebhafte Röthe die beiden Geſichter, die bisher ſo blaß waren. Béla ſchwang die Peitſche, der Wagen rollte weiter; der Kutſcher begann ein luſtiges Lied zu pfeifen, und die Vögel des Waldes ſchwatzten und ſangen dazu.

Judith aber blickte voll Entzücken auf den blonden Kopf ihres Gatten, auf den blonden Kopf, deſſen Locken ihre Lippen ſo oft geſtreift; ihr Herz pochte heftig, und ihre Finger ruhten auf dem Hahn der Piſtole.

Wie wird ſie dieſen ſchönen, lieben jungen Kopf in einer Minute auseinanderſchießen!

... Der Wald begann ſich zu lichten, und als die Reiſenden das letzte Geſtrüpp hinter ſich hatten, konnten ſie die Landſtraße in ihrer endloſen Länge vor ſich ſehen.

So weit das Auge reichte, konnte man eine ununterbrochene Kolonne von Reitern und Infanteriſten ſammt dem Zubehör von Kanonen, Munitions- und Zeugswagen gewahr werden.

Der Vortrab dieſer Kolonne bewegte ſich kaum zweihundert Schritte vor den Entgegenkommenden und beſetzte die Straße nach ihrer ganzen Breite.

Dieſer Vortrab beſtand aus Koſaken.

Man konnte ſie an ihren rothen, pelzverbrämten Mützen, an ihren langen Lanzen ſchon von der Weite erkennen. Ein Jeder hatte die geflochtene Lederpeitſche um das Handgelenk gewickelt; einen Jeden zeichnete der wilde Blick aus.

Der Anführer des Pulks war ein blatternarbiger Mann, mit verbundenem Auge; durch das weiße Tuch triefte Blut; er mochte die Wunde erſt jetzt bekommen haben.

Auch die gemeinen Reiter trugen Spuren friſcher Wunden; es mag dies eine Truppe geweſen ſein, welche ein Quarré attaquirte, worüber ſie lange nachzudenken haben wird.

— Macht nichts! . . .

Béla trieb ſeine Pferde vorwärts. Er konnte ſich ja ſeiner Judith anvertrauen.

— Es kann Dir nichts widerfahren; ich beſchütze Dich, ich werde Dich auch tödten . . .

Die Koſaken und der Wagen näherten ſich langſam einander.

Als ſie auf ungefähr fünfzig Schritte an einander gelangten, kommandirte der einäugige Kommandant in ſicherem, rauhem Tone Etwas

ſeiner Truppe; dieſe griff zu den Peitſchen und ſetzte die Pferde in ſchnellere Bewegung — — jedoch blieb die Hälfte zurück, und ließ den Raum für den anrückenden Wagen auf der einen Seite der Chauſſee frei.

Dann ging es ruhig neben einander weiter. Béla pfiff ſich ein Lied, die Koſaken ſangen ſich eins, und machten, als würden ſie einander nicht einmal geſehen haben. Auf der linken Seite der breiten Landſtraße marſchirten die feindlichen Truppen, Kanonen und Munitionswagen in muſterhafter Reihe; die rechte Seite blieb leer; auf dieſer konnte Béla ungeſtört und ungehindert weiterfahren, ohne Jemanden zu begegnen. . . Stundenlang währte es, bis das entgegenkommende Armeekorps vorbeizog; Batterien verſchiedenen Kalibers, glänzende Huſaren- und Uhlanenregimenter auf gleichfarbigen Pferden, eine unabſehbare Reihe Infanteriſten in langen, grauen Röcken, mit ſpitzigen Pickelhauben, Laſtwagen, Sanitätskarren, blanke Stabsoffiziere und zerlumptes Fuhrweſenvolk. Alles dies zog ohne Trompetenſchall und Trommelſchlag ſtille vorüber, kaum drei Klafter von den Flüchtenden entfernt, und Niemand wendete auch nur das Geſicht gegen ſie, als würden ſie für die Marſchirenden unſichtbar ſein, oder als wäre das Ganze nur ein vorüberziehendes Traumgebilde, welches nichts von Demjenigen weiß, der es geträumt hatte.

Auch der Hufſchlag des letzten Nachtrabes verklang, und noch hatte Niemand ein einziges Wort an die Flüchtenden gerichtet.

Die Rettung Béla's grenzte an's Wunderbare, und war doch ſo einfach, wie das Räthſel mit dem Kolumbusei. Ein Reiſender, welcher mit vollem Vertrauen dem Feinde entgegenfährt, bei deſſen Annäherung nicht umkehrt wie die Uebrigen, der ſtets ſeine Ruhe und Gleichgiltigkeit bewahrt, kann keinen Argwohn erwecken.

So viel ſteht jedoch feſt, daß dies ein gewagteres Unternehmen war, als der gewagteſte Sturm auf feindliche Kolonnen! . . . Durch eine ganze ruſſiſche Armee brechen, wenn ringsherum nirgend mehr ein Rettungsweg offen.

Als ſie über das nächſte Dorf hinausgelangten, war die Gefahr vorüber. Da öffnete ſich die endloſe Steppe des Alföld mit der bekannten Bevölkerung; dieſe barg und geleitete die Flüchtenden.

Wer weiß, wo ſie am Ende Ruhe fanden.

Koſtbare Blutstropfen.

. . . . Der kleine hinkende Doktor Melchior hatte ſeit zwei Tagen ſein Zimmer gehütet.

Als er vor dem Nationaltheater auf der Kerepeſcherſtraße einen Koſaken gewahr wurde, wie derſelbe reife, gelbe Gurken aß, war er es, der darüber das Fieber bekam, — möglich, daß nicht die Gurke daran Schuld trug.

Er ging nach Hauſe, verriegelte ſich in ſein Zimmer, ließ die Vorhänge der Fenſter herab, um keinen einzigen Blick mehr auf die Gaſſe werfen zu können. Er wollte von der Welt nichts mehr wiſſen.

Dann nahm er die alten Portraits von den Wänden und ließ deren Rahmen leer ſtehen; heizte die ganze Nacht hindurch mit ſeinen diesjährigen Zeitungen, trotzdem daß es Monat Auguſt und ungemein heiß war.

Am zweiten Tage begann er erſt darüber nachzudenken, was mit ſeinen Patienten geſchehen ſein konnte, die er während ſeiner Klauſur nicht

beſucht hatte. Er hielt es für einen Unſinn, ſich mit anderer Leute Angelegenheiten zu beſchäftigen, wenn einem ſelbſt ſo Großes widerfahren. Und wenn er bedachte, daß Einer ſeiner Patienten an der Angine leidet, der Andere am Typhus darniederliegt, der Dritte ſich im letzten Stadium der Schwindſucht befindet, ſo beruhigte er ſich immer damit, daß alle dieſe weniger Urſache zur Klage haben, als er; und wenn er Desjenigen gedachte, der dem ſichern Tode entgegengeht, ſo hielt er dieſen für den beneidenswertheſten Menſchen der Welt.

Bis in die ſpäte Nacht hinein klopfte man ununterbrochen an ſeine Thüre; er blieb entſchloſſen und verſchloſſen. Die haben es leicht, ſie ſind nur krank, meinte der kleine Doktor.

Einmal jedoch klopfte man ſo beſcheiden, ſo ſanft an die Thüre, daß er es nicht auf ſeine Seele zu nehmen vermochte, auch jetzt nicht zu öffnen. Er ließ den Klopfenden herein.

— Ach, mein Herr Jeſus! — rief er erſchrocken zurücktaumelnd.

Vor ihm ſtand eine Frau mit verſchleiertem Geſicht, geſenkten Hauptes und im Schoße gekreuzten Händen.

Es war Judith.

Melchior hatte ſie auf einen Blick erkannt. Er zog ſie ſchnell in das Zimmer, verriegelte

dann doppelt die Thüre, und flüsterte erschrocken: „Sind Sie es?“

Die Dame nickte mit dem Kopfe und ließ sich müde auf den ersten Stuhl, den sie fand, nieder.

— Sie sind nach Pest gekommen . . . statt in's Ausland zu gehen?

— Ich konnte nicht, und wollte auch nicht; — antwortete die Dame, ängstlich in dem Zimmer umherspähend.

— Und Béla? frug der Arzt beklommen.

— Befindet sich in diesem Augenblicke an einem guten Orte . . .

— Wie lange wird dieser Aug enblick währen?

— Das weiß ich nicht zu bestimmen . . . sagte die Dame. — Ich zittere, wenn ich daran denke; doch wozu zittern, wenn es zu helfen gilt, wenn man helfen muß, und wenn man selbst das Unmögliche versuchen müßte!?

— Wie denken Sie sich diese Rettung? Haben Sie irgend eine Idee?

— Ja. Und deßhalb kam ich zu Ihnen, daß Sie mir an die Hand gehen. Doch stille; lauscht hier Niemand?

— Außer mir befindet sich Niemand im Zimmer.

— Und in diesem Kamin dort?

— Dort kann sich Niemand verbergen, es brennt ja jetzt noch Feuer d'rin.

— Feuer?

— Ja. Es ſind Zeitungen und ſonſtige Druckwerke. — Judith ſpähte mit dem ängſtlich ſcharfen Blicke eines Verfolgten im Zimmer nach jeder Ecke. Plötzlich erblickt ſie neben der Bücheretagere einen Menſchen ähnlichen Gegenſtand, welcher, mit einem weißen Leintuch bedeckt, die Formen des Kopfes, der Achſeln, der Ellbogen und der Kniee deutlich unterſcheiden ließ.

— Dort iſt Jemand verborgen! — rief ſie erſchrocken; — dort horcht Jemand!

Damit ſprang ſie haſtig von ihrem Sitze auf und deutete mit dem zitternden Finger auf die Geſtalt.

— Nein, nein, es iſt Niemand dort, — verſicherte der kleine, lahme Mann in weinerlicher Verwirrung.

— Wer iſt es? Wer iſt dort verborgen?

— Oh, ſehen Sie es nicht an, gehen Sie nicht hin, — jammerte Melchior, die Hände der Dame erfaſſend; aber er hatte nicht die Kraft, ſie zurückzuhalten. Sie riß ſich los, ſtürzte ſich auf die ſchweigende Geſtalt, zog haſtig die ſie bedeckende Hülle weg und taumelte dann, die flache Hand auf die heiße Stirne drückend, entſetzt zurück.

Dieſe horchende Geſtalt war ein einfach menſchliches Gerippe, ein kalter Gegenſtand ärztlicher Studien, ein Mann, welcher das Schweigen

ſich längſt angewöhnt hatte, und welcher das, was er gehört, Niemandem erzählte.

Judith fiel aus einem Schreck in den andern und ſuchte unwillkürlich nach der Hand ihres alten, bewährten Freundes, um ſich auf dieſe Hand zu ſtützen, dann ſtotterte ſie mit athemloſer Stimme:

— Verzeihen Sie. Ich bin ſo ängſtlich. Alles jagt mir Furcht ein.

Der Arzt beeilte ſich, das Gerippe zu verdecken, ſchob es dann hinter den Bücherſchrank und ſagte mit ſtillem Vorwurfe:

— Sie mißtrauen mir?!

— O, wundern ſie ſich nicht darüber; ich fürchte mich jetzt vor Allem. Verzeihen Sie mir; ich werde meinen Fehler gut machen, werde Ihnen Alles erzählen, mein Schickſal in Ihre Hände legen. Sie ſollen es ſehen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe.

— Sagen Sie mir nur, ob ſich Béla in Sicherheit befindet.

— Gegenwärtig ja. Aber wie lange wird das währen? Jede Minute kann er verrathen werden. . . . Soll ich denn ewig für ſein Leben zittern? Ihn ſtets als Flüchtling wiſſen? . . . Soll er ein Begrabener ſein, für deſſen Leben ich bete? Ach, das führt zum Wahnſinn! Ich muß ihn befreien, und Sie werden mir dabei behilflich ſein.

Melchior verſprach Alles zu thun, was Judith von ihm verlange.

— Verſprechen Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig iſt, Alles zu thun, was ich von Ihnen verlangen werde?

— Alles, Alles! ... ich verſpreche es Ihnen bei dem Angedenken meiner Mutter! — beeilte ſich Melchior zu erwidern, indem er warm die Hand der Gattin ſeines Freundes drückte.

— Nun, ſo erfahren Sie denn, was ich wünſche. Im Augenblick iſt Alles verloren. Es gibt nur einen einzigen ſichern Ort noch: Komorn.

— Komorn wird auch kapituliren.

— Ich weiß es. Jedoch iſt das Schickſal Derjenigen, welche in Komorn ſind, geſichert, ihr Leben geborgen; es kann ſie keine Gefahr ereilen.

Im Gehirn Melchior's blitzte ein Freudenſtrahl auf.

— Dort ſollte Béla ſein!

Judith antwortete niedergeſchlagen.

— Dorthin kann er nicht mehr.

— Iſt er zu weit entfernt? — frug der Arzt traurig.

— Sehr weit. ... Und ich würde es ihm auch nicht erlauben, den Verſuch zu machen, in die Feſtung zu gelangen... Ich brauche hiezu jemand Andern. Während dieſer Zeit darf er den Ort nicht verlaſſen, wo ich ihn geborgen.

— Was ſoll denn alſo geſchehen?

— Es muß ſich Jemand anſtatt ſeiner unter die Feſtungsbeſatzung einſchreiben laſſen; muß ſich in ſeinem Namen melden, einen Paſſierſchein auf ſeinen Namen erlangen.

Melchior betrachtete ſeufzend ſeinen lahmen Fuß, als würde er ihm Vorwürfe machen wollen, und murmelte in ſich hinein: wäre ich nur nicht lahm, ich würde es thun. . .

— Béla hat gute Freunde dort; — tröſtete er Judith.

— Das wird ihm wenig nützen. Wer würde es denn unternehmen, auf ſich ſelbſt zu vergeſſen, um ſich eines abweſenden Freundes zu erinnern? Wer würde den letzten rettenden Balken, den er aus dem Schiffbruche erhaſcht, dem untergehenden Freunde überlaſſen?

— O, ſprechen Sie alſo, was ſoll ich hier thun? — rief der Arzt in peinlicher Spannung.

— Merken Sie gut auf. Ich bin einundzwanzig Jahre alt; Béla zählt dreiundzwanzig. Wir ſtehen beinahe im gleichen Alter. Er iſt als Mann mittlerer, ich als Frau hoher Statur. Wenn ich mich zwei Tage hindurch den Strahlen der Sonne ausſetze, wird mein Geſicht ebenſo gebräunt, wie das ſeine. Ich ſelbſt will nach Komorn als Frau hineingelangen, und dort mich unter Béla's Namen als Mann in die Armee einſchreiben laſſen und ſo zurückkehren.

— Wohin denken Sie?!..

— Bitte! Widerſprechen Sie mir nicht. Ich habe nicht deshalb ſo viele Nächte mit dieſem Gedanken durchwacht, daß mich Jemand mit einem kurzen Einwurf in meinem Entſchluſſe ſtören ſoll. Ich will es ſo, und es muß gelingen. Wollen Sie mir behilflich ſein?

— Dann müſſen Sie ſich von Ihrem ſchönen, langen Haare trennen, — ſagte Melchior ſchwärmeriſch.

— Das iſt ſchon geſchehen, — erwiderte Judith, ihren Hut vom Kopfe nehmend.

Zu jener Zeit war es Mode, daß die Männer ihr Haupthaar bis auf die Haut geſchoren trugen. Auch der Kopf Judith's hatte dieſe Friſur.

Dem guten Melchior traten die Thränen in die Augen, als er an die ſchwarzen, wallenden Locken dachte, welche auf der Bühne den Boden kehrten, wie man Judith, als zum Tode verurtheilte Königin, zum Richtplatz führte.

— Wie kann man einen Mann lieben! — ſeufzte er.

Judith lächelte, als ſie den Hut herabnahm.

— Sie haben für Béla eine Welt vernichtet, — ſagte der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

— Das Haar wird wieder wachſen....

Dies Alles ist jedoch nicht genug. Die Passierscheine werden mit der betreffenden Personsbeschreibung ausgefüllt. . . . Sie werden sich erinnern, daß auf der Stirne Béla's eine lange Narbe sichtbar ist.

— Ich erinnere mich. War doch ich der Arzt, welcher ihn nach dem Duell behandelte.

— So werden Sie sich auch erinnern, welche Richtung die Narbe hat, und wie groß sie ist.

— Habe doch ich sie verbunden!

— Gut, nun machen Sie also einen gleichen Schnitt auf meine Stirne.

— Um Gottes Willen! . . Was verlangen Sie da von mir.

— Ich verlange, daß Sie erfüllen, was Sie mir versprochen. Einen Schnitt auf meine Stirn mit sachkundiger Hand.

— Ach, Sie treiben Scherz mit mir. Ich soll diese schöne alabasterne Stirne ritzen? mit scharfem Eisen, wenn auch nur so tief, als wäre es mit der Spitze einer Nadel geschehen? Ich soll dieses Antlitz blutend sehen von meiner Hand? Nimmermehr! Und verflucht sei die Hand, welche es vollziehen würde.

— Ich bitte Sie, diesen Fluch zurückzunehmen, sonst ist es möglich, daß Sie meine eigene Hand verflucht haben, .. denn wollten Sie mir

etwa den begehrten Dienſt nicht erweiſen, ſo müßte ich die Operation ſelbſt vornehmeu, und dann wäre es wohl möglich, daß meine ungeübte Hand eine tiefere Wunde, und vielleicht nicht in der erforderlichen Richtung ſchneiden würde, was für mich inſoferne ſchmerzlich wäre, als ich nicht viel Zeit habe, mich mit dem Wundfieber zu befaſſen.

Melchior gerieth in Verzweiflung, er mußte einſehen, daß ſich gegen dieſe Frau nichts ausrichten ließ.

— Nun, mein lieber Freund, wollen Sie mir dieſen Dienſt erweiſen?

Bei dieſen Worten ließ ſich Judith ruhig und kalten Blutes in jenem Armſtuhl nieder, in welchem Melchior ſeine Operations-Meiſterwerke zu verrichten pflegte, den Kopf an den Kiſſen des Stuhles gelehnt, blickte ſie mit ihren großen, ſprechenden Augen den Arzt an, welcher, von dieſem Blicke bezaubert, ſich ganz dem Willen der Dame untergeordnet fühlte . . . und er vollzog die Operation.

Judith konnte erſt nach acht Tagen die Binde von der Stirne entfernen; auf der marmorweißen Glätte dieſer Stirne zeigte ſich ein roſenrother Streifen, eine vernarbte Wunde. Auch dieſe verunſtaltete ſie noch nicht, hob vielmehr deren Schönheit hervor.

Sieben Tage hindurch meldeten die Theaterzettel ihre Krankheit; am achten mußte ſie

auftreten. Die Narbe hatte die Bühnenſchminke verdeckt, das Publikum konnte ſie nicht bemerken, und unter den Schauſpielern gab es nie Verräther. Letztere treiben viel Gehäſſigkeit untereinander, ſie verleumden, intriguiren; iſt aber Jemand von patriotiſchem Schmerze geplagt, ſo achtet ihn dieſes Völkchen und hütet ihn vor Freund und Feind, dem Nebenbuhler, ſei es Weib oder Mann, vor den Künſtlern, Pfuſchern, Souffleuren und Theaterdienern. Niemandem von dem Theatervolke fiel es ein, über Judith's Narbe zu ſprechen, trotzdem dieſelbe hundert und hundert Menſchen ſtundenlang betrachten konnten.

Als ſie nach der Vorſtellung aus dem Theater ging, trat ihr am Thor ein Mann im blauen Dolmány entgegen und redete ſie an:

— Guten Abend, gnädige Frau!

Zu jener Zeit, und überhaupt in jenen Tagen, war die Kerepeſcherſtraße zehn Minuten nach der Vorſtellung beinahe gänzlich menſchenleer; nur der einförmige Tritt der Patrouillen begleitete das erſterbende Abendgeräuſch. Judith war nur von ihrer Magd begleitet.

Sie erkannte jedoch an der Stimme den Mann, welcher ihr den Abendgruß geboten.

— Sind Sie es, Kápor?

— Sie haben mich erkannt, gnädige Frau? — ſagte der Angeredete in freudigem Tone. — Und doch haben Sie mich ſo lange nicht geſehen.

— Sie waren ja ſo oft im Hauſe meines Vaters, als ich noch ein Kind geweſen, und haben mich ſo oft auf Ihren Knieen geſchaukelt.

— Auch deſſen erinnern Sie ſich noch? Sie waren damals ſo klein, und doch ſchon ſo verwegen; wenn ich Sie in die Schaukel ſetzte, riefen Sie da nicht in Einem fort: Treiben Sie beſſer an, Kápor bácsi, treiben Sie die Schaukel bis in den Himmel hinauf! Während ich in Einem fort jammerte: Ach, Fräulein Juczi, geben Sie, Acht um Alles in der Welt, Sie fallen herab! Ach mein Gott und Herr!

— Und bin dennoch ſelbſt bis jetzt noch nicht herabgefallen, — erwiderte Judith mit feſtem Tone.

— Gott gebe es! — ſeufzte Kápor. — Ich kam die gnädige Frau hier aufzuſuchen, weil ich nicht in Ihre Wohnung gehen wollte, denn ich bin ſelbſt nicht dreizehnpröbig. Sie verſtehen mich ja? Da ich aber morgen in früheſter Zeit heimreiſen will, ſo wollte ich nur fragen, ob Sie der alten gnädigen Frau keine Nachricht zu geben haben?

— Sind Sie mit einem Wagen hier?

— Verſteht ſich. Belieben ja zu wiſſen, da wir uns über Magyarát hinaus begegneten. Ich ſah Sie jedoch nicht, ich wußte von Nichts, wechſelte mit Niemandem ein Wort darüber, da ich gut weiß, worüber ich zu ſchweigen habe. Auch

will ich Sie nicht viel mit Fragen beläſtigen, nur ſo viel möchte ich erfahren, was ich zu ſagen haben werde, wenn ich zu Hauſe, von meinem Wagen ſteige, und die gute alte Frau an mich herantritt und jene Frage, welche ſie an Hunderte ſchon gerichtet, auch an mich ſtellt, ob ich da mit „Ja" oder „Nein" antworten ſoll.

Sie gelangten während dieſes Geſprächs bis zur Wohnung Judith's, ſie ſchickte ihre Magd voraus, dann ergriff ſie die ſchwielige Hand des Fuhrmanns und drückte dieſe mit inniger Wärme.

— Sind Sie allein?

— Ganz und gar allein.

— Möchten Sie nicht meine Magd nach Komorn hineinführen?

Kápor ſchien die Frage ein wenig zu apprehendiren.

— Wenn Sie in Ihre Magd größeres Vertrauen als in mich ſetzen. . .

— Es iſt nicht wegen des Vertrauens, ſondern weil der Dienſtbote wieder zurückkehren muß.

— Das iſt was Anderes. Mit tauſend Freuden thue ich es.

— Um wie viel Uhr fahren Sie?

— Ich möchte wohl ſchon um zwei Uhr nach Mitternacht aufbrechen, will aber auf Ihren Dienſtboten warten, da ich weiß, daß ſo eine ſtädtiſche Magd nicht zeitlich aufzuſtehen pflegt.

— Fürchten Sie nichts. Sie wird um zwei Uhr eintreffen. Wo ſind Sie eingekehrt?

— Ziemlich weit draußen, bei den „zwei Böcken.“ Ich würde gerne mit dem Wagen hier vorfahren, aber es könnte uns Jemand bemerken.

— Sie haben Recht. Die Magd wird Sie aufſuchen. Nun will ich Ihnen ihre Kleidung beſchreiben, damit Sie ſich in der Perſon nicht irren. Auf dem Kopfe ein rothes Tuch, am Leibe ein buntes Mieder und einen blauen Rock. Auch an der Ausſprache wird ſie kenntlich ſein, da ſie im Komorner Dialekt ſpricht.

— Na, das freut mich um ſo mehr. Schicken Sie ſie mir wann immer, ich werde auf ſie warten.

— Ich danke Ihnen, lieber Kápor, Gott ſegne Sie.

— Auch Sie behüte Gott.

Der Fuhrmann wechſelte einen warmen Händedruck mit der Tochter ſeines einſtigen Herrn, die während zweier Jahre ſo Vieles vom Wechſel des Schickſales zu erdulden hatte. Und bis der alte Mann aus der innern Stadt zu ſeinem vorſtädtiſchen Gaſthauſe gelangte, hatte er Muße genug über Verſchiedenes nachzudenken. „Du guter Gott, — murmelte er, — wie doch Alles in der Welt ſo veränderlich iſt! . . . Einſt das herrliche, fröhliche Leben zu Hauſe, . . . dann die ſo unverhofft erfolgte ſchwere Stunde des Unglücks! . . Die Tochter des hohen, ſtolzen Herrn verſtoßen

und auf der Bühne, . . . wo ſie auch Ruhm und Achtung erntet, um das zu erſetzen, was ſie verloren; die glänzenden Tage; der berühmte Gatte; dann die große, ungeheuere Finſterniß, welche Alles verdeckt, Alles, Alles . . . .“

Der Mann mit der ſchwieligen Hand fühlte es jedoch auch, daß ſelbſt durch dieſe Finſterniß etwas leuchtet, etwas, wie zwei Sterne: deren einer die Treue der liebenden Gattin, der andere der unverwelkbare Lorbeer, welchen die Kunſt um ihre Stirne gewunden. . . .

Káspor hatte die gute Gewohnheit, dort einzuſchlafen, wo er den Kopf hingelegt. Als er in den Gaſthof gelangte, legte er ſich in ſeinen Wagen und ſchlief, bis es Zeit war zu erwachen. Er hatte keine Uhr, erwachte aber dennoch pünktlich, wenn es Zeit war, die Pferde zu füttern. Dieſe Zeit war ein Uhr Nachts.

Während die Pferde das Futter fraßen, zündete ſich Káspor ein Pfeifchen an und lehnte ſich mit dem Rücken an den Thorpfoſten des Gaſthauſes zu den „zwei Böcken“, um auf die Magd Judith's zu warten. Er benützte dieſe Zeit dazu, um am beſtirnten Himmel den Gang des großen Bären zu ſtudiren.

Kaum hatte es jedoch im Thurme der Joſefſtädter Kirche drei Viertel nach Eins geſchlagen, als ſich eine Geſtalt ihm näherte, mit einem rothen Tuche auf dem Kopfe, im blauen

Rocke. In der Hand trug ſie ein kleines Bündel; . . . ſie kam ganz allein.

Kápor wollte ihr zuvorkommen und grüßte ſie von Weitem:

— Guten Morgen, Schweſterchen! Suchſt wohl den Andreas Kápor, nicht wahr? . . . das bin ich! . . .

— Gott gebe auch Euch einen guten Morgen! — erwiderte das Mädchen in unverkennbarem Komorner Dialekt; — bin ich nicht zeitlich genug gekommen?

— Haſt Du Dich in dieſer finſtern Nacht nicht gefürchtet, daß Dich Jemand anhält?

— Na; dem hätt' ich die beiden Augen ausgekratzt.

— Biſt ein braves, tüchtiges Mädel. Komm, hier iſt mein Wagen; klettere in den Sitz hinein; ich will nur noch die Pferde tränken, dannn ſpanne ich an, und wir fahren in Gottes Namen. Es iſt beſſer, dieſe Stadt im Dunkeln zu verlaſſen . . . Gehſt Du gerne nach Hauſe?

— Na, und wie . . .

— Hm! Zu Hauſe ſieht es aber jetzt ſehr garſtig aus. Iſt Alles abgebrannt. Auch mein Haus hat nur ein Stückchen Nothdach, in den übrigen Theil gucken die Sterne hinein . . .

Dabei half er der Magd in den Wagen, denn das Aufſteigen war mit viel Schwierigkeiten verbunden, bis man in den Strohſitz ober

der hintern Axe gelangen konnte. Doch das Mädchen verstand sich auf das Klettern vortrefflich; man sah es, daß sie armer Leute Kind sei.

Kápor tränkte dann seine Pferde der Reihe nach, spannte an, rief den Wirth, zahlte seine Zeche; bei Aufzählung der verschiedenen Sachen, die er zu bezahlen hatte, sich jener halsbrecherischen Partizipien bedienend, welche er bei ernsteren Gelegenheiten anzubringen pflegte. Dann ließ er noch einen tüchtigen Schluck unentfuselten Trebers in den Schlund hinabgleiten, schwang sich mit Leichtigkeit in den Sitz und jagte über das furchtbar holperige Pflaster, durch krumme Gassen, in denen es selbst im Hochsommer Koth- und Sumpflachen gab, und wo nur an den Ecken ein primitiver Versuch einer Beleuchtung mittelst schmieriger Oellampen vorgenommen wurde. Das genierte Kápor nicht, er jagte schnell vorwärts. Das Mädchen, welches sich mit beiden Händen festhalten mußte, um nicht vom Wagen geschleudert zu werden, riskirte die Frage:

— Kápor Bácsi! haben wir uns nicht verirrt?

— Schweig', Schwesterchen; ich weiß es schon, wo ich fahre. Denn siehst mein Kind, wir müssen dort hinausgelangen, wo die Stadt keinen Mund hat.

— Aha! Ich verſtehe ſchon. Ihr habt keinen Paß.

— Werde auch keinen haben, und doch will ich hinausfinden.

Dann fuhr er noch in verſchiedenen Windungen, durch verſchiedene übelduftende Gaſſen, welche nur an bretternen Planken vorbeiführten, und gelangte ſchließlich an einer langen Reihe von Düngerhaufen vorüber, glücklich in jenes Sandmeer, welches die Hauptſtadt Ungarns an allen Flanken beſpült.

Hier nahm ſie eine wohlwollende Akazienallee auf; als ſie auch über dieſe hinaus waren, trat ihnen ein breiter Graben, und jenſeits des Grabens ein Damm entgegen; dieſer Damm war die Landſtraße.

— Halte Dich feſt, Schweſterchen, und fürchte nichts, — brummte Käpor neben dem Pfeifenrohre, das er zwiſchen die Zähne gepreßt hatte, hervor, — halte Dich feſt. Damit hieb er in die Pferde und ſchwang ſich mit ſeinem Fuhrwerk mit bewundernswerther Geſchicklichkeit über den Graben und hinauf auf die Landſtraße, ohne daß an ſeinem Zeug etwas geriſſen oder gebrochen wäre.

Als ſie auf der Landſtraße waren, wies er mit der Spitze ſeines Peitſchenſtieles nach rückwärts.

— Siehſt Du die Lampe, da hinter uns?

Das iſt die Mauth. Der ſind wir ſchon ausgewichen. Jetzt haben wir nichts mehr zu befürchten. . . . Die Pferdlein werden jetzt von ſelbſt ſchön langſam vorwärts traben, und nun können wir plaudern. Doch ſiehe da, ich habe nicht einmal noch um Deinen Namen gefragt.

— Ich heiße Derzſi. Kennen Sie mich denn nicht? Bin die Tochter des Hußáren vom gnädigen Herrn.

— Ach, wahrlich, Du biſt es. Ach, daß ich Dich nicht gleich an der Stimme erkannte; obwohl ich mir gleich dachte, daß ich ſie einmal ſchon gehört haben mußte. Alſo Du biſt Derzſi, die Tochter des Hußáren. Wo befindet ſich Dein Vater jetzt?

— Auch er kam nach Peſt, um einem Zeitungsſchreiber zu helfen.

— Was, einem Zeitungsſchreiber zu helfen? Etwa die Zeitung ſchreiben helfen?

— Nein. Um in der Stadt auszutragen, was er geſchrieben; aber auch dem geht's jetzt ſchlecht. Sein Herr, na Ihr wißt es ſchon, ging ein wenig auf Reiſen. Jetzt ſchreibt Niemand Zeitungen.

— Recht haben's . . . Wie geht es Dir bei Deiner Frau, he? . . . härmt ſie ſich ſtark ab, dei Arme?

— Hört Ihr, Kápor Bácsi, ich erſuche Euch nur um das Eine, mich nicht über meine

Herrin zu befragen; als ich von ihr ging, habe ich es ihr gelobt, zu keiner Seele von ihr zu ſprechen; und Ihr wißt, daß ich ein ehrliches Mädel bin und mein Wort zu halten pflege.

— Da thuſt Du Recht daran, — ſagte Kápor zuſtimmend, und damit er das Mädchen nicht noch einmal in Verſuchung bringe, ihr Wort zu brechen, ſchloß er den Deckel ſeiner Pfeife feuerſicher zu und gönnte ſich ein Schläfchen, wie es Fuhrleute gewöhnt ſind.

Deshalb geſchah jedoch kein Fehler. Die Pferde trabten gleichmäßig fort; kam ein Wagen entgegengefahren, ſo raffte ſich Kápor empor und ſagte ſeinen Pferden etwas ganz im Geheimen, worauf dieſe ſchön auswichen; bemerkte er am Nachlaſſen des Leitſeils, daß eines oder das andere ſeiner Thiere weniger anzog, ſo zankte er das Säumige in aller Stille aus, als wollte er es vor dem andern nicht beſchämen. Zuweilen fiel es ihm auch ein, ſeine Autorität zu zeigen, da griff er nach der Peitſche, und ſchwang dieſelbe über beide Rößlein, welche dann im ſcharfen Trabe ausgriffen, daß der Staub in dichten Wolken aufwirbelte; dann legte er ſie wieder ruhig bei Seite und that einen tüchtigen Zug aus ſeinem Kulacs, indem er dabei meinte, daß man ſonſt ſehr leicht einſchlafe. Bei ſolcher Gelegenheit trug er auch ſtets dem Mädchen einen Schluck an, was dieſe aber dankend ablehnte,

da ſie nicht gewohnt war, geiſtige Getränke zu ſich zu nehmen.

Zeitweiſe begann er wieder, um ſich den Schlaf zu vertreiben, ſeiner Reiſegefährtin ſeltſame Geſchichten aus ſeinem vielbewegten Leben zu erzählen, die ihm mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte und nach Art der Mädchen, wo es eben nothwendig erſchien, lachte oder ſeufzte.

Ueber Waitzen hinaus hielt er bei der Csárda eines kleinen Dorfes, um ſeine Pferde zu tränken; bei dieſer Gelegenheit langte er in ſeinen Schnappſack, um Schinken und Brod herauszuholen, womit er auch ſeiner Reiſegefährtin aufwartete, welche es freundlich annahm und mit beſtem Appetit aß.

— Na, wenn Du ſchon keinen Wein trinkſt, ſo will ich Dir wenigſtens dieſen grünen Krug mit Waſſer aus dem Brunnen anfüllen, — ſagte Kápor, und es gefiel ihm außerordentlich, wie das Mädchen auf ſo echt Komorner Weiſe an der Warze des ſeltſam geformten Kruges ſog, bei deſſen Beſchaffenheit man immer darauf zu achten hat, daß man ſich das Waſſer durch die Halsöffnung des Gefäßes nicht in's Geſicht gieße.

— Wie man's Dir anſieht, daß Du ein Komorner Mädchen biſt! . . Was man aber auch ſagen wolle, ſchön biſt Du geworden, ſehr ſchön, ſeitdem Du in der großen Stadt biſt; umſonſt, in dieſem Peſt kann man halt die Mädchen ſo

echt herrichten. In Komorn wird Dich ſicher Niemand erkennen.

— Wird man mich wirklich nicht erkennen? — frug das Mädchen naiv kichernd.

— Nicht um eine Welt!

— Auch Ihr würdet mich nicht erkannt haben?

— Hätteſt hundertmal an mir vorüber gehen können; nie hätte ich geſagt, daß ich Dich jemals geſehen.

— So? — rief das Mädchen mit ganz anderer Stimme und anderem Blicke im Auge. — Ich danke Euch, mein Freund, dies tröſtet mich ganz und gar.

Unſerem Freunde Kápor fiel die Pfeife aus dem Munde, als er dieſe Stimme hörte. Er warf einen ſchnell prüfenden Blick auf die Redende, zog ſchnell für eine Minute ſeine Mütze, ſetzte dieſelbe eben ſo haſtig auf, ſchirrte ſeine Pferde an, ſprang auf ſeinen Sitz und jagte, ohne ein Wort zu ſprechen, mit raſender Eile aus dem Dorfe, wie nur die Pferde laufen konnten.

Als ſie ſchon in gehöriger Entfernung von allen menſchlichen Wohnungen waren, drehte er langſam ſeinen Kopf, und ſprach die zwei Worte:

— Gnädige Frau! . . .

Mehr konnte er nicht hervorbringen. Nur deutete er durch ſeine Handbewegungen, ſein Kopfnicken, durch das Zwinkern der Augen und

Aufziehen ſeiner Schultern an, daß Alles gut . . . ſehr gut, in der beſten Ordnung ſei.

Das Mädchen in der Verkleidung einer Magd war Judith ſelbſt.

Und alles dies hatte Kápor bis jetzt nicht bemerkt, ſo gut gelang die Verſtellung. . . .

Nun . . . es war eben ihr Fach. . . .

„Muß ſein.“

Herr Andreas Kápor konnte es zwar nicht errathen, welche Urſache Judith habe, in die Feſtung zu gelangen, doch redete er ſich ein, daß dieſe eine wichtige ſein müſſe. Selbſt als Fuhrmann hatte er ſo viel Art, es einzuſehen, daß eine Frage hier nicht am Platze wäre.

Anderſeits trug er mit vollſtem Vertrauen Judith ſeinen Operationsplan vor, wie man in eine von allen Seiten umzingelte Stadt hinein könne.

— Es wird bereits Nacht ſein, bis wir auf den Mátyás-Grund gelangen. Zum Glück ſind die Neutra und Zsitva jetzt ſo ſeicht, daß wir den Brücken, auf welchen gewiſſe Vorpoſten ſtehen, ausweichen können, indem wir durch das Bett des ſeichten Fluſſes fahren. Dann wenden wir uns abwärts gegen Füzes, dort wohnen ehrliche Fiſchersleute, die ſämmtlich „gute Menſchen“ ſind. Nach Mitternacht ſetzen uns dieſe mittelſt ihrer Kähne über die Waag; Pferd und Wagen

bleiben bei meinem Gevatter zurück. . . . Ich weiß, daß Sie ſich vor dem Waſſer nicht fürchten.

— Nein, ich fürchte mich nicht.

— Ich wußte es ja. Sie fürchten ſich weder vor dem Waſſer noch vor dem Feuer. Um ſo beſſer. Fahren wir denn in Gottes Namen.

An den Csárda's, wo ſie anhielten, redete Kápor ſtets in einem Tone mit Judith, als wäre dieſe ſeine Magd; einmal ließ er ſie ſogar den Waſſereimer vor den Pferden halten, bis er ſelbſt den Hafer durchgereutert hatte. Niemand konnte auch nur den Argwohn faſſen, daß dieſe Weibsperſon eine Dame ſei.

Ueber Bátorkeßi hinaus bog Kápor von der Landſtraße ab, und fuhr an Weingärten vorüber durch Feldwege in den verſchiedenartigſten Krümmungen, machte aber die hiedurch entſtandene Verſäumniß dadurch gut, daß er über Wieſen und Hutweiden thurmgerade auf das Ziel losfuhr, ohne ſich um Bäche oder kleinere Flüſſe zu kümmern. In dieſer Gegend kannte er ſchon jeden Strauch und jeden Stein.

Wie er's vorausgeſagt, war es bereits dunkle Nacht, als ſie an den Pappelwald und an die Trauerweiden-Allee des Dörfchens Füzes gelangten.

Es war aber auch die höchſte Zeit, in die Nähe von Menſchenwohnungen zu gelangen, denn am Himmel bereitete ſich ein Gewitter vor. Vom

Süden zogen ſchwere Wolken heran, von momentanen Blitzen unheimlich beleuchtet.

— Macht nichts, — brummte der alte Kápor, gegen das nahende Gewitter blickend. — Wenn die Nacht ein wenig trübe wird, kommen wir um ſo ſicherer an's andere Ufer. Fürchten das Gewitter nicht? — frug er dann, ſich an Judith wendend. — Doch, was frage ich da wieder, Sie haben ja nie Furcht: weder vor dem Feuer, noch vor dem Waſſer, weder vor dem irdiſchen, noch vor dem himmliſchen Kampf. Gott hat Ihre Seele geſtärkt.

Als ſie vor dem Fiſcherhauſe anhielten, fielen ſchon die erſten ſchweren Tropfen auf das Schwingendach des Wagens. Im Hauſe hatte man bereits Licht angezündet. Kápor wendete ſich an Judith und ſprach: Derzſi, mein Kind, bleibe Du einſtweilen im Wagen, bis ich hineinſehe, was es für eine „Luft“ da d'rinnen gibt. Bin im Augenblick zurück, fürchte nichts.

Damit ſprang er von ſeinem Sitze und verſchwand durch die Thüre des Fiſcherhäuschens.

Während die ſchweren Tropfen aus dichten Wolken mit monotonem Geräuſch auf die dürre Erde fallen, und ſpäter der Wind ſein zorniges Lied durch die Pappeln pfeift, und während Kápor da d'rinnen mit ſeinem Gevatter berathſchlagt, haben wir Zeit, eine kurze linguiſtiſche Studie für uns anzuſtellen, wie das zuweilen bei

Nervenkranken zu geſchehen pflegt, wenn ſie die langen, ſchlafloſen Nächte mit Löſung von hirnverwirrenden Aufgaben zubringen.

Die ungariſche Sprache beſitzt einen bekannten Ausdruck, welchen ſie im gewöhnlichen Leben ſeit lange ſchon als den ihren betrachtete, obwohl die Wiſſenſchaft nichts von ihm weiß, kein Wörterbuch ihn noch inartikulirte, kein Dichter oder Schriftſteller niederſchrieb; und dennoch lebt und bewegt er ſich in den Reihen der autophtonen Wörter, bald als Haupt-, bald als Zeit- oder Beiwort, bald figurirt er wieder als Adverb oder Interjektion. Als Zeitwort duldet er keine Konjugation, als Hauptwort keine Deklination, und als Beiwort keine Komparation. Weder voran, noch hinten iſt ihm eine Präpoſition anſetzbar.

Dieſes außerordentliche, unabänderliche, über Alles ſich erhebende Wort heißt im ungariſchen: „muszáj.“ Linguiſten wiſſen es ſehr gut, daß es von den beiden deutſchen Wörtern: „muß ſein“ abſtammt.

Nicht nur die ungariſche, ſondern ſelbſt jede Sprache römiſchen Urſprungs, iſt zur Wiedergabe dieſes Wortes in ſeinem vollſten Sinne zu arm.

„Debet, — opportet, — il faut, — deve u. ſ. w. bedeuten: „es ſoll.“

Das „ſoll“ iſt noch kein ſo großer Herr. Mit dem läßt es ſich ſprechen, dem kann man noch entgegenwerfen: wenn es denn doch nicht

ſein ſoll, wenn es nur ſein ſollte, — es ſoll, wenn möglich; aber vor dem furchtbaren: „Muß ſein“ verſchwindet jeder menſchliche Einwurf; vor dieſem gibt es kein Verhandeln, keine Unmöglichkeit; es läßt nicht mit ſich ſtreiten, duldet keinen Aufſchub und keine Kapazitation, es läßt ſich nicht verſchieben, denn: was „ſein muß“ — „muß ſein“.

Der ganze Krieg der Linguiſten gegen dasſelbe iſt vergebens, das Wort lacht ihnen in's Geſicht. Ein ſehr altes Sprichwort ſagt: Das „Muß ſein“ erſäuft nie in der Donau. — Das „Muß ſein“ iſt unſterblich. . . .

. . . . . Unterdeſſen trat Kápor aus der Hütte.

Der Regen fiel ſchon in Strömen; der Donner rollte mit zornigem Gebrüll durch die Nacht; es war ein Wetter, wo man keinen Hund vor die Thüre ſetzt.

Kápor ſteckte ſeinen Kopf unter der Plache in den Wagen hinein, und ſagte leiſe zu Judith:

— Fürchten ſich die gnädige Frau auch vor böſen Nachrichten nicht?

Judith ſchauderte. Doch ſtärkte ſie ihr Herz, und antwortete:

— Ich fürchte mich vor gar Nichts.

— Nun hören Sie alſo die erſte Nachricht. Wir können nicht über die Waag, da man alle

Kähne, Schiffe und Flöſſe mit Beſchlag belegte und ſtrengſtens bewacht.

— Alle? Alle?

— Ein einziger „Seelenträger" iſt verſchont geblieben am Boden meines Gevatters. Es iſt dies ein aus einem Baumſtamm gehöhltes Fahrzeug; wer würde ſich in dieſem auf den Fluß wagen?

— Ich!

— Dann, — fuhr Kápor fort — erzählt mir mein Gevatter als etwas Sicheres, daß die Kapitulation bereits unterzeichnet ſei, und die Feſtung ſchon morgen übergeben wird.

— Mein Gott! — rief Judith.

— Wohl Denen, die da drinnen ſind, die können frei ausgehen, und werden nie zur Verantwortlichkeit gezogen.

— Oh, mein Gott, mein Gott! ... Umſomehr muß ich noch in dieſer Nacht in die Stadt hinüber.

— Ich habe dies meinem Gevatter geſagt, er gab aber zur Antwort, daß es entſchieden unmöglich ſei.

— Laſſet mich. Ich werde ſelbſt mit ihm reden — ſagte Judith, haſtig vom Wagen ſteigend.

Kápor half ihr in ängſtlicher Verzweiflung beim Herabſteigen. Er hätte ſie ſo gerne mit etwas zugedeckt, damit ſie nicht naß werde, doch Judith achtete auf den Regen nicht.

Als ſie von der Küche des niedrigen Fiſcherhäuschens in das Wohnzimmer trat, ſah ſie einen hohen Mann mit weißen Haaren vor ſich ſtehen.

— Das iſt mein Gevatter, — ſagte Kápor.

— Ich flehe Euch bei Gott an, — rief Judith mit gefalteten Händen — ſchafft mich noch dieſe Nacht in die Stadt hinein.

— Das kann nicht ſein, — gab der alte Fiſcher zur Antwort, indem er ſein greiſes Haupt ſchüttelte. — Selbſt wenn ich meinen Kahn hätte, wäre es Verſuchung Gottes, in dieſem Wetter ſich dem Fluſſe anzuvertrauen. Was mich anbelangt, würde ich mich um mein Leben wenig ſcheren, heißt ohnedem nichts mehr: aber die Gefahr eines Andern kann ich nicht auf meine Seele nehmen. . . Uebrigens hat man mir ja auch meinen Kahn genommen.

— O, ich weiß es, daß Ihr noch einen am Boden habt.

— Dieſen „Seelenkränker“? Der iſt nicht für dieſes Wetter. . . Was iſt dieſer Kahn? Eine Nußſchale für dieſen Sturm. In den wird ſich keine Chriſtenſeele heute wagen.

— Hört Ihr mich an, Alter! Seht, ich bin nicht arm. Will mich vor Euch nicht verſtellen. Hier habt Ihr meine Börſe, meinen Schmuck. . . . Alles gebe ich Euch, nur führt mich über den Fluß.

— Danke, gnädige Frau. Ich handle nicht aus Habgier. Aber es kann nicht ſein. Sollten Sie mir alle Schätze der Welt, ſelbſt die, welche noch im Schoße der Erde verborgen liegen, anbieten, ſo würde ich doch kein Ruder in dieſer Nacht in die Hand nehmen. Wegen meiner ſoll Niemandens Witwe oder Waiſe weinen. . . . Und wozu auch dieſe Eile? Morgen werden die Thore geöffnet, und da kann ein Jeder frank und frei hineingehen.

— O, dann wird es zu ſpät ſein; dann iſt Alles umſonſt. O, daß ich es doch nicht ſagen kann, wie es iſt. Mein Gott, mein Gott!

Judith ging weinend und händeringend im Zimmer auf und ab, und ſuchte mit allen möglichen Bewegungen dem Fiſcher etwas begreiflich zu machen, was ſie mit Worten hier nicht ausdrücken durfte. Der Fiſcher zog die Achſeln in die Höhe und legte wiederholt die flachen Hände auf die Bruſt, wie Einer, der ſich entſchuldigt.

— Hört mich an! —ſprach Judith plötzlich, vor dem alten Manne ſtehen bleibend — Ihr ſagtet ſo eben, daß Ihr Niemandens Tod auf Eure Seele laden wollt. Nun wißt alſo, daß es das Leben zweier Menſchen koſten wird, wenn Ihr mich nicht allſogleich in die Stadt hinüber führt; . . . dieſe zwei Leben ſind das meinige und das meines Gatten. Wenn wir uns in die bevorſtehende Gefahr wagen, kann uns Gott helfen und

glücklich hinübergeleiten; wenn ich mich aber zurückſchrecken laſſe, dann wird mich die andere Gefahr tödten, und zwar auf eine erſchreckliche Weiſe. Ich muß in die Feſtung! . . .

Dieſe Worte waren im Tone der Verzweiflung geſprochen; der alte Fiſcher faltete die grauen, ſtruppigen Augenbrauen und hielt ſeine ſchwielige Hand vor den Mund. Da platzte plötzlich Kápor mit der mühſam zurückgehaltenen Sprache heraus.

— Verſteht Ihr es denn nicht, Gevatter? Es „muß ſein", daß die gnädige Frau heute noch in die Feſtung gelangt, es „muß ſein!"

Der Fiſcher ſeufzte tief auf.

— Wenn es „ſein muß," dann „muß es ſein;" Gott thue mit uns, wies ihm gefällt.

Judith drückte außer ſich vor Freude die Hand des alten Fiſchers, ſie würde dieſelbe vielleicht auch geküßt haben, wenn er's zugelaſſen hätte.

— Nun, gnädige Frau, was „ſein muß," das „muß ſein" . . . Ich weiß es nicht, was Sie ſind, was Sie vorhaben. Will es auch nicht wiſſen. Es genügt, daß mir mein Gevatter ſagte, daß ich Sie noch heute über den Fluß ſetzen muß. Nun ſo werde ich Sie hinüberſetzen. Wenn Sie entſchloſſen ſind, ſo iſt das ſchönſte Wetter hiezu.

Der Regenguß verhindert es, daß wir geſehen werden können; gewahrt uns die Schild-

wache, kann ſie uns nichts anhaben; ich möchte den Burſchen ſehen, der es unternimmt, uns zu verfolgen. Den Plan können wir jedoch nicht jedem Narren mittheilen; hier müßt Ihr beihilflich ſein, Gevatter.

— Das will ich auch, denn auch mich drängt es, noch heute drüben zu ſein.

— Könnt Ihr rudern?

— Welche Frage, ein Komorner Kind ſollte nicht rudern können!..

— Gut. Verſorgt alſo früher Eure Pferde, dann werden wir den Kahn vom Boden herunter holen.

— Früher den Kahn, dann die Pferde!.. das hieß viel geſagt von einem Fuhrmann!

Die Männer ſtiegen demnach zuerſt auf den Boden hinauf und brachten den leichten Nachen auf den Achſeln herab, trugen ihn in's Zimmer, und legten ihn, mit dem Boden nach Aufwärts gekehrt, nieder; dann erſt ging Kápor, um ſeine Pferde in's Trockene zu bringen.

— Wie heißt Ihr, alter Freund? — frug Judith den Fiſcher, welcher, während ſein Gevatter für ſeine Pferde ſorgte, mittelſt eines hölzernen Hammers und Meißels mit Fett getränkte Lappen in die Ritzen und Fugen des Kahnes trieb. — Ich möchte es wiſſen wenn ich ſegnen ſoll, wenn mich Gott aus der Gefahr rettet.

— Mein Name iſt Johann Tuba, — erwiderte der Alte. Verfloſſenen Sommer habe ich mein neunundſiebzigſtes Jahr erreicht. Meine Gattin ſtarb voriges Jahr; meinen letzten Enkel, den ich noch hatte, ſchickte vor etlichen Wochen eine Kanonenkugel in's ewige Leben. Der Herr gab ſie mir, meine Lieben, der Herr nahm ſie mir auch, ſein Name ſei geſegnet. Jetzt bin ich allein.

Aus dieſer kurzen Biografie iſt es erſichtlich, daß nicht die goldenen Tage der Zukunft es waren, die den Alten zurückhielten, ſich der Gefahr auszuſetzen.

Nach kurzer Zeit kehrte Kápor zurück, und auch der Kahn war bereits ausgebeſſert.

— Nun, Gevatter, — ſprach der alte Fiſcher — richten wir uns für's Wetter ein, — und dabei begann er ſich ſeiner Csismen zu entledigen. Auch Kápor that desgleichen.

Dann zogen ſie jede ſchwere Kleidung aus bis auf die leinene Wäſche.

Tuba nahm hierauf aus ſeiner hölzernen Truhe einen langen, dünnen Lappen, und blies in das eine Ende desſelben gewaltig hinein. Es war dies ein dicker Ochſendarm, welcher ſich ſteif aufblähte; dann band er das Ende, wo er hineingeblaſen, zu, trat hierauf zu Judith und forderte ſie ohne jegliche Zeremonie auf, die Arme in die Höhe zu heben, und band ihr dann das primitive „life preservet“ um den Leib. Der Rettungs-

gürtel, welcher für einen männlichen Leib bestimmt war, mußte doppelt um ihre zarte Taille gewunden werden.

— So. Das wird Sie nicht unterſinken laſſen. Jetzt brechen wir in Gottes Namen auf.

Judith nahm ihr kleines Bündelchen unter den Arm, die Männer luden das leichte Fahrzeug auf ihre Schultern, nahmen Ruder und Steuer in die Hand und gingen zur Thüre hinaus.

— Wo iſt der Waſſerſchöpfer?

— Den werde ich tragen, — ſagte Judith, nach demſelben langend. — Das wird ohnehin Arbeit ſein.

— Eine brave Frau, ſehr brave Frau! — brummte der alte Fiſcher.

Es war ein Wetter draußen, in welchem nur dem Tode geweihte Menſchen ſich unterfangen, Gott zu verſuchen.

Der Regen ſtrömte, ſchräge vom Winde getrieben, hernieder; wenn der Blitz die Finſterniß erhellte, ſchien es, als hingen Millionen ſilberner Fäden vom Himmel herab, zwiſchen denen drei dunkle Schatten dem Ufer entlang ſchweben.

Vom ſteilen Ufer konnte man das Fahrzeug nicht in's Waſſer gleiten laſſen, die brandenden Wogen würden es augenblicklich umgeworfen haben. Man mußte nach einer ſeichten Stelle ſuchen, wo die Wellen ſchäumend über den Sand liefen. Hier ſtieg der alte Fiſcher zuerſt

in's Waſſer und ließ den Kahn von den Schultern gleiten; Kápor hielt den Strick feſt. Zuerſt beſtieg Judith das ſchwache Fahrzeug, dann Kápor, und ſchließlich Tuba. Als ſie vom Ufer abſtießen, riſſen Sturm und Wogen das leichte Fahrzeug gleich einer Feder mit ſich.

Der Sturm tobte den Rudernden entgegen. Die ganze Oberfläche der Waag war grau von dem Schaum der aufgepeitſchten Wogen, zwiſchen denen der winzige „Seelenträuker" alle Augenblicke verſchwand, um bald mit dem Vorder-, bald mit dem Hintertheile aus den ſchaukelnden Armen der Todtenamme aufzutauchen.

Der Sturm pflegt keine normale Richtung zu haben. Bald greift er die Flanke, bald die Fronte an, dann fällt es ihm ein, ganz ſtille zu ſtehen, um mit erneuerter Wuth loszubrechen. Wer kennt ſeine Launen?

Aus der Ferne erſchollen Nothrufe; am Waſſer treibt eine von ihrem Anker losgeriſſene Mühle abwärts, die Leute darauf rufen um Hilfe; . . . der Kahn treibt geräuſchlos zwiſchen den zwei Feinden, der Luft und dem Waſſer, vorwärts. . . . Die Flüchtigen rufen nicht um Hilfe.

Und doch ſchwebt die Hand des Todes über ihnen.

Eine jede Welle, welche ſich vor ihnen ſpaltet, zeigt ihnen das naſſe Grab; eine jede Brandung, welche mit ihrer ſchäumenden Mähne

heranſtürmt, ſcheint das geſpenſtige Roß des kalten Todes zu ſein, welcher ſo nahe iſt. . . .

In dieſen ewigen Momenten des verzweifelten Kampfes tauchte in der Erinnerung der vielgeprüften Frau jene ſchreckliche Szene auf, die ſie ſchon einmal am Grunde dieſes eiſigen Grabes erlebt; ſie fühlte abermals den peinlichen Kampf mit dem würgenden Element, den ſtummen Todesſchmerz, den Schreck, welcher früher die Seele, dann erſt den Körper tödtet; ſie fühlte den krampfhaften Druck jener furchtbaren Hand, welche ſie damals ergriff und hinab auf den Grund des Wellengrabes zerrte.

Die Erinnerung an dieſe Hand lähmte auch jetzt ihren Körper und ihre Seele; vielleicht lauert dieſe Hand auch jetzt da unten in der Tiefe des Stromes! . .

Sturm und Wogen riſſen das leichte Fahrzeug wie eine Feder mit ſich.

Die Männer mußten all' ihre Kraft anſtrengen, um nicht an's Ufer zurückgeworfen zu werden. Sie nährten die Hoffnung, daß, wenn ſie ſich dem Winde und den Wogen überlaſſen, ſie die Inſel, welche inmitten der Waag liegt, erreichen können, von dieſer Inſel führt eine Brücke in die Stadt hinüber. Im ſchlechteſten Falle können ſie an den Brückenpfeilern anſtoßen, wo ſelbſt dann Rettung möglich iſt, wenn der Nachen umkippen ſollte.

Die beiden Männer bemühten ſich nun mit vereinten Kräften und gleichmäßiger Geſchicklichkeit, das Fahrzeug gegen die Gefahr zu ſchützen, während Judith, am Boden des Kahnes knieend, ſich fortwährend mit dem Waſſerausſchöpfen beſchäftigte, denn der heftige Regen ſowohl, als die ungeſtümen Wogen füllten den Seelentränker immer wieder.

Bei den von Zeit zu Zeit aufleuchtenden Blitzen konnten ſie gewahren, daß ſie von beiden Ufern gleich entfernt ſeien, folglich bereits in der Mitte des Stromes treiben.

Das Leuchten der Blitze zeigte ihnen aber auch die Reihenkette der am Ufer aufgeſtellten Vorpoſten, welche trotz des Unwetters an ihren Poſten ſtanden.

Einer derſelben wurde den Kahn gewahr und rief den Leuten zu. Den Sinn ſeiner Worte hatte jedoch der brüllende Sturm weggefegt.

Rief er ihnen vielleicht, daß ſie ſtille halten oder umkehren ſollten?!...

Dann knallte ein Schuß, die Kugel pfiff durch die tobende Luft und ſchlug ziſchend in's Waſſer.

Die übrigen Wachpoſten harrten, durch den Schuß aufmerkſam gemacht, nur des nächſtfolgenden Blitzes, um auf die Wagehälſe zu feuern.

Dieſer Blitz zögerte jedoch, und der Kahn flog nun, von der Strömung ergriffen, in der Richtung des Fluſſes, zwiſchen zwei feindlichen

Schanzen, deren Kanonen ihn gleichzeitig in den Grund bohren konnten.

Plötzlich näherte er ſich einem dunklen Gegenſtande, welcher durch Regen und Finſterniß nur ſchwer zu unterſcheiden war. Es war die Inſel; die Brandung warf den Nachen an das Ufer und verſenkte ihn in demſelben Moment.

Kápor ergriff mit einer Hand einen herabhängenden Weidenaſt, mit der andern faßte er die Hand Judith's, und hielt dieſe ſo über dem Waſſer ſchwebend. Der alte Fiſcher verſchwand ... er ging zu ſeinen Kindern und Enkeln.

Judith ſchöpfte aus der drohenden Gefahr neue Kraft und klammerte ſich auch ihrerſeits an einen ausgeſchwemmten Stamm, über welchen ſie, mit Hilfe Kápor's, das Ufer erklomm.

Der umgeſtürzte Kahn trieb auf den Wellen weiter.

Kápor rief noch einige Mal den Namen ſeines verſchwundenen Gevatters; ſchließlich beruhigte er ſich, daß der vorzügliche Schwimmer ſchon irgendwo an's Land gelangen werde; ... er beeilte ſich daher, Judith in die Stadt zu bringen.

Judith triefte vom Waſſer. Aber ſelbſt in der größten Gefahr hatte ſie ihr Bündelchen nicht von ſich gelaſſen.

Die Beiden brachen ſich nun zwiſchen dem Weidengeſtrüppe der Inſel entlang Bahn und

gelangten glücklich zu der ſchmalen, ſteilen Treppe, welche auf die Brücke hinaufführt.

— So, jetzt wären wir hier. Trachten wir nun, zu meinem Hauſe zu gelangen.

Kápor war ſehr überraſcht, als er am Ende der Brücke, wo das Wachthäuschen ſtand, Niemanden traf. Der Poſten war hier bereits eingezogen, es war ja ſchon Alles zu Ende. Niemand hielt die Ankömmlinge an. Sie betraten die Stadt.

— Gnädige Frau, wir ſind „zu Hauſe“...

Der Mond blickte in dieſem Momente durch die zerriſſenen Wolkenmaſſen, welche mit traurigem Gedröhne gegen die Almáſer Gebirge zogen.

Judith ſah ſich ein furchtbares Bild entrollen. Eine Stadt, deren jedes Haus ſie vor zwei Jahren noch kannte, und jetzt vermochte ſie nicht eine einzige Gaſſe wieder zu erkennen.

Stellenweiſe fehlten ganze Häuſerreihen; wo ſie einſt geſtanden, gähnt ein leerer Raum. An einer Stelle ſind bekannte Plätze mit Palliſaden verrammt; hinter ihnen erhebt ſich ein improviſirtes Pfahlwerk; bald wieder gelangten ſie an eine lange Häuſerreihe, wo nur ein jedes zehnte Haus durch ein Nothdach geſchützt iſt, die übrigen ſind nackte Ruinen, mit ſchwarz gähnenden Fenſterreihen.

Kápor eiferte Judith, welche nicht vorwärts kam, zur Eile an: Gehen wir, gehen wir, bleiben wir nirgends ſtehen!...

Ueber den Trümmerhaufen der einſt ſchönen Stadt ragten fünf traurige Thiergeſtalten empor.

— Eilen wir, eilen wir! . . .

Keiner einzigen Patrouille konnte man begegnen . . . Wozu hätten ſie auch gedient?

Jetzt kamen ſie an eine Ecke, wo Judith erſchüttert anhält. An dieſem Hauſe vermag ſie nicht vorüber zu eilen, ohne ſtill zu halten, trotzdem ſie Kápor zur Eile antrieb.

Dieſes Haus — iſt ihr Elternhaus.

Es iſt bis auf den Grund niedergebrannt. Die kahlen Wände hatte der Regen verwaſchen, im Hofe wucherte Unkraut, die Kellerwölbungen hatten die Bomben durchbrochen, Sie warf durch das verroſtete Gitter einen Blick in das Zimmer, an welches ſich ſo viel ſchöne Erinnerungen knüpfen. Sie erkennt es noch an den Ueberbleibſeln der Malerei, welche ſilberfarb mit blauen Blumen geweſen. Die Wände haben noch hie und da die Farbe behalten.

Dort ſtand einſt ihr Klavier, auf welchem ſie die Lieblingsmelodien Béla's ſpielte; dort hing das Portrait des Geliebten, hier hingen die Portraits ihrer Eltern. In jenem Alkoven ſtand hinter weißen Gardinen ihr Bett, und hier knapp am Fenſter ihr Arbeitstiſchchen. — Jetzt überwuchert mannhohes Unkraut das Fenſter, aus deſſen Riſſen giftige Pilze ihre Köpfe hervorſtecken.

Dies war einſt das Heiligthum ihrer glücklichen und unglücklichen Liebesträume.

Dort rauſcht etwas im dürren Unkraut, vielleicht ein kaltes, giftiges Reptil, welches jetzt in dieſem Raume hauſt.

— Gehen wir weg von hier! . . . gehen wir, — mahnte Kápor ſeine träumende Gefährtin, und zog ſie ſanft von der traurigen Stätte weg.

Judith ſeufzte tief auf. In dieſem Seufzer offenbarte ſich der Gedanke: Mutter! ich bin dennoch glücklich!

Nachdem ſie durch die lange, krumme Megyorcser-Gaſſe geſchritten, gelangten ſie an eine ziemlich erhaltene Häuſergruppe, unter welcher ſich auch Kápor's Hütte befand.

Kápor war Witwer. Er hatte ſein Weib dieſes Jahr begraben. Die Hauswirthſchaft verſah ſeine Tochter, dieſe hieß Katicza.

Das Mädchen lief mit einem Freudenſchrei auf die Gaſſe hinaus, als ſie die Stimme ihres Vaters erkannte. Sie glaubte, er ſei vom Himmel gefallen.

— Nur ſtille, ſtille mein Kind! — beſchwichtigte ſie der Alte; — brauchſt keinen ſo großen Lärm zu ſchlagen, ich bin nicht allein gekommen.

— Wen habt Ihr denn noch mit Euch?

— Ich werde es Dir ſchon ſagen, wenn er fortgegangen. Schließe die Thüre des erſten

Zimmers auf, und bleibe dann ruhig im Hinterſtübchen, bis ich Dich rufen werde.

Judith blieb einſtweilen auf der Gaſſe ſtehen, bis Kápor aus dem Hauſe tretend, ihr bedeutete, daß ſie nun unbemerkt hinein könne.

— Ich möchte mich umkleiden, — ſagte Judith — bin bis auf die Haut durchnäßt.

— Bitte nur in's Zimmer zu gehen, dort können Sie die Kleider meiner Tochter anlegen.

— Danke. Ich habe mir Kleider mitgebracht.

— Die werden aber auch naß ſein.

— Das thut nichts.

Damit trat Judith in's Zimmer und verriegelte die Thüre hinter ſich; — unterdeſſen rief Kápor ſeine Tochter, befahl ihr, Feuer zu machen und ein gutes warmes Frühſtück zu bereiten; er erzählte ihr hiebei im Kurzen, wo er geweſen, welche Schickſale er erlebt hatte, verſchwieg aber wohlweislich Alles, was ſich au, Judith bezog.

Das Feuer brannte bereits luſtig, und die darüber hängende Pfanne ſpendete einladenden Duft, als ſich die Thüre des ſogenannten erſten Zimmers halb aufthat, und Judith ihre Stimme ertönen ließ:

— Kápor Bácsi! . .

— Befehlen, gnädige Frau? — rief Kápor, bereitwillig der Thüre zueilend.

Als er in das Zimmer trat, blickte er ſtaunend um ſich. Vor ihm ſtand ein junger Mann, in voller Offiziersuniform, mit kurzgeſchorenem Haar und einem rothen Käppchen auf dem Kopfe. Selbſt die Stimme konnte er nicht wieder erkennen, denn ſie klang ſteif und barſch.

— Habt Ihr nicht irgendwo einen überflüſſigen Säbel?

Kápor konnte aus ſeinem Staunen nicht herauskommen. Wo kam Judith hin, und wie kam dieſer junge Offizier hieher?

Da nahm Judith ihren natürlichen, weichen Ton an, und ſagte, ſich freundlich an den Alten wendend:

— So gebt mir denn einen Säbel, denn ohne den bin ich kein ganzer Soldat.

Kápor ſchlug die Hände vor Ueberraſchung zuſammen, und rief: „Na, das hat auch noch keine Menſchenſeele geſehen!“

— Wie ſollte ich keinen Säbel haben? Bin doch ſelbſt Nationalgardiſt geweſen, — ſagte er mit haſtiger Bereitwilligkeit, und griff nach dem Schleppſäbel, welcher in der Ecke an der Mauer hing, ſchnallte ihn um die Hüften Judith's, indem er ſeufzend in den Bart brummte: „was man noch Alles erleben muß!“

Kápor's natürlicher, ſchnellfaſſender Geiſt begriff ſofort, wozu dieſe Verkleidung diene

Er fand ſich auch allſogleich in ſeine Rolle, und ſprach mit ſeinem Gaſte in barſch ſoldatiſchem Tone.

— Treten Sie in die Küche heraus, geſtrenger Herr Hauptmann, hier können wir uns am Feuer erwärmen, meine Tochter Katicza bereitet ſoeben das Frühſtück.

Während er ſo ſprach, hatte er die Frauenkleider Judith's in den Schrank verſperrt, damit ſie Niemand gewahr werde.

Judith ſah einem Mann vollſtändig ähnlich, und das war keine geringe Kunſt. Das Kleid trägt zwar viel zu dieſer Kunſt bei, aber nicht Alles. Der verbrämte Bekes verbarg zwar die reizenden Frauenformen, die hohe Kravatte den geſchmeidigen Hals; das durch geſchickt angebrachte Schminke gebräunte Geſicht erhielt eine männliche Färbung, die Zigarre im Munde trug außerdem viel dazu bei, um die Täuſchung vollkommen zu machen; trotzdem blieben ſo viel kleine Nuancen übrig in der Haltung, im Gang, welche auch durch die Maske die Frau in einem ſelbſtvergeſſenen Momente verrathen konnten. Der Kopf darf nicht ſanft nach Vorne geneigt ſein, ſondern muß ſtolz aufrecht gehalten werden; die einwärts gewöhnten Kniee müſſen frei und nach auswärts ſtehen; der ganze Körper muß im Stehen und Gehen ſtets auf den Ferſen ruhen und nicht auf den Fußſpitzen; die Hüften müſſen

ihre Gelenkigkeit verleugnen, die Schultern auseinandergespreizt gehalten werden; dabei muß sich im Blicke, in Haltung und Bewegung stets jene Selbstständigkeit und jener Muth äußern, welcher nur wahren Männern eigen, und was das Schwierigste ist, das Gesicht muß die angewohnte Gleichgiltigkeit dem schärfsten Mannesblicke gegenüber zu bewahren wissen.

Alles dies gelang Judith auf das Trefflichste. Sie trat in die Küche, bot dem Mädchen einen „guten Morgen", zündete die Zigarre am Feuer an und schwang sich an den Rand des großen Herdes hinauf, um da sitzend ihre Sporen nach dem Takte des Liedchens, das sie pfiff, zusammen zu schlagen.

Nach ihr trat Kápor in die Küche mit einer viereckigen Flasche und einem kleinen Gläschen in den Händen. Die Flasche enthielt einen starken Branntwein, der auf allerlei duftende grüne Kräuter angesetzt war.

— Nehmen Sie ein wenig Schnaps, gestrenger Herr Hauptmann, — sagte er, das Gläschen mit der smaragdfarbenen Flüssigkeit füllend. — Wird nach dem Marsche nicht schaden.

Judith hatte nie eine geistige Flüssigkeit gekostet, dennoch stürzte sie den Inhalt des dargebrachten Gläschens schnell hinab.

— Trinkst Du nicht auch? — frug sie das Mädchen mit vom scharfen Getränk erstickter Stimme.

— Gott bewahre! — rief das Mädchen abwehrend, — das Zeug möchte mir ja den Magen durchbrennen.

Auch Judith glaubte, daß ihr ſo geſchehe.

— Doch iſt es hundertmal beſſer als Dein Gebräu da, — ſagte Käpor, nachdem er ſich von der Vortrefflichkeit ſeines ſelbſt angeſetzten Stärkungstrankes überzeugt hatte. — Hätteſt es gar nicht kochen ſollen!

— Was würde denn die „gnädige Frau" da im Zimmer gefrühſtückt haben? — entgegnete Katicza mit ihrer Hausfrauenweisheit.

Judith lachte laut auf.

— Was für eine gnädige Frau? — rief Käpor.

— Zu der Ihr ſoeben geſprochen, als Ihr ſagtet: „Was befehlen gnädige Frau?"

Käpor gerieth in Zorn.

— Ich . . . hätte „gnädige Frau" geſagt. Du Talk Du . . . Willſt Du mir etwa aufbinden, daß ich betrunken ſei? . . . Gnädige Frau! . . . Unerhört! Mache ein anderes Mal Deine Ohren beſſer auf, und ſchließe Deine Augen, und halte den Mund! . . . Verſtehſt Du?!

— Na, na, Käpor=Bácsi, nur ſachte ein wenig. Man darf ein Mädchen nicht vor einem Manne beſchämen, — ſagte Judith, und fügte in energiſchem Tone hinzu: — Das laſſe ich nicht zu. Schock Donnerwetter! . . .

Kápor brauchte nur dieſer Andeutung, daß er nun fluchen müſſe, und verſtand ſich gleich dazu.

— Kreuz Donnerwetter! Ich ſoll ſie nicht ſchelten? Iſt ſie nicht meine Tochter?!...

— Und was dann, wenn ſie meine Geliebte wird?

— Das werde ich mir ausbitten, Donner noch einmal!

Als das Mädchen den Streit hörte, lief es erſchrocken aus der Küche.

Kápor und Judith lachten dann nach Herzensluſt, daß ihnen der Streich ſo gelungen.

— Prächtig!... Ausgezeichnet! Das geht ja, als wenn Sie ſchon jahrelang in der Kaſerne gewohnt und Rekruten abgerichtet hätten.

Die verſcheuchte Katicza konnte nur mit Mühe in die Küche zurückgelockt werden, und als ſie endlich kam, hätte ſie nicht um die Welt mehr den Blick auf den Offizier gerichtet, woran ſie auch ganz recht that.

Als der Kaffee aufgetragen war, holte Kápor ſtark gepfefferten Speck aus der Kammer und ſetzte denſelben ſeinem Gaſte vor. Judith verſchmähte den Kaffee und langte nach dem Speck, um auf echte Männerart zuzugreifen; während des Eſſens bediente ſie ſich der Fauſt anſtatt einer Serviette, ganz ſo, wie es Soldaten im Lager zu thun pflegen.

Kápor lachte zufrieden in den Bart, und nur

hie und da brummte er: „Sähe ich's nicht, nimmer würde ich's glauben."

Mittlerweile begann der Morgen zu grauen. Auf der Gasse ertönte Trommelschlag, und die Stadt begann lebendig zu werden. Aus jedem der Häuser traten Soldaten heraus, um sich in Reih' und Glied zu stellen. Offiziere in voller Parade eilten der Festung zu. Judith nahm plötzlichen Abschied von Kápor, mengte sich zwischen die Offiziere und ging, wohin diese gingen.

Kápor sah ihr lange nach; weder Haltung noch Gang verrieth das Weib.

„Wer möchte es glauben, daß es dennoch ein Weib ist!" brummte der Alte, sich die Hände reibend....

Judith gelangte unbehindert in die Festung Auf dem Wege dahin erfuhr sie von ihren improvisirten Kameraden, daß die Geleitscheine für die kapitulirende Armee heute ausgestellt werden.

Judith raisonnirte folgendermaßen: Die Geleitscheine werden entweder durch das jeweilige Festungskommando, oder durch die Befehlshaber der Okkupationstruppen verabfolgt. Im ersteren Falle hatte sie selbst dann nichts zu fürchten, wenn sie erkannt würde, denn die Betreffenden werden ihr den Betrug gewiß nicht übelnehmen. Wenn aber die Anderen diese Aufgabe vollziehen, so hat sie unter ihnen keinen Bekannten, und kann unter dem Namen ihres Gatten leicht

durchrutſchen, und dieſen dadurch von der größten Gefahr retten.

Sie glaubte ſchon ſelbſt über jede Gefahr hinaus zu ſein, und daß der glücklichen Ausführung ihres Planes nichts mehr im Wege ſtehe.

Es herrſchte ja bereits ein ſo liebenswürdiges Durcheinander in der Feſtung, daß ein ſo kleines qui pro quo leicht überſehen werden konnte.

Gegen dreihundert Stabsoffiziere ſtanden gruppirt im Hofe; Stabsoffiziere, die keinen einzigen Soldaten in der Feſtung hatten; — Subalternoffiziere an die Tauſend, die nicht zur Beſatzung gehörten, unter ihnen eine Menge, die geſtern noch keine Soldaten geweſen. Es war dies ein Akt der Rettung, dem man gerne durch die Finger ſah... Jedem, der zur Beſatzung gehörte, war freier Abzug zugeſichert.

In der Feſtung erfuhr es erſt Judith, daß die Geleitſcheine durch eine gemiſchte Kommiſſion vertheilt werden.

Sie trachtete nicht vorzudringen; ſie hoffte, man werde gegen Ende weniger aufmerkſam ſein, und ſie daher weniger Gefahr laufen, erkannt zu werden.

Dann kalkulirte ſie, daß man in die Altersrubrik „einundzwanzig“ ſchreiben werde; hieraus läßt ſich im Ungariſchen, ſei es mit Ziffern oder Buchſtaben geſchrieben, leicht „vierundzwanzig“ machen, ohne daß man die Fälſchung bemerken

könnte. . . . Béla Lávay war vierundzwanzig Jahre alt.

Sie hatte also Alles im Voraus bestens ausgedacht.

Gegen Mittag begannen sich die dichten Gruppen der sich meldenden Offiziere zu lichten, da Viele, des Wartens müde, die Sache auf Nachmittag verschoben, oder zum Speisen gingen; ebnn diese Zeit benützte Judith und betrat den Pavillon, wo sich das Bureau der Kommission befand.

Es waren dies dieselben Zimmer, in welchen einst die alte Lávay in finsterer Nacht erschien, um die Ehre ihres Sohnes mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. . . Damals die Mutter, jetzt die Gattin.

Der größte Schutz des Himmels ist, den er durch die Liebe des Frauenherzens sendet.

In den vollgefüllten Räumen herrschte eine egyptische Hitze, trotzdem daß sämmtliche Fenster offen standen; im Vorzimmer gab es kein Plätzchen, wo man sich niederlassen konnte. Judith fühlte ihren Kopf schwindeln; die drückende Lage, das Herannahen des für's Leben entscheidenden Augenblickes, die Zweifel die in ihr aufzutauchen begannen in dem Momente, wo sie ihrer ganzen Seelen- und Körperkraft bedurfte, hatten sie hart angegriffen. . .

Endlich kam die Reihe an sie, daß sie bis

zu jener Thüre gelangen konnte, hinter welcher die Kommiſſion tagte.

Sie wurde hineingelaſſen.

An einem langen Tiſch ſaßen mehrere der Beſatzung angehörige Offiziere, die ſie nicht kannte, und wieder Andere aus dem feindlichen Lager; ... von dieſen kannte ſie jedoch Einen ſehr gut ... und dieſer Eine mußte auch ſie und auch ihren Gatten Béla ſehr gut kennen ... dieſer Eine war der alte Kolbay ...

Als Judith dieſes Geſicht gewahr wurde, drängte ſich ihr alles Blut nach dem Kopfe. Auf dieſes Unglück war ſie nicht vorbereitet, obwohl es ganz natürlich ſchien, daß Kolbay dort ſitze.

Der Veteran hatte einen ganzen Stoß bedruckter Zettel vor ſich liegen, deren Rubriken er mit der Perſonsbeſchreibung der ſich nacheinander Meldenden ausfüllte; zu dieſem Zwecke hatte er auch ſeine Brille aufgeſetzt.

Ein anderer Offizier ſtand an einer offenen Truhe, aus welcher er die letzte Monatsgage Jedem, der ſeinen Zettel hatte, einhändigte.

Vor Kolbay war die Verſtellung unmöglich.

Judith fühlte ſich von einer Ohnmacht angewandelt; ſie bedurfte der ganzen Stärke ihrer Seele, um ihren erſtarrenden Nerven zu gebieten, damit ſie ſich im entſcheidenden Momente nicht durch deren Schwäche verrathe.

Kolbay betrachtete ſtarr die jugendliche Geſtalt mit ſeinem ſtrengen Blicke, und frug dann im trockenen Tone:

— Wie heißen Sie?

Judith fühlte die Schwere eines Gewitterhimmels auf ihren Schultern laſten, als ſie die Frage beantworten mußte:

— „Béla Lávay“ .....

.... Kolbay heftete abermals einen langen Blick auf das Geſicht Judith's, welche im Todeskampfe der Verzweiflung wartete, wie dieſe trockene knarrende Stimme ausrufen werde:

„Das iſt nicht wahr!... Ich kenne Béla Lávay!.. Sie ſind es nicht... Sie ſind Hargitay, ſeine Gattin!...

Der Veteran reinigte ſich jedoch die Brille mit ſeinem bunten Sacktuche, beugte ſich dann über den vor ihm liegenden leeren Zettel und ſchrieb: „Béla Lávay, Hauptmann.“

Sodann hob er abermals ſeinen Kopf in die Höhe und frug mit der gewöhnlich knarrenden Stimme:

— Wie alt ſind Sie?

Judith gewahrte es in dieſem Momente erſt, daß der Geleitſchein in deutſcher Sprache ausgeſtellt ward und die Jahreszahlen mit Buchſtaben eingetragen wurden.

Somit konnte ſie nicht nach ihrer bereits angeſtellten Berechnung aus „einundzwanzig“ vier-

undzwanzig machen, denn dies geht in deutſcher Sprache nicht.

Dieſer neue Schreck erdrückte ſie beinahe. Was ſoll ſie nun antworten. Sagt ſie einundzwanzig, ſo kann Béla keinen Gebrauch vom Geleitsſchein machen; . . . wenn ſie vierundzwanzig angibt, wird man ihr's nicht glauben, da der männliche Zug im Geſichte fehlt.

„Einundzwanzig" . . . ſtammelte ſie endlich heraus.

— Welch' ein junges Kind! — murmelte ein Offizier im weißen Waffenrock.

— Beſondere Kennzeichen? — knarrte der Veteran und ſchrieb: „Geſicht: oval, Augen: ſchwarz, groß; Mund: klein, Haare: ſchwarz, kurzgeſchoren. . .

Der Offizier im weißen Waffenrocke fügte hinzu:

— „Eine Narbe auf der Stirne."

Kolbay hob den Kopf empor und richtete ſeinen kalten Blick auf die kaum vernarbte Wunde, beugte ſich etwas vor, um beſſer zu ſehen, und ſchrieb dann: „eine Narbe auf der Stirne."

Von dem, was nachher geſchah, wußte Judith nichts mehr. Wie ſie aus dem Zimmer kam, wie ſie über die Stufen auf den Korridor des Pavillons gelangte, wußte ſie ebenſowenig, als ſie eine klare Vorſtellung davon hatte, was

ſie that, als ſie den Kopf auf die Schulter eines grauen Artillerieoffiziers lehnte, der ihr ein Glas friſchen Waſſers bot.

— Iſt Dir übel geworden, Kamerad? Kein Wunder in der verdammten Hitze, und im zugeknöpften Beket. . . Weshalb knöpfſt Du ihn nicht auf?

— Nein, nein! — wehrte Judith ab, in langem Zuge die friſche Luft einathmend. — Es iſt ſchon vorüber, ich danke Dir.

— Dann ſehe, daß Du auf Dein Quartier kommſt, und lege Dich zu Bette; hier haſt Du Deinen Geleitſchein und Dein Geld.

— Was für Geld?

— Nun, Deine Monatsgage, welche Dir noch gebührt.

— Ah, richtig. Ich danke.

Der alte Artilleriſt klopfte den jungen Kameraden auf die Achſeln und dachte: Dir wäre es auch noch beſſer geweſen, bei Deiner Mutter zu bleiben und ihr Strickwolle abwickeln zu helfen.

Judith lüftete beim Grüßen die Mütze, der alte Soldat gewahrte hiebei die Wunde.

— Verzeihe mir, Bruder! — rief der alte Haudegen, die Hand bietend.

— Weshalb? — frug Judith verwundert.

Der Alte drückte ſtumm die dargebotene Hand. . . Er bat um Verzeihung für ſeine Gedanken, die er nicht ausgeſprochen.

Judith gewann an der freien Luft ihr volles Bewußtsein und eilte dem Hause Kápor's zu.

Auf dem Wege dorthin dachte sie ununterbrochen darüber nach, wie man aus dem deutschen „Einundzwanzig" ein „Vierundzwanzig" zaubern könnte.

Als sie, aus ihrem Nachgrübeln plötzlich erwachend, aufblickte, befand sie sich vor dem Hause der Mutter Béla's.

Das Haus hatte bereits ein neues Dach, nur waren die Wände noch nicht frisch angeworfen, die Fensterstöcke waren jedoch schon eingemauert.

An einem dieser Fenster gewahrte sie die Mutter Béla's.

Die alte Dame trug keine Haube am Kopf; die grauen Haarbüscheln hingen ihr wirre in's Gesicht. Sie stand mit verweinten Augen da, und blickte jeden Vorübergehenden fragend an, als suchte sie Denjenigen, der ihr von ihrem Sohne Nachricht brächte.

Und Judith war doch so unbarmherzig, daß sie ihr Gesicht abwendete, um nicht erkannt zu werden.

Die Gefahr ist ja so lange, als sie Béla in seinem Asyl aufsucht, nicht beseitigt. Die Beruhigung der Mutter könnte ihn verrathen. Die Mutter muß noch lange, so lange weinen, bis der Streich gelungen. Für diesen grausamen Gedanken mußte Judith einst schwer büßen.

Von der Mutter hätte ſie ja nichts für ihren Geliebten zu fürchten gehabt. Würde ſie ihr nur ſo viel geſagt haben: „Béla lebt; ſein Geleitsſchein befindet ſich in meinen Händen; bis ich ihm dieſes Papier nicht übergeben haben werde, ſchließe Dich ein, zeige Dich vor Niemandem, man könnte Dir das Geheimniß von Deinem Geſichte herablauſchen;“ ... die alte Matrone hätte ſicherlich gehorcht, ſie hätte ihr Haus in eine Klauſe umgeſtaltet und hätte ſelbſt ihre Fenſter verrammt, damit ja Niemand die Ruhe auf ihrem Geſichte erblicke.

Doch war die Beſorgniß Judith's ſo groß, daß ſie ihr Vertrauen mit Niemandem zu theilen ſich getraute, außer mit dem einzigen Manne, den ſie liebte, den ſie beſchützte, und außer welchem keine Seele für ſie auf der Welt lebte.

Sie hatte nur noch eine Sorge, wie die Jahreszahl umzuändern wäre.

Schwefelſäure vertilgt die Spuren der Tinte vom Papier ... Aus dem großen „E“ kann man ein „V“, aus dem kleinen „n“ ein „r“ machen, dann wird es „Vir“ heißen, und man wird es für einen orthographiſchen Fehler halten.

Als ſie in das Haus Kápor's gelangte, erſuchte ſie allſogleich Katicza, dieſe möge ihr aus der Apotheke ein Fläſchchen Schwefelſäure und blaue Alizarintinte bringen; denn mit letzterer war der Geleitſchein geſchrieben.

Erſt als das Mädchen mit dem Verlangten zurückkam, zog ſie das Dokument hervor, und bat Kápor und ſeine Tochter, ſie mögen ſie allein laſſen.

Sie hatte ja die Abſicht, ein Dokument zu fälſchen! . . .

Ihr ganzer Körper erbebte bei dieſem Gedanken. Es wird zwar durch dieſe Fälſchung Niemandem Schaden zugefügt; es iſt dies ein pietätsvoller Betrug, der weder Gott noch Menſchen beleidigen kann! . . . Aber Betrug bleibt Betrug, Fälſchung bleibt Fälſchung! . . . Wie, wenn jeder Betrug ſchon bei ſeinem Entſtehen den Keim des Fluches in ſich trägt? . . . Iſt die Wahrheit nicht ewig, unüberwindlich? . . .

Und wie, wenn ſie durch dieſe Fälſchung den Geleitſchein ganz verderben, ganz werthlos machen, oder ganz annulliren möchte? . . . Was iſt hier zu beginnen? . . .

Sie ging, von Zweifeln gemartert, im Zimmer auf und ab. Wer ſie geſehen haben würde, wie ſie die Hände über dem Kopfe ringt, wie ſie mit ihrem flehenden Blicke dort Oben Hilfe zu ſuchen ſchien, wie ihr Buſen ungeſtüm wogte, dem würde es allſogleich klar geworden ſein, daß es kein Mann, ſondern ein Weib, ein liebendes, ein verzweifelndes Weib iſt . . .

Mit einem plötzlichen Entſchluſſe entfaltete ſie das Papier und legte es ſo auf den Tiſch.

Ihren Lippen entfuhr ein Aufſchrei des Jubels, der Ueberraſchung, als ſie einen Blick auf dasſelbe warf.

In der Altersrubrik des Geleitſcheines ſtand es mit großen, dicken Buchſtaben geſchrieben:

„Vier und zwanzig“.

Kolbay hatte es ja gut gewußt, wie alt Béla ſei. Sah er ihn doch vor ſeinen Augen aufwachſen.

Judith fiel auf die Knie, beugte ihr Geſicht über die Platte des Tiſches und begann zu weinen, und während des Weinens zu lachen; dann küßte ſie das Papier hundertmal, und rief ebenſo vielmal den Namen Béla's.

Sie war ein Weib! ganz, ganz ein Weib.

— — — — — — — — — —

Die arme alte Dame ſtand mit ihrem Schmerze noch am ſpäten Abend an ihrem Fenſter und betrachtete mit ihren verweinten Augen die Vorübergehenden.

Da ſchlich auch, von den Mühen des Tages erſchöpft, der alte Major Kolbay vorüber, welcher nach der plötzlichen Wendung des Schickſals aus ſeiner Höhle kroch und eine Stelle bei der Kommiſſion annahm, nicht um dem erbleichten Glanze der ungariſchen Waffen zu ſpotten, ſondern um den Flüchtlingen den Rettungsweg zu bahnen.

Als er an's Fenſter der alten Dame gelangte, blieb er auf einen Moment ſtehen und klopfte mit ſeinem dürren Finger an die Fenſter.

— Gnädige Frau! Merken Sie ſich dieſen Tag, und erinnern Sie ſich eines Tages, was Ihnen heute der alte Kolbay geſagt: „Gnädige Frau, alte Freundin! Ihre Schwiegertochter verdient es, daß Sie ihr, wenn Sie mit ihr zu allererſt zuſammentreffen — die Hände küſſen.“ Ich habe das geſagt. Vergeſſen Sie es nicht.

Damit ging er weiter, ohne jegliche Erklärung.

Böſes Geſchick.

Wem iſt es nicht ſchon widerfahren, daß er Jemanden oder Etwas vom Untergange gerettet hat.

Und wenn es auch nur ein dem Ertrinken naher Hund, ein flügellahmer Vogel, ein vom Sturme entwurzelter Baum, oder eine welkende Blume geweſen iſt: der kann ſich die Freude Judith's vorſtellen.

Sie vermochte nicht, den nächſten Tag zu erwarten; noch in derſelben Nacht begab ſie ſich mit Andreas Kápor, der ihr heilig gelobte, ſie, wenn es nöthig, ſelbſt an's Ende der Welt zu führen, auf den langen Weg.

Sie mußte ja eilen, um Béla dort anzutreffen, wo ſie ihn verließ, ihm das Verſprechen abnehmend, daß er ſich ſo lange verbergen werde, bis ſie zurückgekehrt.

Der Ort, wo Béla verborgen war, lag in irgend einem vierten oder fünften Komitate; er iſt auf keiner Landkarte zu finden, und liegt in

einem Winkel, zu welchem nur ein einziger Weg führt. Derſelbe führt auch zurück.

Dort harrt der geborgene Gatte ſeines treuen Weibes, und zählt ſehnſüchtig die Augenblicke, welche ihn von ſeiner Geliebten trennen. Dieſe Augenblicke dürfen nicht vermehrt werden.

Andreas Kápor wußte es ſehr gut, obwol er nie darnach gefragt, was Judith anſtrebe, weshalb ſie ſo große Eile hat? . . .

Die haſtige Verkleidung, das Anſchließen an die Beſatzung, hatten ihm Alles deutlicher erklärt, als wenn man's ihm mit Worten beigebracht hätte. Der alte Mann billigte es von Herzen. Der gute Gedanke hätte auch Anderen kommen und Mancher der ſpäter verbluteten großen Männer hätte gerettet werden können. Doch hatte nicht Jeder derſelben eine ſo aufopfernde Frau, und ein Mann kann das nimmer bewerkſtelligen.

Kápor machte daher nie Einwendungen, wenn ihn Judith auch nach der Abenddämmerung noch antrieb, eine Station weiter zu fahren; er ſah ja den Weg auch bei der Nacht, und wußte es gut, daß die arme Frau ſtark Eile habe.

Und doch war das Wetter ſo ſchlecht und die Frau ſo müde. Die Ueberſchiffung der Waag während des gräßlichen Sturmes, das Naßwerden während des Schiffbruches, der darauf folgende Tag voller Aufregung und Angſt, die ver-

zweiflungsvolle Beſorgniß, waren viel zu viel, als was Frauennerven zu ertragen im Stande ſind.

Sie war wirklich krank, wollte ſich's aber ſelbſt nicht geſtehen.

Wenn ſie vom Wagen ſteigen wollte, mußte ſie Käpor herabheben. Sie aß während der Reiſe beinahe gar nichts; trank nur Thee und ſchwarzen Kaffee, um ſich den Schlaf zu verſcheuchen.

Das rothbackige, kerngeſunde Bauernmädchen, welches Käpor von Peſt mit ſich geführt, wurde nur zum Schatten deſſen, was ſie einſt geweſen.

Das vorgeſtrige Gewitter und der Wind, welcher auf dasſelbe folgte, hatten die Luft derart abgekühlt, daß der Sommer allſogleich in Herbſt umſchlug. Man konnte mit Gewißheit vorausſetzen, daß, wenn dieſer Wind ſich legt, welcher die grauen Wolken da oben vor ſich hertreibt, es alliogleich ſchneien werde.

Je höher der Weg gen Norden ging, um ſo rauher wurde das Wetter, um ſo blaſſer die Frau.

Ein einziger Gedanke verlieh ihr Kraft und ließ ſie nicht zuſammenbrechen.

Das geſchieht ſehr oft. Das Fieber wüthet ſchon in allen Adern, die Nerven zittern darunter, aber eine mächtigere Kraft, ein gebietender Gedanke hält die Leiden des Körpers nieder und läßt die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen.

Judith dachte an Béla; Judith eilte zu ihm. Bis dahin darf ſie nicht erkranken. Wie wird ſie ihn überraſchen, wenn ſie ihn in dem kleinen Hofe unter der alten Linde, in Gedanken vertieft, ſitzend findet, oder ihn in der Nacht von böſen Träumen zu einer ſchöneren Wirklichkeit erweckt. . . . Wie wird ſie ihm die Augen zuhalten, und mit verſtellter Stimme fragen: „Rathe, wer es iſt.“ Oder wird ſie ihn vielleicht auf ſeinem Spaziergange im Walde treffen, er muß ja täglich meilenweit ſeiner Judith entgegengehen?! Wie wird ſie ſich den guten Leuten dankbar erweiſen, die ihn verborgen hielten, die die Gefahr muthig theilten, welche ſeine Anweſenheit ihrem Hauſe gebracht. . . . Wie werden ſie wieder Arm in Arm liegen, Kopf an Kopf gelehnt, das Glück der Wiedervereinigung genießen, und ſich nie mehr von einander trennen. Wie wird ſie von nun an ihren Gatten mit dem zarten Namen „mein Kind“ rufen. Sie hatte ihm ja das Leben wiedergegeben. . . . Und wie treu wird dieſer Gatte ewig an ihr hängen, denn die Geſtorbenen, welche auch nach ihrem Tode noch lieben, pflegen nicht flatterhaft zu ſein.

Dieſe ſüßen Träumereien hielten ſie aufrecht, daß ſie unter der Wucht der Fahrniſſe nicht zuſammenbreche.

Kápor wußte es ſelbſt nicht, wo ſie reiſten Judith gab ihm die Richtung an, bezeichnete die

nächſten Wege, welche zum Ziele führten, und es ging immer raſtlos weiter.

Am dritten Tage ihrer mühſeligen Reiſe gelangten ſie in ein mit Waldungen dicht bewachſenes Thal. An beiden Seiten des Thales ragten ſteile Bergrücken empor, auf denen die Buche ſo rieſenhaft wuchs, wie anderswo die Tanne. Die kleine, ſchmale Wieſe des Thales wird von Gebirgsbächen durchſchnitten, über welche der holperige Weg bei jeder Krümmung führt; Brücken ſind in dieſer entlegenen Gegend unbekannt.

Der einzige Fahrweg führt in langen Krümmungen das Thal entlang. Stunden lang findet man keine einzige menſchliche Wohnung.

Stellenweiſe ziehen durch die Bergeinſchnitte ſchmale Wege in das Thal hinab, welche von den durch heftige Regengüſſe erzeugten und mit Gerölle angefüllten Riſſen kaum zu unterſcheiden ſind. Auch dieſe Wege ſind jetzt verlaſſen, nirgends eine Wagenſpur zu finden, man wird ſie erſt im Winter benützen, um mittelſt Schlitten Holz herabzuführen.

Die Fahrt dauerte ſchon ſeit Mittag bis Abends; immer tiefer und tiefer drangen ſie in die Urwildniß, und noch immer zeigte ſich keine menſchliche Wohnung.

Mittlerweile fing es zu ſchneien an.

Im Anfang rieſelte es wie gefrorner Thau

herab, ſpäter wirbelten große Flocken nieder und bedeckten das Grün des Thales mit einem weißen Leichentuche.

Die Bruſt Judith's ſchnürte ſich in der Einöde zuſammen; ſie mußte es ſich hundertmal denken und wiederholen: „nun ſind wir nicht mehr weit, wir werden uns bald wiederſehen", um nicht durch die Furcht der Einſamkeit erdrückt zu werden.

Káp or ſchüttelte mit dem Kopfe, ſchwieg jedoch, um ſeine Gebieterin nicht zu erſchrecken, doch dachte er: wir fahren da an ſchlechtem Orte; wir müſſen uns verirrt haben; ein närriſcher Weg das, und der wird auch bald gar ſein, und dann?!... Doch er ſchwieg.

Plötzlich geriethen ſie in noch finſtereres Dickicht; ſteile Bergmaſſen tauchten vor ihnen auf, an denen der ſchmale Weg gänzlich zu verſchwinden ſchien.

— Fahren wir noch weiter? — frug Káp or ſich gegen Judith umwendend.

— Nur weiter, weiter! — mahnte dieſe mit zitternder Stimme, — wir müſſen gleich an Ort und Stelle ſein.

Káp or ließ kaum die Pferde ein wenig ausſchnauben und jagte weiter.

Plötzlich begann Káp or zu horchen und zog die eiſerne Heugabel, die er ſich für alle Fälle

mitgenommen, unter dem Sitze hervor und legte ſich dieſelbe zur Hand.

— Ich höre Hundegebell, — ſagte Judith, in die Stille des Abends hinaushorchend. — Nehmen wir die Richtung, wir müſſen ſchon nahe ſein.

Kápor ſchüttelte mit dem Kopfe, und, ohne ein Wort zu ſprechen, ſpähte er bald rechts, bald links, als käme ihm Etwas verdächtig vor.

— Beeilen wir uns, mein guter Kápor, das iſt Hundegebell, wir müſſen einem Dorfe nahe ſein.

Kápor ſchüttelte abermals den Kopf und zog die Zügel ſeiner Pferde beſſer an, welche ſeit einer Zeit die Ohren ſpitzten und einem jeden Baumſtumpfe bedächtig auswichen.

— Nicht wahr, das iſt Hundegebell? — frug Judith den ſchweigſamen Mann?

— Nein, gnädige Frau, das iſt nicht Hundegebell, ſondern Wolfsgeheul.

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ſieben graue Beſtien aus dem Geſtrüppe hervorbrachen und quer über den Weg trabten; man konnte ſie einzeln abzählen. Sie verfolgten ein Reh, welches mit ängſtlicher Eile durch das Dickicht brach.

Die Wölfe ſchienen unſere Reiſenden gar nicht zu beachten. Im Herbſte pflegen ſie Menſchen ſelten anzugreifen, nur der Hunger des Winters treibt ſie zu dieſer Verwegenheit.

Dennoch bleibt es immer gräulich, den Beſtien zu ſolcher Zeit und in ſolcher Einöde zu begegnen. Die ſchon in der Ferne im grünen Feuer erglänzenden Augen verrathen nur zu deutlich, daß dies Hunde des Todes ſind, die von ihrem Herrn mit lebendem Fleiſch gefüttert und warmem Blute getränkt werden . . .

In der traurigen Stille des Waldes konnte man noch lange ihr Geheul vernehmen, bis ſie in der Verfolgung in ein anderes Thal einbogen.

Auf Judith's Nerven wirkte dieſe Szene furchtbar erregend. . . . Wenn ſie jetzt hier ſo elend umkommen müßte! . . . Keine, nicht die geringſte Waffe bei der Hand. In jenen Tagen durfte man ja keine bei ſich führen, ſelbſt gegen die reißenden, wilden Thiere des Waldes hatte man nur den Stock.

Wenn der hungrige Rudel zurückkehren ſollte.

Ihre Glieder erfaßte kalter Schauer.

Kápor trieb ſeine Pferde zu ſchnellerem Laufe an; man muß ja doch am Ende ſelbſt auf dieſem verzweifelten Wege zu irgend einer menſchlichen Wohnung gelangen.

Das Wetter wurde immer rauher, der Schnee fiel immer dichter, kaum konnte man noch den Weg unterſcheiden.

Plötzlich gelangten ſie in ein breites, flaches

Thal, welches ganz unter Waſſer ſtand, wo ſich auch die Spur des Fahrweges verlor.

— Sind Sie durch dieſen Moraſt gefahren, als Sie hier reiſten? — frug Kápor, mit der Peitſche auf die Waſſerfläche deutend.

— Nein, — erwiderte Judith, — damals war der Weg trocken und ſtaubig, auf dieſes Waſſer erinnere ich mich nicht.

— Es muß irgend eine Mühlwehr durchgeriſſen ſein und das Waſſer hat ſich hier geſtaut. Es wird ſchwer gehen, da durchzukommen, aber deshalb in Gottes Namen.

Das Waſſer hatte eine leichte Eiskruſte, auf welcher hie und da der Schnee ſtehen blieb. Den Weg konnte man durchaus nicht fühlen.

Plötzlich verſenkten ſich die Räder in ein tiefes Loch, und die Pferde vermochten den Wagen trotz aller Anſtrengung nicht mehr herauszubringen.

— So, jetzt ſtecken wir da — brummte Kápor im Tone verzweifelter Ueberzeugung.

— Judith ſchöpfte aus der Gefahr neue Kraft.

— Wir müſſen weiter. Verſuchen wir den Wagen nach der Seite zu wenden.

— Geht nicht. Da in dem verdammten Loche ſtecken zwei Steine und haben das Rad

eingezwängt, 's iſt noch ein Glück, daß wir nicht umgeſtürzt ſind.

— Was werden wir nun beginnen?

— Wir übernachten hier.

— Das iſt unmöglich. Wir können die Nacht hier nicht abwarten.

— Dann bleibt nichts Anderes übrig, als daß ich die Pferde ausſpanne und den Wagen hier zurücklaſſe. Auf eines der Pferde breite ich die beiden Kotzen, die Gnädige ſetzen ſich hinauf, ich führe die Pferde, und ſo müſſen wir doch endlich ein Dorf erreichen.

— Ich bin noch nie auf einem Pferde geſeſſen, und würde mich fürchten. Tragt mich über das Waſſer hinaus, dann werde ich ſchon zu Fuße weiter kommen.

Kápor gehorchte. Er ſpannte die Pferde aus und trieb ſie vermittelſt des Leitſeils vor ſich her, hob Judith, wie man mit einem Kinde zu thun pflegt, auf den Arm, und watete ſo bis an's Ufer des Waſſers.

Dort bat ihn Judith, er möge ſie zur Erde ſetzen, ſie würde ſchon weiter kommen.

Und doch hatte ſie kaum mehr Kraft genug, ſich aufrecht zu erhalten.

Wie ſtrengte ſie ſich zur Eile an, wie wollte ſie vorwärts! . . . Der Weg war ſchlüpfrig, der Schnee fiel auf lehmigen Koth und machte das Gehen doppelt beſchwerlich. Judith mußte

ſich wiederholt an die mosbedeckten, feuchten Baumſtämme anlehnen, um auszuruhen. Einmal mußte ſie ſich ſogar auf einen bemoſten Stein niederſetzen, die Müdigkeit ſchien ſie zu erdrücken. Kápor mahnte jedoch, ſie möge aufſtehen, der Stein ſei kalt, ſie könne ſich leicht eine Krankheit zuziehen. Sie gehorchte und ſchleppte ſich ohne Klage weiter.

Der Weg wollte immer noch kein Ende nehmen. Von Neuem wechſelten Wälder, Berge und Thäler, und noch immer keine Spur einer Menſchennähe.

Da durchſchnitt abermals ein angeſchwollener Gebirgsbach den Weg. Kápor mußte Judith abermals auf ſeine Arme nehmen, um ſie hinüber zu tragen. Dann ſetzte er ſie aber nimmer zur Erde.

— Laſſen Sie mich hinab, — ſtammelte Judith mit bebender Stimme.

— Nein, bei Gott, das werde ich nimmer thun, bis wir nicht unter Menſchen kommen! — ſagte der ſtarrköpfig gewordene Fuhrmann im entſchiedenen Tone.

— Ich bin ja nicht müde!

— Ich auch nicht. Kommt es mir doch vor, als trüge ich nur ein Kind auf den Armen.

Judith fing leiſe zu ſeufzen an.

Nun iſt es aber ganz Nacht geworden, und nur das Schneelicht erleuchtete die Gegend.

Nach langem Marſche gelangten ſie in eine runde Lichtung, in deren Mitte ſtand eine große Buche, die Wieſe durchſchnitt ein Bach, welcher, zwiſchen Wildroſengeſträuch laufend, einige Kaskaden bildete.

Als Judith den Baum gewahr wurde, rief ſie:

— Halten wir, mein Freund!

— Dieſer Baum?

— Gibt es Etwas an dieſem Baum?

— Ich erinnere mich dieſes Baumes. Tragen Sie mich hin.

Kápor that, wie ihm geſagt wurde, und ließ dann Judith von ſeinen Armen gleiten.

Dieſe lief ſtracks auf den Baum los, und ihr Gemüth erheiterte ſich plötzlich.

— Ja ja, der iſt's. . . . Ich erkenne ihn ſchon. Hier der Bach mit ſeinen wilden Roſen, hier der Stein, auf welchem wir mit einander ſaßen! Bis hieher hatte er mich geleitet, als er von mir Abſchied nahm; ich geſtattete ihm nicht, weiter zu kommen. . . . Kommen Sie doch her, Kápor. . . . Sehen Sie, ſehen Sie dieſe zwei Buchſtaben da in die Baumrinde geſchnitten, ſie rühren von ſeiner Hand her. Ein J, und ein B; ſehen Sie mal, es bedeutet: Judith und Béla! O mein Gott!...

Und ſie bedeckte, vor Freude ſchluchzend, den letzteren Buchſtaben mit ihren Küſſen.

Von nun an ſchien es, als hätte ſich ihre Seele durch einen einzigen Gedanken verjüngt, als wäre ſie zu friſchem, kräftigem Leben wiedergeboren. Sie bedurfte keiner Stütze, keiner Hilfe mehr.

— Nun eilen wir, das Dorf iſt hier ganz in der Nähe, kaum auf einen Steinwurf entfernt.

Wäre der Wind nicht geweſen, hätten wir die Abendglocke läuten gehört. . . Nun eilen wir, eilen wir.

Nun ſchritt ſie mit leichten, elaſtiſchen Tritten voran, als wäre ſie aller Sorgen bar, ſie eiferte Käpor und die vor Müdigkeit ſtrauchelnden Pferde zur Eile an.

— Zweihundert Schritte noch und wir ſind an Ort und Stelle!

Jetzt konnte man wirklich Hundegebell vernehmen. Es thut ſo wohl, in öder, einſamer Nacht die Stimme dieſes treuen Hausthieres zu vernehmen, jenes einzigen Thieres, bei welchem Freundſchaft, Charakter, Muth und Selbſtaufopferung — ſo ſeltene Tugenden unter den Menſchen — alltägliche Gewohnheit ſind.

Das Gedächtniß Judith's täuſchte ſie nicht. Bei der erſten Wendung, welche hinter einem waldigen Hügel in's Freie führte, konnte man das in einem Thale zerſtreut liegende Dorf auf kaum hundert Schritte Entfernung erblicken; die

kleinen Schornſteine rauchten, die Fenſterchen der zerſtreut liegenden Häuſer erglänzten in der Nacht gleich Johanniskäferchen.

Judith hielt an und ſagte mit vor Freude bebender Stimme zu ihrem Begleiter:

— Hier iſt es, hier habe ich ihn verlaſſen!

Jetzt konnte ſie es geſtehen; waren ſie doch bereits an Ort und Stelle.

Ihr Herz ſchlug ſo ſchnell, ihre Adern klopften ſo heftig; ... war es von der großen Freude oder vom heftigen Fieber. ...

Es iſt nicht gut, ſich über etwas ſtark zu freuen.

Das verfloſſene Jahr hatte es bewieſen: Alles, worüber man ſich gefreut hatte, wurde zu Elend und Jammer.

Dieſer Gedanke wurde gleich bei den erſten Häuſern des Dörfchens im Gehirne Kápor's rege, als er vor einem Zaune zwei eingeſchlagene Pfähle gewahrte, zwiſchen welchen eine ſchmale hölzerne Tafel hing, an der Spitze einer dieſer Pfähle war ein Büſchelchen Stroh befeſtigt.

Auch die junge Frau konnte es gewahren, doch verſtehen ſich die ſtädtiſchen Damen auf ſolche ländliche Symbolik nicht. Wüßte ſie, wie Kápor es weiß, was dieſe Pfähle, dieſe Tafel, dieſes Strohbündel bedeuten, ſie würde vor Schreck zuſammenſinken.

An dieſem Brette pflegen die bequartierten Reiter durch Klopfen das Zeichen zum Pferde=füttern zu geben.

Alſo gibt es wieder Gefahr.

Sie mußten durch das ganze lange Dorf ſchreiten.

Beim letzten Hauſe, deſſen rückwärtige Fenſter ſich gegen den Wald öffneten, hielten ſie an.

— Hier werden wir bleiben, — ſagte Judith leiſe zu ihrem Begleiter; ſie fand leicht die Thüre, welche in die Küche führte.

Sie öffnete dieſelbe ohne Geräuſch.

Vor dem Herde ſtand die Hausfrau; am Rande desſelben ſaß eines ihrer Kinder, die zwei anderen ſpielten auf der Erde; der Mann hockte auf einem niederen Schemel und rebbelte Mais an dem Meſſer, welches in den Rand des Schemels befeſtigt war. Sonſt war Niemand in der Küche anweſend.

Wo iſt Béla?

Als Judith die Küchenthür geöffnet hatte, ſahen Mann, Frau und Kinder alle neugierig den Gaſt an; als aber Judith in das Licht des hell lodernden Herdfeuers trat und das große Tuch, womit ihr Geſicht verhüllt war, auseinanderſchlug, da riefen Alle auf einmal: Jeſus Maria! . . .

Der Ruf erſcholl aber nicht im Tone der freudigen Ueberraſchung, ſondern in dem des Schreckens.

— Gnädige Frau! — rief das Weib, Judith entgegen eilend. — Sind Sie es?

— Ja, ich bin es, gute Teréz; doch wo ist Béla?

— O barmherziger Gott, in solchem Wetter! . . .

— Das Wetter thut nichts. Wo ist Béla?

— Herr Béla? — wiederholte die Hausfrau verwirrt, und blickte verzweifelnd ihren Gatten an, welcher sich unterdessen von seinem Schemel erhoben hatte und an Judith herantrat.

— Um des barmherzigen Gottes Willen, sagen Sie mir's, wo Béla ist?

Der Mann stählte seinen Muth und antwortete:

— Herr Béla ist nicht hier. Vor zwei Tagen kamen berittene Gensd'armen in's Dorf. Als sie Herr Béla gewahrte, öffnete er eines der in den Wald führenden Fenster, sprang durch dasselbe und floh in den Wald, ohne einen Auftrag zu hinterlassen. Seitdem haben wir nichts von ihm gehört.

So weit hatte die Lebenskraft der armen Frau ausgereicht.

Als sie hörte, daß ihr Mann verschwunden, daß er sich wieder in die von Gefahren wim-

meinde Welt geſtürzt, daß Alles, was ſie zu ſeiner Rettung, welche ſie nun vollbracht glaubte, zu Nichts geworden; daß ſie ſtatt der ſüßen Umarmung des Wiederſehens in die folternden Arme des Zweifels gerieth ... da ſtürzte ſie plötzlich leblos zuſammen. Mehr zu ertragen, iſt dem Weibe nicht gegeben.

Die beiden Leichen.

Nun ſind ſie alſo beide todt.

Der Eine lebt noch, bewegt ſich über der Erde, iſt aber dennoch todt, er hat kein Recht an das Leben mehr; er iſt ein begrabener Mann. Er muß ſich verbergen, ſchweigen, dulden, wie die Todten, er darf ſich nur um Mitternacht auf die Erde wagen, wie die Geſpenſter.

Die Andere — liegt bereits auf der Bahre.

Die guten Leute, in deren Haus Judith kam, hatten Alles aufgeboten, um Judith in's Leben zurückzurufen; als jedoch bis zum Abend des folgenden Tages jeder Verſuch erfolglos blieb, und die ſtarre Bläſſe des Todes vom Antlitze nicht weichen wollte, da zogen ſie ihr Todtenkleider an, ließen einen Sarg anfertigen und die Glocken läuten ... morgen ſoll ſie begraben werden.

Hier iſt er alſo, der alle Räthſel des Lebens löſt, der Tod, welcher ſelbſt ein tiefes Räthſel iſt,

welches der menſchliche Geiſt noch nicht zu löſen vermochte.

Die Weiſen der Materie haben durch ihre chemiſche Wiſſenſchaft es herausgebracht, daß die Lebenskraft nichts Anderes ſei, als ein chemiſcher Geſtaltungsprozeß, und der Tod nichts Anderes iſt, als daß eine träge Maſſe in Fermentation übergeht, wie wenn der Wein zu Eſſig wird. Eines haben jedoch die Weiſen zu erklären vergeſſen. . . . Wie wird der Eſſig wieder zu Wein? . . .

Der Umlauf des Blutes ſtockt bereits, das Herz hat zu ſchlagen aufgehört, die Nerven gehorchen keinem Willen mehr; die Maſſe fühlt nichts, ihre Laſt zieht ſie zur Erde hinab, in den Staub, zu den verwandten Atomen; . . . . wie aber, wenn der Tauſendſte, der Hunderttauſendſte auch dann noch denkt?! . . . . Sagt es mir, Ihr Weiſen der allmächtigen Materie, was es iſt, was da d'rinnen noch immer lebt, wenn die Wiſſenſchaft ſchon längſt kein Zeichen mehr des Leben bedingenden chemiſchen Wirkens an der Materie wahrnimmt? . . . was nicht „Leben", ſondern „Seele" iſt . . . deſſen Sitz Ihr bisher vergebens geſucht; iſt er im Herzen, im Gehirn, in der Wärme des Blutes? . . . Hält es ſich etwa in der denkenden Stirne, oder im Rückgrat auf? . . . Dieſes Etwas, welches auch dann zugegen ſein kann, wenn die ganze Staub-

hülle bereits öde und kalt; dieſes Etwas, welches auch dann Bewußtſein, Willen, Sehnſucht und Furcht empfindet, wenn es mit dem Organismus des Körpers nichts mehr zu thun hat?!

Erklärt es, wie es kommt, daß ein Leichnam, deſſen jeder Blutstropfen bereits zu Eis geworden, es noch zu hören vermag, was man über ihn ſpricht; was die Todtenweiber ſagen: „Welch eine ſchöne Leiche, wie ſchön der Myrthenkranz auf ihrer Stirne ſtrahlt?!“ Doch fühlt ſie das Stechen der Blätter nicht mehr; ſie hört es, die Leiche, wie man ſpricht: „ziehen wir den Trauring von ihrem Finger, damit wir ihn dem Gatten überreichen können, wenn er wiederkehrt.“ Die Leiche fühlt es aber nicht, wie man ihr den Ring vom Finger zog. Sie hört den Geſang der Todtenwächter, das Todtengeläute der Glocken; das Flüſtern der Beſucher; ſie hört das Knarren der Ringlein, als man die Vorhänge zuſammenzieht, damit ihr die Sonne nicht in's Geſicht ſcheine, doch fühlt ſie die Wärme des Sonnenſtrahls nicht. . . .

Die Leiche weiß Alles, was geweſen, Alles was noch kommen wird. . .

Sie hat noch ſo viel Bewußtſein, um auf die Zeit zurückdenken zu können, welche in Tage, in Stunden eingetheilt geweſen; auf die Zeit, wo der helle Tag mit der dunklen Nacht abwechſelt; ſie vermag an Jenen zu denken, den

ſie geliebt, beſchützt, und für den ſie geſtorben iſt; ſie iſt ſich bewußt, daß dieſe Liebe, dieſer Schutz mit dem Tode in die Erde verſenkt wird, woher kein Auferſtehen mehr.

Dieſe Leiche liebt und fürchtet jetzt noch; nicht etwa, daß ſie in ein bretternes Gefängniß verſchloſſen und in die Tiefe der Erde verſenkt wird, daß man eine ſechs Schuh hohe Schichte über ſie wirft, und ſie das allmälig dumpfer werdende Kollern der Erdſchollen mit anhören muß; nicht, daß lange, nachdem es grauenhaft öde und ſtille geworden iſt in ihrer langen, dumpfen Nacht, ſie noch lange, lange hören muß, wie der Maulwurf an den Brettern ihres Sarges bohrt; ... ſie denkt nicht darauf, daß wenn nach Tagen die Lethargie dem wiederkehrenden Leben weicht und ſie zum lebenden Bewußtſein erwacht, ſie den Tod bitten wird, um als ewiger Befreier zu kommen.

Nicht derart waren ihre Gedanken.

Sie kämpfte mit Anderem: der Gatte iſt fort, er flüchtete ſich in die weite Welt, und ſie ... hatte den Brief mitgenommen, der ihm das Leben gerettet hätte. Den Brief wird aber Niemand finden können, denn der iſt geborgen, ſie hatte ihn ja in ihr Mieder zwiſchen das Fiſchbein eingenäht. .. Wer würde ihn dort je finden? Wie könnte er in die Hände des Verfolgten gerathen?

Die Stirne der Leiche war kalt; innerhalb dieſer Stirne lebte die Verzweiflung! . .

Erklärt mir Dies, Ihr Weiſen der allwiſſenden Materie! . .

Die Uhr ſchlug acht; die Leichenbeſucher wünſchten gute Nacht, und gingen.

Der Hauswirth ſagte zu ſeinen Leuten, ſie mögen ſich zur Nachtruhe begeben, er werde ſchon die Todtenwache halten.

Die Hausfrau verſprach Wein hineinzuſenden, die Nacht ſei ja lang, das Gemach kalt, und die Nähe der Leiche mache noch kälter . . . dem Manne war's recht; er ließ die Gattin gewähren.

Die Uhr ſchlug abermals: „Neun!“ . . .

An der Hausthüre wurde Säbelgeklirr vernehmbar, Tritte näherten ſich dem Zimmer; es kam Jemand mit beſpornten Stiefeln.

Der Hauswirth redete den Ankömmling an:

— Guten Abend, Herr Wachtmeiſter. Wir haben eine Leiche.

— Ich ſehe es, — ſprach eine unbekannte Stimme — wird vermuthlich die Gattin jenes Herrn ſein, welcher von hier entwich.

— Ich weiß es nicht . . . habe weder den Herrn, noch die Frau gekannt.

— Sie thun gut daran, wenn Sie ſo ſprechen, — ſagte der Wachtmeiſter — reden wir nicht mehr davon.

— So ist's. Trinken Sie lieber ein Glas Wein.

— Danke. Auf Ihr Wohlsein.

Man hörte das Knarren des Stuhles, als sich der Wachtmeister setzte.

— Ich wußte es wirklich nicht, daß mein Gast ein gefährlicher Mensch sei, — begann der Hauswirth.

— Ein sehr gefährlicher, — betheuerte der Gensd'arm. — Es war gut für ihn, daß er bei Zeiten entsprungen.

— Wäre es schlimm für ihn gewesen, wenn man ihn erwischt hätte?

— Man fahndet sehr nach ihm.

— Wird man ihn auch weiter verfolgen?

— Bis man seiner habhaft wird. Er ist ein Flüchtling erster Klasse.

— Was heißt das: Flüchtling erster Klasse?

— Na, das ist ein Mann, für dessen Kopf ich nicht einen Heller gebe.

— Trinken Sie noch ein Gläschen, Herr Wachtmeister.

— Danke! So ein Gläschen schadet nicht, wenn man bei solchem Wetter den ganzen Tag hindurch im Walde herumstreift.

— Sind Sie schon auf seine Spur gestoßen?

— O ja, die Schweinhirten im Walde haben erzählt, daß sie ihn nach seiner Entweichung

mehrmals geſehen haben, folglich muß er ſich in der Nähe aufhalten.

— Würden Sie ihn, wenn er ſich vor Ihnen flüchtete, erſchießen?

— Dies thäte ich ungern; doch wäre dies für ihn das kleinere Uebel.

— Das kleinere Uebel?

— Ich vermuthe, daß er ſich in der Höhle des ſogenannten hohlen Steines aufhält; übrigens ſoll das unter uns bleiben, erzählen Sie es Niemandem.

— Gott bewahre!... Nehmen Sie noch ein Glas, mein Herr Wachtmeiſter.

— Danke. Ich möchte mich lieber zur Ruhe begeben.

— Wo werden Sie aber dieſe Nacht ſchlafen? Wir mußten Ihr Zimmer der Leiche hier einräumen.

— Thut nichts. Ich werde mich auf den Boden begeben, dort ſchläft es ſich ſo gut im Heu.

— Gute Nacht denn, Herr Wachtmeiſter.

— Ruhſame, gute Nacht!

— Ich werde ſie nicht haben, muß bei der Leiche wachen.

— Eine froſtige Unterhaltung das. Ich jage doch lieber dem Manne nach. Morgen beginnt die Hetze auf's Neue. Gott behüte....

Die Todte hörte abermals das Säbel- und

Sporengeklirr, das Knarren der Thüre, als der Wachtmeiſter hinausging; das Aechzen der hölzernen Treppe, als derſelbe auf den Boden ſtieg, und die Tritte oben auf der Diele des Bodens, das Geräuſch, welches der Held verurſachte, als er ſich in das Heu warf, um zu ſchlafen... Er wählte ſein Nachtlager gerade über dem Haupte der Todten.

Und die Todte hörte dies Alles ganz gut, und mußte mit dieſem furchtbaren Bewußtſein da d'rinnen in der ſtarren, kalten Hülle kämpfen.

Die ewige Verdammniß wird in heiligen Büchern als der Zuſtand des ewigen Heulens und Zähneklapperns geſchildert; doch was iſt dies gegen die Verzweiflung, welche in einem ſtummen, unbeweglichen Körper wühlt? In dem ſchmerzerzeugten Wahnſinne, welcher zum Selbſtmorde treibt, gibt es noch etwas Menſchliches; der irre Gedanke aber, hinter geſchloſſenen Lippen eingepfercht mit all' ſeinen Schreckensbildern in einem lebloſen Körper, iſt etwas Dämoniſches!...

Kein einziges Glied rühren zu können, über keinen einzigen Laut zu gebieten... und dulden da d'rinnen das Toben des gegen den Himmel ſich auflehnenden Geiſtes, welcher ſeine Eishülle zu zerſprengen droht!...

— Man verfolgt ihn, und ich vermag ihm nicht beizuſtehen... Man verfolgt ihn, und ich vermag nicht zu rufen: haltet ein, ſchont

ihn, hier iſt ſein Schutzbrief! . . . Mit einem Worte könnte ich ſein Leben retten, und bin nicht im Stande, dieſes Wort zu ſprechen. . . Ich bin ein Leichnam. Und man wird mich lebendig in das Grab verſenken. . . Nie werde ich ihn mehr wiederſehen. . . Nie wird er erfahren, was ich für ihn gethan! . . Er wird ſterben . . . ebenſo verzweifelnd und gottverleugnend wie ich! O Mutter, Mutter! . . Wie furchtbar iſt Dein Fluch! . . Wie weit reicht Deine kalte Hand! . . Weshalb bin ich Dir nicht auf den Grund des Waſſers gefolgt. . . Jener Tod wäre nicht ſo ſchrecklich geweſen, als dieſer . . . Hier liege ich todt; eine Leiche, und lebe, höre und zittere dennoch. . . . O mein Gott, mein Gott! . . . Willſt Du mir denn nicht mehr beiſtehen? . . Immer hielt mich der Glaube an Dich aufrecht — und Du verläßt mich jetzt in meiner Sterbeſtunde? Du läſſeſt es zu, daß ich mit dem Gedanken in eine andere Welt hinübergehe, daß es weder hier noch dort einen Gott gibt? . . . . .

. . . . . Ein dumpfer Fall verſcheuchte die lautloſe Stille der Nacht, als wäre Jemand durch das Fenſter in das Zimmer geſprungen.

Da ertönte der erſchrockene Ruf des Todtenwächters:

— Heiligſte Dreifaltigkeit! . . .

Jemand ſtürzte zur Todtenbahre hin. . .

Judith hörte, fühlte jedoch die Küſſe

nicht, womit ihr Geſicht, ihre Hände bedeckt wurden; ſie hörte das Schluchzen, durch welches ihr Name ertönte:

— Judith, meine Judith! . . .

Die Leiche erkannte die Stimme des Gatten. Die Stimme durchzuckte gleich einem galvaniſchen Strom all' ihre Nerven.

Die Todten fühlen auch Freude.

— Um Gottes Willen; wie konnteſt Du zurückkehren? — flüſterte der Hauswirth. — Die Gensd'armen ſind hier im Hauſe.

— Ich hatte von den Hirten im Walde erfahren, daß meine Gattin angekommen und hier geſtorben ſei, — ſagte Béla.

Die Leiche hörte dieſe Worte ganz deutlich, ſie klangen ihr aus ſolcher Nähe in's Ohr, als hätte Béla ſeinen Kopf an ihr Kopfkiſſen gelegt.

— Die Arme. Der Himmel hat es ſo verfügt.

— Der Himmel hat es nicht ſo verfügt! — fiel der Gatte in wildem Tone ein; — das iſt nicht wahr!

— Ruhig! Um des Himmels willen! Du ſtürzeſt Dich in's Verderben. Der Gensd'arm ſchläft da oben, gerade über unſeren Köpfen; wenn Du ihn weckeſt, biſt Du verloren. . . . Küſſe Deine Gattin und fliehe!

Der Gatte küßte ſtatt jeder Antwort hundertmal Hände und Wangen der Todten, und blieb.

— Herr! . . Freund! . . fliehe, rette Dich! — beſchwor ihn der Wirth. — Der Wald iſt umzingelt; Deine Höhle iſt auch entdeckt, gehe dahin nicht mehr zurück; wende Dich gegen den Norden, dort kannſt Du noch durchſchlüpfen . . kümmere Dich um die Todte nicht mehr . . . Die iſt ſchon glücklich . . . ſie fühlt nichts mehr.

— Laſſe mich in Ruhe. Kümmere Dich nicht um mich. Auch ich bin todt, ſo oder ſo . . . . Was würde mein Leben von nun an ſein? . . . Doch es iſt nicht wahr . . . Sie kann nicht todt ſein. Sehen denn ſo die Todten aus? Lächelt ſo das Geſicht einer Leiche? Es iſt nicht wahr, es kann nicht wahr ſein.

— Gott gäbe es, daß es nicht wahr wäre.

— Haſt Du einen Arzt gerufen? Hat er es erlaubt, daß ſie begraben werde.

— Er war hier, und hat es erlaubt.

— Ein Narr war er, wenn er's gethan. Er verſteht ſich auf die Sache nicht. Doch was ſcheren ſich die Leute um das, was nicht ihnen gehört! Sie fühlen ja den Schmerz nicht.

— Aber um Gotteswillen, was willſt Du jetzt hier?

— Was ich will? . . Ich will es verhindern, daß ſie begraben werde. . . Es möge mit mir geſchehen, was da wolle. . . Mich kümmert's nicht. Und wenn man mich in Stücke zerreißt, werde ich, ſo lange ein einziger Nerv in mir noch lebt,

es doch nimmer zulaſſen, daß man ſie beerdige. Sie lebt.... Siehe, wie ihr Antlitz lächelt!... Nein, nein! Wer ſie begraben will,. der muß mich mit ihr begraben

Judith fühlte in ſich das Wiedererwachen der Glückſeligkeit.

Der Gatte, der treue Geliebte kam, jeder Todesgefahr trotzend, um die Gattin von dem Schrecklichſten aller Schickſale zu retten; — nur Diejenigen, welche ſo lieben, vermögen zu ſagen: „Ich glaube an den Tod nicht! er iſt nur ein Schlaf, auf welchem das Erwachen folgt.... Dieſe kalte Leiche gehört noch mir, und nicht dem Grabe, ich gebe ſie nicht her. Möget Ihr mich immerhin einen Narren, einen Wahnſinnigen ſchelten; aber ich erlaube es nicht, daß man den Sargdeckel über ſie ſchließe, und ich tödte Denjenigen, welcher ſie anrührt.

Die Wärme dieſer Worte drang durch die eisſtarre Hülle der Leiche zur fühlenden Seele.

— Warte! — rief Béla — und Du ſollſt ſehen, daß ich nicht wahnſinnig bin. Judith litt ſehr oft an Herzkrämpfen. Da gab es kein anderes Mittel, als daß ich ihr meinen warmen Athem auf den Buſen hauchte, und war es von dieſer Wärme, oder von der Glut meiner Liebe, das Uebel verſchwand allſogleich.... Auch jetzt muß ich ſie in's Leben zurückrufen.

Wie ſüß klangen dieſe Worte für die ver-

borgene Seele. Judith begann an ihrem Körper ein wohlthuendes Erſchlaffen zu fühlen, welches das Bewußtſein der Seele zu betäuben begann; je mehr die Kraft des Denkens ſchwand, deſto mehr erſtarkte das Gefühl in ihrem Körper. Nur Einen Gedanken hatte ſie noch, oder vielmehr Einen Inſtinkt, Ein Gefühl, Einen Glauben: „Gott iſt überall.“

Dann verlor ſie völlig das Bewußtſein.

Der Gatte lag wie ein Wahnſinniger an dem marmornen Buſen ſeiner Gattin, und ſuchte mit ſeinem heißen Athem die Kälte desſelben zu bannen; der andere Mann blickte ihn mit wehmüthig theilnehmenden Blicken an, als wollte er ſagen: Welch' vergeblicher Kampf gegen den Tod! . . .

— Siehe, ſiehe! . . . bemerkſt Du es nicht, wie ſich ihre Wangen röthen?

Der Angeredete ſchüttelte traurig den Kopf, er konnte nichts wahrnehmen.

— Hole einen Spiegel und halte ihn an ihre Lippen, ob kein Hauch daran zu ſehen.

Der Wirth gehorchte, die Fläche des Spiegels trübte ſich nicht.

Der Gatte fuhr mit ſeinem verzweifelten Verſuche fort.

— Laſſe mich. Unterbreche mich nicht. . . Wenn ich's früher weiter fortgeſetzt hätte, wäre

es mir gelungen. . . Ich hatte ja ſchon den Pulsſchlag gehört. . .

Und Béla ſetzte das wahnſinnige Unternehmen: ſein eigenes Leben in die Bruſt ſeiner Geliebten einzuhauchen, fort.

— Siehe her! . . Siehſt Du es?

— Was?

— Was? Die Schweißperlen hier an ihrer Stirne?

Der Gefragte antwortete, daß er nichts ſehe. Flimmerte es ihm doch ſchon vor den Augen. Dieſe betäubende Szene, wo eine aufgeregte Seele, weil ſie ſich in ein bitteres Schickſal nicht fügen will, die Auferſtehung eines Todten dem Geſchicke abtrotzen will, erfüllte den einfachen Menſchen mit Grauen. . . Er zitterte.

Und doch waren die kalten Schweißperlen auf der marmornen Stirne wirklich ſichtbar.

— Siehſt Du noch immer Nichts? — frug ihn abermals Béla, indem ſeine Augen in wildem Feuer erglänzten.

— Nein. Ich ſehe noch immer Nichts.

In dieſem Momente öffnete die Todte ihre großen ſchwarzen Augen, und heftete den ſtarren Blick auf das Angeſicht des Zweiflers.

Dieſer fiel, vor Schreck keuchend, in die Kniee. . . . „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“

Die Leiche ſtarrte mit den offenen Augen vor ſich hin.

Es war dies aber nicht der Blick des ſelbſtbewußten Lebens, ſondern das ſtarre Schauen des Todes, womit er die Lebenden ſchreckt.

— Siehſt Du's, ſiehſt Du's? Sie lebt! — ſtammelte außer ſich der Gatte.

Der andere Mann bedeckte ſein Geſicht und zitterte am ganzen Leibe.

Sie lebt nicht, — dachte er; — ſie iſt ein Geſpenſt. Und in Wirklichkeit war die Szene darnach angethan, als hätte eine bis zum Wahnſinn geſteigerte Liebe die Todte in ein Geſpenſt umgezaubert.

Dies weiße, alabaſterne Antlitz, mit dieſen zwei ſchwarzen, ſtarren Augen!

Béla empfand kein Grauen. Er beugte ſich über die geſpenſtiſche Geſtalt und küßte ihre Lippen!

Nach dem Kuſſe drückte die Leiche die langen, ſeidenen Augenwimpern zu, und ihr Geſicht begann ſich mit einem leichten Roth zu überziehen.

Dann faltete ſie die Hände, welche mit einem dünnen Seidenband zuſammen gebunden waren, wie zum Gebet.

Béla wies unter krampfhaftem Lachen auf ſie; über ſein von Verklärung ſtrahlendes Geſicht liefen die hellen Thränen; von ſeinen Schläfen

träufelte der Schweiß herab ... Das war ein furchtbarer Kampf ... Ein Kampf, wie ihn Jakob nicht mit Gott in der Wüste beſtanden! ..

„Gott" ließ es zu, daß der „Menſch" Sieger bleibe. ..

Da ergriff der andere Man mit Andacht die Hand Béla's, und führte ſie zu ſeinen Lippen.

— Du haſt ein Wunder vollbracht, die wahre Liebe erweckt ſelbſt die Todten ...!

— Rufe Deine, Frau — ſprach Béla; — tragt ſie aus dieſem kalten Zimmer weg, und pflegt ſie nach Kräften.

— Wir werden ſie ſchützen, wie ein Geſchenk Gottes! ...

— Sende nach dem Arzt! ...

— Ich werde ſelbſt fahren. Meine Pferde ſind ausgeruht. Bis zum Morgengrauen bin ich zurück ... Du aber eile und rette Dich. Für D i ch iſt es nicht gut hier zu weilen.

— Ich werde gehen. Doch mußt Du mir früher bei Gott ſchwören, daß Du über meine Frau wachen wirſt, und ſie nie zu begraben erlaubſt, wenn ſie wie immer todt erſcheint, bis ich nicht zurückgekehrt bin. Schwöre mir dies! ...

— Ich ſchwöre es Dir. Der Gedanke an dieſe furchtbare Nacht wird mich nie meinen Schwur vergeſſen laſſen ... doch eile, eile! ...

— Noch einen Kuß, Judith!

Und dieſer Kuß wollte kein Ende nehmen, er dauerte eine Ewigkeit.

— Eile, eile! . . . der Gensd'arm da über uns iſt erwacht; unſer Geſpräch hat Verdacht erweckt; hörſt Du nicht ſeine knarrenden Tritte, wie er die Stufen herabſteigt . . . O, er ſteht ſchon vor der Thür! . . . Eile, eile! . . .

Als der Gensd'arm vor der verſchloſſenen Thür ſtehen blieb und an derſelben zu klopfen und zu rütteln begann, erſt dann flüchtete ſich Béla durch's Fenſter.

Der Wirth öffnete die Thüre, der Gensd'arm frug verdächtig:

— Wer war hier, wer hat hier geſprochen, was iſt geſchehen?

— Sehen Sie 'mal. Die Todte iſt erwacht . . . Helfen Sie mir den Sarg in's warme Zimmer hinüber tragen . . .

Der rauhe Soldat ſchien ergriffen; er vergaß, weshalb er herabgeſtiegen, und half bereitwillig den Sarg in's warme Zimmer hinüber tragen . . .

Nach einer halben Stunde war der Wirth bereits auf dem Wege, um den Arzt zu holen; er hatte jedoch kaum die Hälfte ſeines Weges zurückgelegt, als er dem Arzt begegnete. Er hielt ſeinen Wagen an, um ihm den Fall zu erzählen. Der Arzt wußte bereits Alles. Ein junger Mann habe ihn vor Tagesanbruch geweckt und gebeten,

zu eilen. Der Arzt beſchrieb, wie der Mann ausgeſehen.

Das konnte nur Béla ſein. Wie er aber zu Fuß über die ſteilen Gebirge, einige Stunden früher als der Wirth, welcher mit ſeinen guten Pferden jagte, dort ankam, das mögen Diejenigen enträthſeln, die einſt ſtark geliebt haben.

Als Judith vom ſtarren Todeskampfe zum Leben erwachte, verfiel ſie in ein ſchweres Nervenfieber. Wochenlang litt ſie und war ſtets bewußtlos; als die Kriſis vorüber, als ſie wieder ihr Bewußtſein, ihre Lebenskraft zurück erlangt hatte, hörte man von Béla nichts mehr im Lande.

Seraphine.

Hundertachtzig Tage ſind nach dem Tode Zeleji's verfloſſen, als Seraphine ihre Hand Fertöy reichte.

Sie that übrigens Alles, was von ihr zu erwarten ſtand.

Als ſie von der Schäßburger Schlacht hörte, und den Tod Robert's in hundertfacher Variation erfuhr, da war ſie verzweifelt; ſie wollte ſich tödten, ſie wollte Gift nehmen; vielleicht nahm ſie es auch ... wer weiß aber, ob es auch Gift war ... Sie wollte ſich auch allſogleich auf den Weg begeben, um ihn aufzuſuchen ... aber die Brücke war noch nicht hergeſtellt.

Wochenlang litt ſie, es war ein Jammer ſie zu ſehen. Am meiſten ſchmerzte es ſie, daß er, wenn er noch am Leben, keine Nachricht von ſich gab? Und, wenn er geſtorben, weshalb er nicht in ihren Träumen erſchien, um es ſie wiſſen zu laſſen!? (Dieſen Wahn mußte ſie ſpäter arg bereuen.)

Mit der neuen Wendung der Geſchichte iſt manches Alte wieder neu geworden. Das alte Haus, welches in Ruinen lag, wurde neu aufgebaut, und in den Salons konnte man allmälig die alten Gäſte wieder erſcheinen ſehen; freilich waren es nicht die der jüngſtvergangenen Zeiten, ſondern noch ältere. Zu ihnen zählte auch Fertöy.

Fertöy war zu jener Zeit ein großer Herr. Was er eigentlich geweſen, kann ich hier nicht beſtimmen, da die Geſchichte den Namen ſeiner Herrlichkeit nicht verewigt hat.

Fertöy war ein ſehr gerne geſehener Gaſt im Hauſe, gerade wie früher. Man hatte es ihm bereits vergeſſen, daß er, als ſich die Familie in den traurigſten Tagen aus der Stadt flüchten wollte, ihr ſagen ließ: ſie möge ſich nur dort „unterhalten", wo ſie es bisher gethan.

Auch Mama Holdváry hat es vergeſſen, ſich verſchiedene Sonnenſchirmenſtiele aus verſchiedener großer Männer Knochen verfertigt zu wünſchen, im Gegentheil wurde ſie zu einer ſehr vernünftigen Frau, nur hatte ſie noch den einzigen Fehler, daß lieber ſie Herrn Fertöy geheiratet hätte, als daß ſie ihm ihre Tochter gab.

Dieſer letzte Umſtand gab zu einer gewiſſen Spannung zwiſchen Mutter und Tochter Anlaß, welche aber nur Diejenigen merken konnten, die in die Geſchichte eingeweiht waren.

So fiel es Jedem auf, weshalb Mama Holdvary vor Seraphinen ſtets von Robert ſpreche? weshalb ſie dieſen unter Seufzern lobe? weshalb ſie jeden Morgen ſpricht: ich habe von Robert geträumt; Du wirſt ſehen, wie er auf einmal vor uns ſtehen wird... O, der arme Robert! Du wirſt ſehen, daß man ihn wieder in ſeine alte Charge einſetzt, war er doch ein ſo tüchtiger Offizier. Tröſte Dich Seraphine, tröſte Dich.

Wer aber den Schlüſſel zu den Familiengeheimniſſen hatte, dem mußte es einleuchten, daß alles dies Gerede nur deshalb war, damit Seraphine ſich nicht ſo ſchnell Witwe glaube.

Seraphine pflegte nie mit ihrer Mutter zu ſtreiten.

An einem ſchönen Tage kam nun Fertöy mit der niederſchmetternden Nachricht, daß er nun Gewiſſes über Zeleji's Tod wiſſe. Vermittelſt ſeiner vielfachen Verbindungen ſei es ihm gelungen, jene drei Männer ausfindig zu machen, welche Robert auf dem Kampfplatze aufgefunden und begraben hatten. Er wies ihre authentiſchen Ausſagen vor (es waren drei ehrliche ſächſiſche Bürger), aus den Ausſagen ging hervor, daß ſie ſeine Taſchen genau unterſucht und da in der Brieftaſche ſeinen Namen geſchrieben fanden. Den Namen hatten ſie ſich gemerkt, die Brieftaſche aber als Lohn ihrer Mühe behalten; auch die

Perſonsbeſchreibung traf zu, und erboten ſich die drei Zeugen, wann immer einen Eid zu leiſten, was übrigens ganz überflüſſig ſei. So ſtehe es außer jedem Zweifel, daß Robert geſtorben ſei.

..... Daß er todt, unterliegt keinem Zweifel! Von ſeinem Begräbniß wiſſen aber nur die Wolken, welche den Rauch des Opfers nicht aufgeſogen; und dieſe werden es Niemandem verrathen.

Der einzige Mann, welcher ihn verbluten, ſterben, in Flammen und Rauch aufgehen ſah, welcher auf ſeine Aſche weiſen könnte, der Dichter und Soldat Pußtafi, iſt ſeit jener ominöſen Nacht nicht mehr geſehen worden.

Wo er hingekommen? Ob auch ihn der Sturm des Krieges weggefegt? Ob man ihn während der Flucht in den Wäldern getödtet? .. Ob man ihn vielleicht in eines jener Gräber geworfen, deren Bewohner ungenannt blieben? Ob ihn die Ruſſen gefangen und nach Sibirien geſchleppt? ... Ob er auf kürzeſtem Wege in den Kerker gerieth? Wer konnte das wiſſen, wer kümmerte ſich darum? Er war verſchwunden. Wir werden auch vielleicht ſo lange nichts über ihn erfahren, bis nicht die Zeit kommt, wo wir „gute Nacht wünſchen“ und die ganze unglaubliche Geſchichte ſchließen.

Trotzdem mußte man der Trauerbotſchaft

Glauben ſchenken, Niemand hatte Urſache, daran zu zweifeln.

Hierauf legte die ganze Familie tiefe Trauer an. Und wie man über den Verluſt erſchüttert war, iſt aus dem einzigen Falle zu beurtheilen, daß Mama Holdvary ihrem Schneider deßhalb kündigte, weil er ungeſchickt genug geweſen, die Trauerkleider mit ſchwarzem Atlasaufputz zu verſehen, obgleich er wiſſen konnte, daß Atlas nur eine Dreiviertelstrauer bedeute, während man zur tiefen Trauer Sammtbänder zu nehmen pflegt.

Seraphinen ſtand der Traueranzug ausgezeichnet. Solch eine proviſoriſche Traurigkeit erhöht den Reiz der vollen, rothen Wangen.

Doch wollen wir nicht ungerecht ſein; die ſchöne Witwe litt wirklich! Sie litt ſehr .. Einſam, von Niemandem beobachtet, weinte ſie viel, ſehr viel. Sie hatte ſogar Augenblicke, wo ſie ſehnlichſt zu ſterben wünſchte, um aus dieſer Welt zu kommen, wo ſie Niemanden mehr liebte.

Nur ſind die Naturen der Krankheiten verſchieden. Derſelbe Schmerz, welcher bei Einem zum chroniſchen Uebel wird, bricht bei einem Andern als zehrendes Fieber hervor, nimmt einen lebensgefährlichen Verlauf, erzeugt eine entſcheidende Kriſe ... nach welcher man abermals geſund wird.

Ob man dann ganz geneſen kann?

Hierauf mögen die Aerzte antworten.

Erinnert man ſich doch eines ausgeſtopften Eichhörnchens, mit dem man zu ſpielen pflegte.

Es iſt auch möglich, daß Seraphine ihren Gatten Robert wirklich geliebt hatte. Bei Frauen gibt es nichts Unmögliches.

Trotzdem geſchah es aber, daß hundertachtzig Tage nach Robert's Tode Seraphine ſich mit Fertöy verheiratet hatte.

Es gab Menſchen, die ſie deßhalb ausrichteten: es ſei noch zu Früh geweſen, ſie hätte doch genauer dem Tode ihres Gatten nachſpüren und abwarten ſollen, bis der letzte Schall der Sterbeglocke verklungen, ehe ſie die Hochzeitsmuſik anſtimmen ließ.

Es gab auch genug dreiſte Menſchen, die ſich unterfingen, zu bekriteln, wie man nach Robert einem Manne wie Fertöy, der ſeinen Geſinnungen nach gerade das Entgegengeſetzte des Erſteren geweſen, die Hand bieten konnte! . . . Dies ſprach man im Geheimen, nie öffentlich. Wenn Fertöy an der Seite ſeiner jungen Gattin in glänzender Equipage zur Stadt fuhr, hatte Jedermann ein freundliches Lächeln, einen höflichen Gruß für ſie. In kleinen Städten pflegt man Leute, die in Equipagen fahren, hochzuſchätzen. Uebrigens war es gut, ſich vor Fertöy in Acht zu nehmen.

Die alten, freundſchaftlichen Kreiſe fanden ſich wieder zuſammen. Die kleine Blum wohnte

wieder in der Feſtung und war wieder Verpflegsbeamtensfrau. Seraphine beſuchte ſie oft in Begleitung ihres Gatten oder der Mutter, oder auch allein.

In der Feſtung gibt es ſehr ſchöne Spaziergänge. Die bombenfeſten Kaſematten ſind weich, mit grünem Raſen bewachſen ; an der einen Ecke derſelben ſteht ein kleiner, chineſiſcher Pavillon, in dieſem Pavillon weilten die beiden Freundinnen ſo gern und plauderten und lachten über die verſchiedenen Thorheiten des Tages.

Daran dachte vielleicht Keine von ihnen, daß unter dem ſchönen, grünen Raſen, in der Tiefe einer Klafter, ſich maſſive Gewölbe befinden, in deren ungeheuer dicken Mauern Schießlöcher angebracht ſind, die zugleich als Fenſter dienen ; daß durch dieſe Fenſter verſchiedene Menſchen ſehnſüchtig nach dem fernen Himmelslichte blicken, daß es dieſe Menſchen ſehr gut hören, wenn da oben ein heiteres Lachen erſchallt.

Wer ſchon ſolche Schießlöcher geſehen, wird ſich erinnern, daß dieſe eine mehr breite als hohe rauchfangähnliche Oeffnung bilden, und in Belagerunszeiten mit ſchweren Poſitionsgeſchützen beſpickt werden. In ſonſtigen Zeiten pflegen dieſe Kaſematten als Depots für Proviant oder für Staats- und Feſtungsarreſtanten zu dienen, wo man dann die doppelten Eiſengitter der Schießlöcher noch mit einem dichten Drahtgeflecht zu verſehen pflegt. . . .

Wie erwähnt, promenirte Seraphine mit ihrer Freundin Blum an ſchönen Frühlingstagen ſehr oft über und neben dieſen Kaſematten. Die wachhabenden Soldaten ſprachen dieſes Pärchen nicht an, da ſie wußten, daß ſie zum Hauſe gehörten.

An einem ſchönen, ſonnigen Nachmittag waren die Damen abermals ſehr guter Laune.

Seraphine trug ein kirſchrothes Kleid mit einem Deſſein von Palmenblättern. Die Blum machte ſich über dieſen Deſſein luſtig.

— Die Palme iſt halt überall ein Symbol des Sieges. Wolozoff gehört demnach auch nicht mehr zu den Unbeſiegbaren! . . .

Wolozoff iſt ein neuer Name für unſere Leſer. Wir werden mit dem auch bekannt werden.

Seraphine lachte.

— Wenn Wolozoff das Feuer Männern gegenüber mit ſolcher Tapferkeit aushält, wie dies den Damen gegenüber geſchieht, dann weiß ich nicht, wie er zum Wladimir-Orden gekommen?

— Der Fürſt ſcheint ſich gänzlich in Ungarn vergeſſen zu haben, während ſeine Leute ſchon längſt über Berg und Thal nach Rußland zurück ſind.

— Er war vielleicht gar nicht Soldat?

— O ja, und noch dazu ein tapferer; er hat ſelbſt eine Wunde erhalten.

— Während des Raſirens! . . .

— Ei, ei, Seraphine, — drohte die Blum

— es iſt kein gutes Zeichen, wenn eine junge Dame einen jungen Mann verleumdet.

— Weshalb?

— Weil dies darauf ſchließen läßt, daß ſie ſich gegen ihn vertheidigt.

— Ach, ja!... das iſt Fertöy's Sache, ſein Weib gegen Männer zu vertheidigen.

— Der wird Dich, liebe Freundin, nicht vertheidigen. Ich ſage nicht gegen gewöhnliche Männer etwa, aber wenn ein Fürſt im Spiele iſt, da hält er es mit den Türken und meint: Bei Gott allein gibt's Schutz.

— Verleumde meinen Gatten nicht; ich erſuche Dich darum, — ſagte Seraphine mit jenem ſchalkhaften Lächeln, welches die Ironie nur deshalb zu verbergen ſuchte, um ſie klarer in's Licht zu ſtellen. — Du weißt ja, welch zärtliches Verhältniß zwiſchen uns herrſcht.

— O ja, ich weiß es. Ihr pflegt ja ſogar zuweilen miteinander zu diniren.

— Glaube mir: er iſt ein ſehr guter Mann.

— Auch Wolozoff ſagt es.

— Wie könnte es Wolozoff ſagen, hat er ihn doch nie geſehen.

— Eben deshalb ſagt er es.

— Das ſteht nicht. Er ſucht ſtets meinen Mann, wenn er kommt.

— Und hat das beſondere Unglück, ihn nie zu treffen.

— Deine böſe Zunge ſoll diesmal doch nicht Recht haben; ſo erfahre denn, daß Wolozoff in zwei Tagen abreiſt.

— Ich weiß es, doch nur bis nach Warſchau.

— Was ſoll das „nur“ bedeuten?

— Das bedeutet, daß er dort leicht aufzufinden iſt.

— Durch wen? Du meinſt doch nicht durch mich?

— Nein. Ich meine Deinen Gatten.

Seraphine glaubte bereits, die Grenzen des Scherzes erreicht zu haben, und brach in helles Lachen aus.

In dieſem Momente gingen ſie an einem der Schießlöcher vorüber.

— Siehe 'mal, wie liſtig dieſe Gefangenen ſind, — ſagte die Blum, dem Geſpräche eine andere Wendung gebend. — Da ſteckt ſchon wieder Einer den Finger durch's Drahtgitter heraus.

Seraphine warf einen flüchtigen Blick auf das bezeichnete Gitter und ſah, wie ſich dort ein herausgeſteckter Finger bewegte.

— Wenn es die Wache bemerkte, — ſagte die Blum.

— Was beabſichtigt er hiemit? — frug Seraphine neugierig.

— Es iſt ihre Gewohnheit. Habe es oft bemerkt. Mein Mann ſagt, ſie thäten dies des-

halb, um die Leute aufmerksam zu machen, daß dort Staatsgefangene sind.

— Und was nützt ihnen das?

— Nun, es kann barmherzige Seelen geben, die ihnen Papier und Blei, oder einige Guldenzettel durch's Gitter hinein schieben, wenn es die Wache nicht bemerkt.

— Hast Du es vielleicht auch schon gethan?

— Nein. Du weißt, daß das Geld bei mir nicht gerade im Ueberflusse vorhanden ist; mit den Schreibrequisiten könnten sie etwas Kompromittirendes anstellen.

— Ich wüßte nicht, was? Ich gehe hin.

— Thue es nicht, denn wenn es der Festungskommandant erfährt, verbietet er uns das Spazierengehen hier.

— Ich will ihm ja nur einige Gulden geben; wie könnte er dies erfahren?

— Thue es nicht, es könnte uns schaden.

— Wie, wenn es aber ein Bekannter ist, einer vom „vorigen" Frühjahr?!

Die zwei jungen Frauen sahen einander bei diesem Worte an, und die Blum rieth Seraphinen nicht mehr ab. Ein kleines Fünfgulden-Zettelchen wird dem Armen sehr gut bekommen. Vielleicht ist er Einer von Jenen, der Einer oder der Anderen der Damen einst duftende Bouquets im Werthe von zwanzig Gulden überreichte, und der jetzt von siebzehn Kreuzern leben muß.

Die Damen warteten, bis ihnen die Schildwache den Rücken kehrte

Dann gingen ſie zwei- bis dreimal hinter ihr einher und beobachteten ſtets, wie ſich der Finger deutend bewegte.

Einmal blieb Seraphine zurück, während die Blum ihren Spaziergang hinter der Schildwache fortſetzte, damit dieſer das Rauſchen der Kleider höre, währenddem ſich Seraphine eiligſt dem Fenſter näherte.

Sie hielt die Banknote zuſammengewickelt zwiſchen den Fingern, um dieſelbe ſchnell durch's Gitter ſchieben zu können.

Der halb herausgeſtreckte Finger kam bei Seraphinens Annäherung bis zum dritten Gliede im Vorſchein; auf dieſem dritten Gliede konnte Seraphine jenen Opalring mit dem natürlichen Kreuze erblicken, den ſie bei ihrer Verlobung Robert gegeben hatte.

Seraphine ſtieß einen furchtbaren Schrei aus und ſtürzte ohnmächtig zuſammen.

(Ende des zweiten Bandes.)

Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Dritter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum".
1869.
Berlin. Verlag von Otto Janke.

Dritter Band.

Weſſen war der Ring?

Wenn Seraphine, als ſie zu Hauſe, im weichen Bette liegend, von Aerzten umgeben, zum Bewußtſein erwachte, genug Seelenkraft beſeſſen hätte, einen furchtbaren Gedanken, welcher ihr ganzes Weſen durchdrang, nicht zu verheimlichen; wenn ſie davor nicht zurückgeſchreckt wäre, mit kaltem Blute zu unterſuchen, ob das, was ſie geſehen und erfahren, Wahrheit oder Irrthum ſei; wenn ſie nicht jene peinliche Ahnung verſchwiegen hätte, welche ihr die Ruhe ihrer Nächte raubte und ihre Nerven fieberhaft erzittern machte, ſo wäre ſie den unſäglichen Schmerzen entgangen, welche ſie ſpäter zu erdulden hatte.

Wenn Seraphine nicht zurückgeſchreckt wäre, einem Phantom in die Augen zu ſehen, welches ſich gleich einem wahnſinnigen Rieſen in ihrer Phantaſie aufrichtete, ſo wäre ſie von vielen böſen

Träumen verſchont geblieben; denn es gibt verfolgende Gedanken, die man während des Tages bannen kann, die aber, wenn für andere Glückliche die Nachtruhe eintritt, aus ihrem Verſteck hervorkriechen und ihre ſyſtemloſe Peinigung beginnen. Die Seele vermag ſich vor ihnen nicht in das glückliche Reich der Träume zu retten, denn ſie folgen auch dorthin.

Wenn Seraphine nur mit einem Worte der Urſache, weßhalb ſie den Schreckensſchrei ausgeſtoßen und ohnmächtig zuſammengeſunken war, gegen Jemanden Erwähnung gethan hätte; oder wenn ſie, als ſie an das verhängnißvolle Fenſter trat, die Frage geſtellt hätte: wer es eigentlich ſei, an deſſen Finger ſie Robert's Ring erblickte — ſo hätte ſie ungefähr folgende Geſchichte erfahren:

Pußtafi ſtieß an dem Tage, wo er aus dem Sumpfe entkam und ſich über das Gebirge retten wollte, auf eine Abtheilung Grenzer, welche ihn gefangen nahm und nach Arad eskortirte.

Er kannte die Feſtung gut; er war bei der erſten Uebergabe derſelben geweſen.

Das Lokale, in welches man ihn geſperrt, war von den Ungarn als Speckkammer benützt worden; ſpäter machte man eine Kanzlei daraus; die zerknitterten Papierſtücke und Streifen lagen jetzt noch in den Ecken umher.

Rund an der Mauer am Rande des Fuß-

bodens, gähnten verſchiedene Löcher, deren Noth=wendigkeit zwar nie konſtatirt worden, die aber an ſolchen Orten üblich ſind, um für die Ratten als Aus= und Eingang zu dienen.

In der Epoche des Speckes hatten es die Ratten freilich gut; im papierenen Zeitalter aber umſo ſchlimmer.

Das Lokale hatte kein Fenſter, blos eine kleine Oeffnung über der Thüre, durch welche ein mattes Licht von dem dunklen Korridor drang.

Die Möblirung beſtand aus einem Tiſche, einem Feldbette und einem Stuhl. Sonſt gab es an Utenſilien noch einen Krug und einen blechernen Leuchter, in welchem eine Unſchlittkerze ſtak.

Pußtafi, welcher den ganzen Marſch zu Fuß gemacht und obendrein noch etwas an den Füßen zu ſchleppen hatte, was man damals derlei Rebellen anzulegen pflegte, war ſehr ermüdet und warf ſich auf das Bett.

Doch kaum hatte er ſich einige Minuten Ruhe gegönnt, als eine alte Ratte erſchien und mit eifriger Kunſtfertigkeit die Sohlen ſeiner Schuhe herabzutrennen begann; auch andere be=reiteten ſich vor, an dasſelbe Werk zu gehen.

Pußtafi ſah ſich genöthigt, auf der Platte des Tiſches Zuflucht zu ſuchen, wohin ihm die Ratten nicht folgten. Er ſtellte daher die bren=nende Kerze auf den Stuhl, und legte ſich auf den Tiſch.

Von dort aus betrachtete er dann mit jener Ruhe, welche nur Diejenigen empfinden, die Alles verloren haben, was um ihn herum geſchah.

Die Ratten wühlten in den Papierhaufen herum, pfiffen und kreiſchten, kratzten an den Wänden und nagten wüthend an den Füßen des Tiſches, zum Zeichen, daß ſie mit der neuen Wendung der Situation unzufrieden ſeien.

Pußtafi ließ ſie wüthen.

Da geſchah es, daß eine dickbäuchige alte Ratte den Stuhl erklommen, ſich auf deſſen Lehne ſetzte und mit der brennenden Kerze liebäugelte. Nicht als ob ſie an der Flamme ein beſonderes Vergnügen empfinden möchte, ſondern weil ſie vermuthlich argumentirte, daß es viel beſſer wäre, mit der Kerze, anſtatt daß ſie hier unnützes Licht verbreite, das Glück einer hungernden Familie für einen Tag wenigſtens zu begründen. Wie konnte aber das bewerkſtelligt werden, wenn die Kerze brennt?

Die Ratte ſtieg von der Lehne des Stuhles herab, beſchnofelte die Kerze und leckte gierig an den Unſchlitttropfen, welche an dem Leuchter klebten... das reizte den Appetit noch mehr. Die Ratte richtete ſich empor, als wollte ſie das Licht ausblaſen, verſengte ſich aber dabei Schnurbart und Augenbrauen. Da gerieth das Thier in Wuth, faßte die Kerze in der Mitte, riß dieſe

ſammt dem Leuchter vom Stuhle und ſtürzte, trotz des brennenden Dochtes, in den Winkel zwiſchen dem Papierhaufen hinein.

Pußtafi betrachtete all dieſes mit der Gleichgiltigkeit eines gebrochenen Mannes.

Das Papier entzündete ſich. Pußtafi hatte den Waſſerkrug an der Seite; er ſtreckte nicht einmal die Hand darnach aus, ſondern ſah ruhig zu, wie das Papier weiter brannte, wie das Feuer das Feldbett ergriff; er rührte ſich nicht.

Als aber der ſtarke Rauch durch die Oeffnung über der Thüre drang, da kam eiligſt der Profoß und die Ordonnanz, ſie riſſen die Thüre auf und fragten, was es gäbe.

Pußtafi erzählte, was geſchehen.

— Warum haben Sie das Feuer nicht gelöſcht? — frug der Profoß.

— Das iſt nicht meine Pflicht; — antwortete Pußtafi, ruhig in ſeiner Lage verbleibend.

— Aber Sie hätten ja ſelbſt verbrennen können.

— Geht mich nichts an . . .

Der Profoß ſchüttelte den Kopf und brummte etwas in den Bart hinein; dann wollte er ſeine Macht die Ordonnanz fühlen laſſen und befahl derſelben, das Zimmer von dem Papierwerk zu reinigen.

Die Ordonnanz hieß Wenzel, war ein lu-

ſtiges Linzer Kind, und trug an der blauen runden Kappe ein künſtliches Blumenbouquet.

Während Wenzel mit dem Aufräumen beſchäftigt war, begann er zuerſt zu pfeifen, dann eines jener Lieder anzuſtimmen, welche unter dem Namen „Gaſſenhauer" bekannt ſind. Vielleicht hatte er die Abſicht, dem ernſten Manne dort, welcher auf dem Tiſche ausgeſtreckt lag, die Zeit zu verkürzen.

Das Lied lautete: „Mich ſchlägt der Wein, ich ſchlag' den Wirth, der Wirth ſchlägt ſein Weib, didldum, didldum! ... die Wirthin liebt mich, ich liebe den Wein, der Wein liebt den Wirth, didldum!"

Er wiederholte ganz luſtig dreimal ſein ſonderbares Lied, und ſchien ſehr mit ſich zufrieden zu ſein, denn er lächelte wohlgefällig den ernſten Mann am Tiſche an.

— Höre, Freund Wenzel, — ſprach ihn Pußtafi an, indem er ſeine beiden Hände als Polſter unter den Kopf legte. — Du liebſt auch in der Wirklichkeit den Wein?

— Hätte ich nur welchen.

— Ich könnte Dir ſehr viel und ſehr guten Wein verſchaffen, wenn Du auf mich hören wollteſt.

— Wenn Sie nichts Böſes vorhaben?

— Fürchte nichts. Ich verlange nichts Böſes von Dir.

Ich hätte nur eine Botschaft einer schönen Frau auszurichten, woran Niemand Schaden leiden kann. Diese schöne Frau wohnt in Komorn, ihr Gatte ist in der Schlacht gefallen. Dies hätte ich ihr zu berichten, damit sie abermals heiraten könne.

— Das könnte man schon thun. Wo ist aber der Wein oder das Trinkgeld.

— Das siehst Du ja, daß ich keinen Wein bei mir habe, und das weißt Du, daß ich kein Geld bei mir führe. Ich kann Dich aber an einen Ort weisen, wo man sehr guten Wein umsonst bekommt.

— Wenn man ihn stiehlt?

— Nein. Man braucht ihn nur aus der Erde zu heben, wo er begraben liegt. Ohnedem hat der Wein keinen Herrn.

— Wo ist das?

— Ich werde es Dir erklären, doch früher versprecheme mir, gib mir Dein Eideswort, daß Du diese Botschaft auf die Post geben wirst, gib mir ein Stückchen vom dem vielen schlechten Papier dort.

Wenzel reichte ein Stück Papier hin.

Pußtafi schrieb, damit es auch Wenzel verstehen könne, deutsch: der Frau Robert Zeleji in Komorn. „Ihr Gatte ist bei S . . . gefallen, Pußtafi hatte ihn begraben, er hat auch seinen Ring."

— Kannst Du's lesen.

— Ja.

— Nun ſo trage das auf die Poſt, und ſende es an die Adreſſe.

— Gut. Deßhalb wird mir doch nichts geſchehen.

— Fürchte nichts. S' iſt ja nur eine Familienangelegenheit... Doch ſieh jetzt nach Deinem Lohn, die Weinflaſchen haben wir vergraben in die Ecke des Kellers der Kaſematte Nr. 2, als wir vor einem Monat hier gewohnt hatten.

— Das iſt ja eben die Kaſematte Nr. 2.

— Das wußte ich nicht. Nun um ſo beſſer; gibt Acht. Wenn Du über die Stiege hinabkommſt, wende Dich links; dort wirſt Du zwei lange Balken, auf welche man die Fäſſer zu ſtellen pflegt, finden. Hebe den äußeren auf und wende ihn um; dort, wo mit rother Oelfarbe ein Ring gemalt iſt, wühle die Erde auf. In der Erde wirſt Du einen meſſingenen Knopf finden, an dieſen Knopf iſt eine dünne Kette befeſtigt, ziehe an, und es wird eine dickere Kette zum Vorſchein kommen; ergreife dieſe feſt, ziehe ſie an, und es wird ſich jene Fallthüre öffnen, unter welcher jene vielen und guten Weine und Liqueure liegen, die wir einſt im Glauben, daß wir wieder zurückkommen, dort verborgen haben.

— Na, ich werde es ſehen. Wenn es wahr iſt, ſollen Sie auch davon haben.

— Ich danke Dir Wenzel. Früher aber gib das Briefchen auf die Poſt.

— Das werde ich thun, Herr, was ich einmal über mich nehme, thue ich auch gewiß.

— Ich ersuche Dich aber lieber, schöner Wenzel, gehe früher auf die Post, und grabe erst dann nach den verborgenen Schätzen, sonst könntest Du darauf vergessen.

— Ich schwöre es Ihnen, mein Herr, daß ich nicht vergessen werde.

— Dennoch bitte ich Dich sehr, lasse den Wein zuletzt.

— Gut, Herr. Es soll geschehen.

Unterdessen hatte Wenzel die Papierfetzen zusammen und zur Thüre hinausgekehrt.

— Wo soll ich die Kerze hinstellen, damit sie die Ratten nicht wieder fortschleppen?

— Nimm sie mit hinaus, ich werde schlafen.

— Es ist aber Ordre, daß hier immer Licht brennen muß.

— Dann hänge den Leuchter auf die Thürklinke. Gute Nacht.

Auch Wenzel wünschte gute Nacht, und schloß die Thüre ab; Pußtafi schloß die Augen; der fröhliche Bursche sang auf dem Korridor sein Lied weiter: „Mich liebt die Wirthin, ich liebe den Wein, der Wein liebt den Wirth". (Weshalb der Wein den Wirth liebte, wäre schwer zu errathen.)

Wenzel aber dachte bei sich, daß von

praktiſcher Seite betrachtet, in der Reihe der Vorrichtungen jedenfalls der Hebung des Weines das Vorrecht gebühre, die Poſt kommt erſt dann. — Eine böſe Nachricht kann ſich ſchon eine Nacht verſpäten, für eine gute Flaſche Wein iſt es aber ſchade, wenn ſie nur eine Stunde in der Erde liegt.

Eine Schwierigkeit ergab ſich aber, dadurch, daß Wenzel zu jenem Keller keinen Zugang hatte, denn in dieſem Keller hielt der Feldbäcker ſeinen Mehlvorrath, hatte folglich auch den Schlüſſel dazu.

Es war daher kein anderes Expedient vorhanden, als die Bekanntſchaft des Bäckergeſellen zu benützen, dieſem das Geheimniß aufrichtig mitzutheilen, und ihn zur Theilnahme an dem Unternehmen aufzufordern.

So that er auch.

Der Bäckergeſelle Hubert war ein ſehr kapazitirbarer Junge, und hatte auch den Schlüſſel zu jener Abtheilung des Kellers.

Nach dem Zapfenſtreiche ſchlichen ſich die beiden hoffnungsvollen Jünglinge über die Stiege in den Kaſemattenkeller, und gelangten ungehindert an die durch Pußtafi bezeichnete Stelle.

Als ſie den erſten Balken hoben, hatten ſie den rothgemalten Ring allſogleich entdeckt; nun hatten ſie volles Vertrauen in die Entdeckung Pußtafi's.

Mit Hilfe einer Mehlſchaufel und einer Feuerzange wühlten ſie nun die Erde auf, und fanden alsbald den meſſingenen Knopf.

An dieſem Knopfe war die dünne, an der dünnen die dickere Kette befeſtigt; als ſie an letzterer zogen, öffnete ſich die eiſerne Fallthüre, welche ſechs Quadratfuß groß ſein mochte.

Der Anblick, welcher ſich ihnen bot, übertraf alle ihre Erwartungen. Die Oeffnung war voll der verſchiedenartigſten Weinflaſchen.

Der erſten Flaſche, welche ſie aus der Oeffnung hoben, wurde auf kurzem Wege der Hals abgehauen und der Inhalt einer faktiſchen Prüfung unterzogen. . . . Das war ein königlicher Wein, Muskateller! Nicht ſolcher Wein, wie ihn der Wirth liebt; mit dem hat gewiß noch kein Wirth eine Liaiſon gehabt.

— Hörſt Du, Hubert, trinken wir nicht zu viel, ſonſt können wir uns einen Zopf anhängen. Im Keller iſt es nicht rathſam, viel zu trinken, ich weiß es aus Erfahrung; ſondern nehmen wir uns ſo viel mit hinauf, als wir für genug halten, das Uebrige verbergen wir abermals und holen es uns theilweiſe hinauf.

Hubert fand den Antrag annehmbar.

Es war jetzt nur noch die Frage, welche Wahl ſie treffen ſollen? Zu dem gekoſteten Muskateller paßte die ſchlanke Flaſche vortrefflich, in welcher granatfarbener Méneſer funkelte

— Es folgte nun die Auswahl der Liqueure. Man nahm eine ſchwarze Flaſche mit Abſynth und eine mit Arrak. Es gab die verſchiedenſten Gattungen: Roſtopſchin, Curacao, Allaſh, Marasquino; für Kenner ſind das Namen von bezauberndem Klang; — das Ganze war in der That ein fabelhafter Schatz für Einen, der das Alles zu würdigen weiß.

Wenzel reichte eine Flaſche nach der andern dem Hubert hinauf, da ergriff er plötzlich den Hals einer mit bunter Zinkplatte überzogenen Flaſche, welche er aber, nachdem er ſie ein wenig in die Höhe hob, allſogleich wieder auf den Boden zurückſetzte.

Dieſe Flaſche, welche kaum größer als eine Champagner-Bouteille geweſen, ſchien wenigſtens acht Pfund zu wiegen.

Wenzel war ein Junge von raſchem Verſtande und raiſonnirte folgendermaßen:

Solchen Wein gibt es auf der Welt nicht, von welchem eine Flaſche acht Pfund wiegen ſollte. Eine Flaſche von ſolchem Gewicht kann nur Gold enthalten; jetzt verſtehe ich's, warum man eben dieſe ſo ſorgfältig verwahrte.

Er raiſonnirte weiter: den Inhalt dieſer Flaſche mit Hubert zu theilen, wäre eine große Thorheit, übrigens lautet unſer Kontrakt nur auf Wein.

Dieſes Raiſonnement bewog Wenzel an Hubert die Worte zu richten:

— Ich glaube, wir werden mit dem Weine, den ich Dir gereicht, für dieſe Gelegenheit genug haben; trage die Flaſchen nur hinauf, ich werde einſtweilen die Fallthüre ſchließen und den Schatz verbergen; bis dahin verwahre Du die Weine an einem ſichern Orte.

Hubert fand das Ganze ſehr vernünftig geſprochen, verbarg die für das heutige Gelage beſtimmten Weine unter ſeinem Mantel, und ſtieg über die Treppe des Kellers hinauf.

Als die Kellerthüre in ihr Schloß fiel, wartete Wenzel noch den Augenblick ab, wo er das Knarren der großen Mehltruhe vernahm, denn er wußte, daß Hubert nur dieſe als ſicheres Verſteck für den geiſtigen Proviant wählen könne; dann erſt griff er nach der geheimnißvollen Flaſche.

Hubert mochte das Warten nach ſeinem Freunde verdroſſen haben; es war jedoch gut für ihn, wie es die Folge lehren wird.

Die ſchwere Flaſche war aus undurchſichtigem Glas, man vermochte von Außen den Inhalt nicht zu prüfen.

Aber, wie ſchon erwähnt, war Wenzel ein geſchulter Junge, und wußte es, welches das allerſchwerſte Metall der Welt ſei; demnach konnte in dieſer Flaſche nur Gold ſtecken.

Die Flaſche zu entkorken und die Dukaten-

ſtücke einzeln herauszurütteln wäre mit vielem Zeitverluſt und Verdacht erregendem Geräuſch verbunden geweſen; dann wäre es bei einem ſolchen Funde lächerlich geweſen, die Flaſche zu ſchonen. Er hatte ſich daher den Plan geſtellt, um möglichſt ſchnell zu arbeiten, den Hals der Flaſche an ſeinem Stiefelabſatze zu zerbrechen, die herausrollenden Goldfüchſe in die Taſchen zu bergen, und dann Hubert den einfachen Rapport abzuſtatten: es ſei eine Branntweinflaſche zerbrochen und deren Inhalt in den Sand geronnen.

Welch' wahnſinniges Vorhaben der junge Mann damit ausgebrütet, ſollte der nächſte Moment lehren.

Die Flaſche enthielt kein Gold ſondern Knallqueckſilber.

Wenn Jemand Zweifel darüber hegen ſollte, daß mit dem Knallqueckſilber durchaus nicht zu ſcherzen iſt, dem wollen wir kurz ſagen: daß Knallqueckſilber jene gelblichweiße Subſtanz iſt, mit welcher man die Zündhütchen füllt, womit man wieder die Schießgewehre losfeuert. Dieſes chemiſche Produkt beſitzt die Eigenſchaft, daß es bei der kleinſten Berührung explodirt, und daß ſeine Zerſtörungskraft hundertfünfzig Mal größer iſt, als die des Pulvers.

Acht Pfund Knallqueckſilber üben daher dieſelbe Wirkung, als hätte Jemand in zwölf Zentner Pulver die Lunte geſchleudert . . .

Was nachher geſchah, das konnte Wenzel Niemandem mehr erzählen; wir wiſſen es aus den Ausſagen Hubert's, welcher in dem Momente, als er die Bouteillen in die Kleien bergen wollte, mit Gewalt in die Truhe geſchleudert wurde, und dann ſammt ſeinem Gehäuſe durch die Luft an's jenſeitige Ufer der Maroſch flog. Sein Glück war, daß er, durch die Kleien geſchützt, nicht zerſchmettret wurde. Man fand ihn am Ufer der Maroſch, von ſeinen Flaſchen umgeben .... Die Wirkung der letzten Flaſche war furchtbar! ...

Eilf Gemächer flogen in die Luft. Der Kommandant, welcher bei der Exploſion aus dem Zimmer ſtürzte, fiel in einen Abgrund, wo ihn die Trümmer erſchlugen. Die Kaſematten waren zerſtört, die Wälle niedergeriſſen, auf tauſend Klafter war die Umgegend mit Steinen und Ziegeln bedeckt.

Wenzel fand man an die Wand des Kellers geklebt, eine hingeſtrichene Maſſe, ſeine Knochen waren ſo zerbröckelt, als hätte man ſie in einem Mörſer zerſtoßen.

Pußtafi kam wie durch ein Wunder davon. Auch ihn hatte die Exploſion in die Lüfte geſchleudert, er fiel aber unweit auf eine Strohtriſte. Er hatte ſich das Haar und den Bart verſengt, ſonſt geſchah ihm kein Leid.

Den anderen Tag hatte man ihn trotz des Unfalles mit mehreren anderen verdächtigen Gefangenen weiter transportirt.

So gelangte er in die Komorner Kaſematten.

Er war es demnach — nachdem es ihm anders nicht gelungen, die Botſchaft ſeines gefallenen Freundes an Seraphine auszurichten — welcher den Finger mit dem Ringe durch das Gitter ſteckte, um Seraphine wiſſen zu laſſen, was dieſe zu wiſſen ſich ſo lange geſehnt hatte.

Und dennoch bekam Seraphine darüber nie eine ſichere Auskunft, denn ſie hatte nicht den Muth, nachzuforſchen, wer der Träger des Ringes ſei, in der Angſt, ſie könnte als Antwort erhalten: „Der Beſitzer des Ringes iſt Dein erſter, Dein ſo ſchnell vergeſſener Gatte Robert.“

Wie Major Kolbay einen Türken gefangen.

Die neue Aera hat auch in die Lebensverhältniſſe des alten Majors Kolbay einige kleine Veränderungen gebracht. Es kamen Tage, an welchen der alte Herr ganz ernſtlich den Glauben hegte, daß auch er noch zu Etwas nützlich ſei.

Seine Beſchäftigung beſtand nun darin, daß er täglich in die Feſtung ging, um nachzuſehen, ob man keine friſchen Gefangenen gebracht habe; es war ihm leicht, zu ihnen zu gelangen. Nun beeilte er ſich, ihre kleinen Wünſche zu erfüllen, und machte alle Gänge für ſie, vom Profoßen angefangen bis zum General; er war überall wie zu Hauſe. Der Eine hatte den Wunſch, zu leſen, und verlangte nach Büchern. Der Andere wollte ſich in der freien Luft ergötzen; Manchen wollte ſeine Gattin beſuchen; wieder Andere dürſteten nach einem Gläschen Wein; der hatte eine zu feuchte Wohnung u. ſ. w.; der Alte regiſtrirte in ſeinem Gedächtniſſe die verſchiedenen Begehren und ſuchte ſie möglichſt zu erfüllen.

Einem jeden Einzelnen erzählte er die ganze Lebensgeſchichte, Familienverbindungen, und Charakterzüge jener Mächte, mit denen ſie in Berührung kamen. Und welche Freude hatte der Alte, wenn er für einen ſchweren Gefangenen erwirken konnte, daß er ſeine Gattin ſprechen dürfe, daß er Bücher leſen oder gar Tinte und Papier erhalten könne.

Man nannte den guten Alten bereits den „Vater der Gefangenen.“

Wenn er nach ſeinen Beſuchen in der Feſtung des Mittags und Abends nach Hauſe ging, nahm er ſtets ſeinen Weg am Hauſe der Lávay vorüber, klopfte an das Fenſter, und frug: „Sind die geſtrenge Frau zu Hauſe? Laſſen Sie das ewige Weinen, Ihrem Sohne iſt noch nichts geſchehen. Sonſt hätte ich ſchon längſt etwas über ihn erfahren haben müſſen.“

— Wie konnten Sie über ihn hören, wenn er geſtorben iſt? Lebte er, ſo würde er mich gewiß benachrichtigt haben! — Das war der tägliche Zweifel der alten Frau.

— Es iſt jetzt ſehr ſchwer, Briefe zu ſchreiben, überhaupt wenn man Flüchtling iſt.

— Daß aber auch ſeine Gattin nicht ſchreibt?

— Dieſe iſt eine prächtige Frau, weßhalb gehen Sie nicht ſelbſt zu ihr, um mit ihr zu ſprechen.

— Peſt iſt jetzt tauſend Meilen von un

entfernt. Man muß einen Paß haben, um ihn alle Augenblicke den Gensd'armen vorweiſen zu können, um ihn auf's Polizei-Bureau zu ſchicken; ihn von dort perſönlich abholen, eigenhändig den Namen unterſchreiben, von hundert verſchiedenen Menſchen dabei geneckt werden, das Alles iſt nichts für eine alte Frau.

Kolbay räuſperte ſich, — ſagte weder Gutes, noch Böſes und ging von dannen.

Die Unterhaltung wurde täglich in derſelben Weiſe wiederholt, die alte Dame erſchien mit immer verweinteren Augen beim Fenſter und betheuerte mit einer von Tag zu Tag wachſenden Zuverſicht, daß ihr Sohn geſtorben ſein müſſe; in demſelben Maße wurden ihre Klagen immer bitterer gegen die Schwiegertochter, welche ſie mit keinem Sterbenswörtchen benachrichtigte.

Der alte Soldat tröſtete die Witwe von Tag zu Tag, und vertheidigte dabei ſtets Judith.

An einem Mittag ſah man den Veteranen mit ungewohnter Haſt und in ſehr aufgeregtem Zuſtande über das holperige Pflaſter eilen. Es ſchien, als wollte er einen Wagen einholen, welcher, mit Reiſigbündeln belaſtet, vor ihm herhumpelte, und welchen, trotz ſeiner nicht beſonderen Schnelligkeit, einzuholen, dem alten Veteranen mit ſeinen morſchen Knochen ſehr ſchwer fiel.

Er konnte ihn auch erſt dann einholen, als der Wagen in den Hof der alten Lábay fuhr, und der Fuhrmann, unſer alte Bekannte Andreas Kápor, die Reiſigbündel vom Wagen herabzuladen begann.

Kolbay humpelte an den Wagen heran, ergriff eine der Radſpeichen, als wollte er das Fuhrwerk mit Beſchlag belegen.

— Schnell, ſchnell, Freund Kápor! werft eiligſt dieſen Ballaſt herab, und führt mich eiligſt von dannen!

— „Guten Tag!“ — erwiderte Kápor den Gruß, den man ihm gar nicht geboten hatte, und ſetzte gleichgiltig ſeine Arbeit weiter fort. — Es wird nicht gehen, denn ich muß noch eine Fahrt für die geſtrenge Frau auf die Inſel machen.

— Verſchiebt das auf eine andere Zeit, jetzt müßt Ihr mich fahren!

— Und wohin denn?

— Ich werde es ſchon ſagen, eilet nur!

— Auf wie lange Zeit? . . .

— Ich weiß es nicht. . . Vielleicht auf einen halben, vielleicht auf einen ganzen Tag, . . auf eine Woche, oder ſo lange ich den Menſchen nicht eingeholt habe.

— Wen wollen ſie einholen, Herr Major? — rief die Stimme der alten Frau dazwiſchen, welche dem Alten ſchon das vierte Mal einen guten Tag geboten hatte, ohne gehört zu werden.

— Ah! guten Tag, liebe Freundin! .. daß ich doch endlich dieſen Menſchen erwiſchen könnte!

— Wen haben Sie denn erwiſcht?!

— Denken Sie ſich dieſe unerhörte Dreiſtigkeit. Gerade jetzt, beim hellichten Tage, fuhr er auf einem Wagen durch die Gaſſe. Ich habe ihn ſelbſt mit dieſen meinen lebenden Augen geſehen; mit meinen eigenen Augen, ſonſt würde ich's nicht geglaubt haben.

— Wen? — frug die Alte mit fliegendem Athem; ſie hegte für einen Augenblick den Gedanken, es ſei ihr Sohn, den der Veteran geſehen.

— Wer würde an eine ſolche Dreiſtigkeit glauben? Gerade in dieſe Stadt zu kommen; am hellen Tage, mit dem eigenen Geſicht? Es iſt wahr, daß ſein Kinn ausraſirt geweſen, ſolch eine Larve erkennt man aber ſelbſt dann, wenn er ſie wie immer verdreht.

Frau Lábay wurde abermals traurig. Hier konnte nicht von ihrem Sohne die Rede ſein.

— Wen haben Sie alſo geſehen, Herr Major?

— Wen Andern, als dieſen nichtsnutzigen Bárſing, welcher mich im vorigen Jahre auf der Gaſſe, an dieſer Stelle da, mit dem Hängen bedrohte, mich, den Major Kolbay! Sie haben es ja ſelbſt gehört, geſtrenge Frau, es geſchah ja in Ihrer Gegenwart. Daß ich ihn endlich erwiſcht habe! ...

— Was beabſichtigen Sie jetzt zu thun?

— Ich werde ihm nacheilen und werde ihn erwiſchen, den Nichtswürdigen! . . .

— Sie ſelbſt? . . .

— Ja, ich ſelbſt. Hab's noch Niemanden angethan. Hab' anderen unglücklichen Flüchtlingen, braven, verirrten Leuten zur Rettung verholfen; Dieſem aber werde ich den Hals brechen.

— Laſſen Sie das, Herr Major, das iſt kein Geſchäft für Sie.

— Ich weiß es, ich weiß es ſehr gut. Der „Major" in mir wird darob zürnen, aber ich bin es dem „Teufel", den dieſer Menſch in mir wachgerufen, ſchuldig; der muß heute noch Menſchenfleiſch freſſen!

— Lieber Herr Major, verdient es denn dieſer Menſch, daß ſich ein ſo ehrlicher Mann mit ihm befaſſen ſoll?

— Gut, gut, meine Freundin, geben Sie ſich nicht unnütze Mühe . . . Ich habe ihn geſehen. Er lächelte mich an, als gäbe er keinen Hund für mich. Der ſoll mir nicht entkommen. Er kann noch nicht weit ſein. Werde ihn ſchon einholen, ihm nachjagen, und wenn er bis Liliputanien laufen ſollte. O, ich werde, ich muß ihn erwiſchen, das gelobe ich Ihnen heilig! . . .

— Und was werden Sie dann mit ihm beginnen?

— Was ich mit ihm beginnen werde?

Was ? . . . Ich werde ihn kurzſchließen, ja kurzſchließen laſſen, ebenſo, wie er mir gedroht, mir, dem alten Mann, dem Major Kolbay, ſoll er's verkoſten, was das Kurzſchließen heißt. Freund Kápor, beeilt Euch mit der Arbeit. Wir gehen auf eine Menſchenjagd !

— Na, wir wollen ſehen, was der zornige Jäger von ſeinem Ausfluge zurückbringt.

Kolbay wollte nicht einmal warten, bis Kápor mit ſeinem Wagen nach Hauſe fuhr, um Verſchiedenes herzurichten ; der Fuhrmann brauchte ja ſeinen Torniſter mit Lebensmitteln, da man nicht wiſſen könne, wie lange die Reiſe dauern wird ; ſeinen Guba, da es kalt werden oder regnen kann ; auch ein Sitz wäre herzuſtellen, der Major kann ſich doch nicht auf den Boden des Wagens ſetzen.

— Nein, nein, keine Minute Verzug. Fahren wir allſogleich, um ihn einholen zu können. Ich brauche keinen anderen Sitz als ein Strohbündel, das wird uns die geſtrenge Frau ſchon geben.

— Nein, keinen Halm gebe ich her ! — rief Frau von Lávay haſtig.

— Mir geben Sie kein Bündel Stroh ? Mir ?

— Nicht einen Halm . . . Nie werde ich zu Jemandens Verfolgung beiſteuern.

— Aber zur Verfolgung Bárſings ; zu Bárſings Verfolgung ! Verſtehen Sie mich.

— Ich weiß es am Beſten, wer dieſer Bärſing iſt, daß er mein und meines Sohnes Feind iſt; doch frage ich nicht darnach. Jetzt weiß ich nur ſo viel, daß er ſich flüchtet, daß Sie, mein Herr, ihn verfolgen wollen, und ich leihe hiezu nicht einen Halm Stroh! . .

— Sie ſind ja eine furchtbare Frau!

— Das ſpricht man längſt von mir.

— Alſo wollen Sie mir wirklich kein Stroh zu einem Sitz geben?

— Ein anderes Mal gebe ich Ihnen Safran, jetzt nicht einmal Stroh.

— Wie, wenn ich zornig werde?

— Werden ſich ſchon wieder verſöhnen; — ſagte die gute alte Dame gelaſſen, und blieb bei ihrer Weigerung.

— Und dennoch werde ich gehen; werde mich neben dem Kutſcher ſetzen.

— Gehen Sie nicht, mein guter Herr, Sie werden ſehen, daß Sie Gottes Segen nicht begleitet, es wird Ihnen ein Uebel am Wege zuſtoßen. So etwas iſt nicht für Sie, Sie ſind ſonſt ein ſo guter Menſch.

— Heute will ich aber böſe, furchtbar böſe ſein! — eiferte zornig der Alte, und kletterte auf den Sitz neben dem Kutſcher.

— Treibt ſchnell vorwärts.

Die alte Dame ſah ihm kopfſchüttelnd nach und ging dann in ihr Zimmer zurück.

Der Alte jagte aber ſchnell der Brücke zu.

Das Gewagte dieſes Unternehmens vermag nur Derjenige zu ermeſſen, der da weiß, was es heißt, auf einem Pflaſter, welches aus Kaiſer Joſef's Zeiten datirt, und welches überdies durch Bomben und Granaten unterwühlt worden, auf einem rüttelnden Bauernwagen, mit von Gicht zerfreſſenen Gliedern, auf einem harten, nackten Brett ſitzend, im Galopp dahin zu jagen.

— Fahrt ſchneller, 's macht nichts! . .

An der Brücke frug er die Zöllner, ob ſie keine grüne Kaleſche geſehen hätten, in welcher ein Mann im grauen Mantel mit rothem Kragen ſaß? . . Die Zöllner hatten ihn geſehen. Vor einer halben Stunde jagte er der Véker Pußta zu.

— Vor einer halben Stunde? . . dann können wir ihn noch einholen. Vorwärts!

Wo ſich der Weg bei der Zſitvabrücke gegen Vék wendet, da arbeiteten ein Paar Zimmerleute an der Ausbeſſerung der Brücke; auch dieſe befragte der alte Kolbay, ob ſie den Gegenſtand ſeiner Verfolgung geſehen?

Sie bejahten es. Er fuhr vor einer Viertelſtunde über die Brücke.

— Ganz gut. Demnach ſind wir ihm um eine Viertelſtunde näher im Rücken.

Weiter ſtieß er an Fiſcher, welche am Ufer der Zſitva ihre Netze zum Trocknen ausſpannten, auch dieſe wurden interpellirt, ob ſie die grüne

Kaleſche geſehen hätten? Dieſe gaben zur Antwort, daß beſagtes Fuhrwerk erſt vor einigen Minuten vorüberfuhr und ſoeben hinter jenem Weidenwalde verſchwand, wo man noch den aufgewirbelten Staub ſehen könne.

— Jetzt ſchont weder Pferd, noch Wagen, noch die Peitſche! — rief Kolbay ſeinem Fuhrmann zu. — Wir ſind auf ſeinen Ferſen, wir halten ihn bereits am Kragen!.. das gäbe ich nicht um hunderttauſend Gulden, nein, nicht um hunderttauſend Gulden. Jetzt ſoll er mir nicht entwiſchen!...

Als ſie aus dem Weidengehölze herauskamen, wurden ſie jener kleinen Kolonie anſichtig, auf welcher Ungarns berühmteſter Tabak wächſt. Dieſe Kolonie beſteht aus einigen zerſtreut gebauten Häuſern, welche mit Pappeln umpflanzt waren.

Nun müſſen wir aber wiſſen, daß auf dieſer Kolonie auch Major Kolbay ein Stückchen von ſeinen Ahnen ererbtes Tabakfeld beſaß, welches ein ehrlicher Slovake in Pacht hatte; der Pachtſchilling beſtand aber in einigen Zentnern Tabak, welche der alte Major von Jahr zu Jahr theils ſelbſt verrauchte, theils aber verſchenkte.

Dieſes patriarchaliſche Verhältniß wurde durch die jüngſte Wendung der Dinge getrübt, denn man durfte den Pachtſchilling nicht mehr in Natura entrichten, die Eintreibung desſelben

in baarem Gelde blieb aber eine ſehr problematiſche Frage.

So oft Kolbay an dieſes ſein Beſitzthum dachte, gerieth er in ſehr verdrießliche Laune.

Als er in das oft erwähnte Dörflein hineinfuhr, kam ihm der Feldhüter entgegen. Kolbay hielt ihn an. Natürlich war die Frage, die er an ihn richtete, keine andere, als die er auf dem ganzen Wege geſtellt hatte.

— Sie iſt da, die Kaleſche, — ſagte der ſlaviſche Magyar — ſehen Sie Pan velkomozsnye, dort ſteht ſie vor dem Hauſe des Richters.

— Sitzt der Herr mit dem grauen Mantel darin?

— Nein, der iſt bereits abgeſtiegen, mit noch einem andern Herrn, welcher Brillen trägt und ſlaviſch verſteht, nur daß er ſtatt „dobre“ „dobzse“ ſagt.

— Wohin ſind ſie gegangen?

— Zu dienen. Sie befahlen dem Richter, ſie zu begleiten, nahmen noch zwei Geſchworne mit, und gingen gerade auf das Tabakfeld Eurer Gnaden hinaus.

— Auf mein Feld? Was thun ſie dort?

— Mit Vergebung Euer Gnaden, ſie koſten die Erde.

— Seid Ihr verrückt?

— Nein, bitte gehorſamſt. Hab's ſelbſt mit eigenen Augen geſehen. Sie ſtreuen die Erde auf

die Zungenſpitze, drehen ſie im Munde herum und ſpeien ſie dann wieder aus.

Wird eine Art von Zauberei ſein; vielleicht wollen ſie dadurch die Erdflöhe verjagen, damit ſie die Tabakspflanzen nicht verwüſten.

— Ihr ſeid betrunken! — rief der Major; — fahren wir weiter, Kápor.

Kolbay konnte ſich's durchaus nicht erklären, was dieſen Menſchen an dieſen Ort gebracht haben konnte.

Als er zum Gemeindehaus gelangte, ſah er zu ſeiner Verwunderung, daß die grüne Kaleſche bereits umgekehrt ſtand; ein Zeichen, daß man nicht weiter flüchten wolle.

Kolbay ſtieg mit einer Eile vom Wagen, daß er ſelbſt ſeine Gicht vergaß. Beim Gemeindehauſe hatten einige Faullenzer Maulaffen feil. Einen derſelben forderte er auf, er möge ihn dahin führen, wohin die Leute die aus der Kaleſche ſtiegen, gegangen ſind.

Nachdem ſie durch einige Gräben und Rohrhecken gedrungen, gelangten ſie in einen Zwetſchkengarten, welcher das Eigenthum Kolbay's war, wo er aber nie in ſeinem Leben geweſen. Aus der Dörrkammer wurden verſchiedene Stimmen vernehmbar, darunter die Bárſing's, welcher mit Jemandem eifrig ſprach.

Kolbay ſchlich mit großer Behutſamkeit hinter den Dörröfen, um von dem Menſchen nicht

bemerkt zu werden; es gelang ihm dann wirklich, die Thüre zu verstellen. Da sah er Bárzsing in seiner leibhaften Größe vor der Dörrbank stehend, wie er mit einem Rothstift auf ein langes Papier Notizen schrieb.

Kolbay trat mit dem flammenden Gesichte eines rächenden Cherubs in die Kammer.

— Sind sie also hier, mein Herr Bársing! — Bársing war durch das Eintreten Kolbay's wirklich überrascht, diese Ueberraschung war aber eine freudige.

— Ah, das ist herrlich; Sie kommen wie auf Wunsch. Wie gut, daß Sie hier sind.

Kolbay trat betroffen zurück.

— Weßhalb mag sich dieser Mensch freuen, daß ich hier bin?

— Belieben ganz a propos zu kommen. Wir sind eben mit Ihrer Angelegenheit beschäftigt. Wie konnten Sie auch bei der Fassion ihre Felder in die dritte Klasse einschreiben lassen, da sie doch offenbar in die erste gehören?

Den alten Herrn hatte dieses unerwartete Impromptu derart aus der Fassung gebracht, daß er keiner Antwort fähig war.

— Ja, ja; — betheuerte der andere Herr; — Sie beliebten falsch zu fatiren, indem Sie Ihre Felder als zur dritten Klasse gehörig angaben, und die übrigen Besitzer machten's Ihnen nach.

Dann ergriff wieder Bársing das Wort:

— Während doch die Tabakfelder als Gartengrund betrachtet werden.

Hierauf ſetzte der andere Herr fort:

— Denn obwohl der Grund nur Sand iſt, ſo iſt er doch unſchätzbar, wirklicher Humus.

— Deſſen Ertragsdurchſchnitt auf jährlich 120 Gulden berechnet werden kann.

— Sodann iſt es natürlich, daß man dieſe Felder nach jenem Schlüſſel bemeſſen muß.

Kolbay dachte aber, daß er doch eigentlich nicht deshalb hieher gekommen, um die Qualität und Klaſſifizirung ſeiner Felder zu erfahren, ſondern um Bárſing beim Kragen zu faſſen, und ihn zur Verantwortung zu ziehen, darüber, was er vor einem Jahre gethan und was er geweſen! Schließlich brach ſeine Leidenſchaft los.

— Wer ſind denn der Herr?! — herrſchte er Bárſing an, mit der Spitze ſeines Zeigefingers die Schulter des edlen Jungen berührend, ſo daß dieſer beinahe in den Dörrofen geſtürzt wäre.

— Bitte, bitte, — beeilte ſich der andere Herr zu erwiedern, — Herr Bárſing iſt in amtlicher Eigenſchaft hier als Kataſtral-Kommiſſions-Reklamations-Hilfsgerichtsadjunkt.

Kolbay ſah verwundert drein.

Braucht doch ſelbſt der Maikäfer zwei Jahre bis er aus einem Engerling zum fliegenden Käfer wird.

— Verzeihen Sie, Herr, — ſagte dann

Bärſing ſich in eine amtliche Stellung werfend indem er die Hände in die Taſchen ſeiner Pantalons ſteckte und ſich zeitweiſe auf den Ferſen erhob. — Ich weiß es recht gut, was ich Ihren früheren Verdienſten ſchuldig bin, und werde es nie vergeſſen; wo es aber die Intereſſen des Staates erheiſchen, bin ich bemüßigt, jede perſönliche Rückſicht bei Seite zu ſetzen. Dies muß ich Ihnen im Voraus erklären.

Jetzt begann wieder der andere Herr zu ſprechen, welcher keine Kenntniß von den früheren Verdienſten des Veteranen hatte, und ſich daher in ſarkaſtiſchen Ausfällen gegen den Alten erging.

— Das kommt daher, weil es die „Herren“ nicht einſehen wollen, daß die Millionen aus Pfennigen entſtehen. Wenn Jeder ſein Beſitzthum um eine Klaſſe niedriger angibt, ſo entſteht daraus ein Verluſt von vielen Millionen für den Staat.

Bärſing knüpfte an:

— Was zu kontroliren, unſere, wenn auch nicht ſehr angenehme Pflicht iſt, die wir unter Eid und Ehrenwort übernommen.

Der Andere fügte hinzu:

— Uebrigens bin ich ſo frei, zu bemerken, daß es auf dem Faſſionsbogen klar gedruckt ſteht, daß die Angaben der Betreffenden als eidliche Ausſage gelten.

Bärſing ſprach:

— Ich bin zwar zur Entſchuldigung des Herrn Majors geneigt, anzunehmen, daß Sie vielleicht über die Qualität Ihrer Felder ſelbſt nicht im Klaren geweſen, und die von der Wahrheit abweichenden Angaben blos aus Irrthum eintrugen.

Worauf abermals der Andere das Wort ergriff.

Dann, ſprach Bärſing in ſalbungsvollem Tone:

— Denn, belieben mir zu glauben, Herr Major, daß wir auf dieſem Gebiete ſo vieler Bosheit und Heimtücke begegnen, daß es gar nicht Wunder nehmen kann, wenn man ſchließlich gegen die ganze Nation erbittert wird. — Nie hätte ich an ſo viel heimtückiſche Geheimnißthuerei, hinterliſtiges Handſpiel, Verſtellung, an ſo viel zur Verkürzung des Staates inſzenirte Falſchheit, und an ein ſo hartnäckiges Beſtreben zur Hintertreibung der heilſamſten Inſtitutionen geglaubt, wie ſie bei dem ungariſchen Volke, insbeſondere bei deſſen „bevorzugt“ genannten Klaſſen vorkommen.

— Selbſt bei Denen, — beeilte ſich der andere Herr hinzuzufügen, — die vermöge ihrer Stellung berufen wären, den heilſamen Inſtitutionen des Staates hilfreich unter die Arme zu greifen. — Dabei ſchoß der Redner einen bezeichnenden Blick auf den Major.

— Nein, nein! — fiel Bárſing, ſeinen Kollegen beſchwichtigend, ein. — Ich will den Herrn Major durchaus nicht der Abſichtlichkeit beſchuldigen, kenne ich ihn doch ſeit Langem ſchon als einen braven, loyalen Mann.

— Altkonſervativ-loyal, — ſcherzte der anHerr.

— Der gewiß ſeinen Irrthum einſehen, und vermöge ſeiner ſteten Treue bemüht ſein wird, den begangenen Fehler gut zu machen.

— Zu welcher Freundlichkeit, unter uns geſagt — er auch gezwungen ſein wird.

Kolbay ließ ſich, ſo zu ſagen, von einer Hand in die andere werfen. Er hörte — ohne ein Wort zu ſagen — zu, wie ihm Menſchen, wie Bárſing, über Treue, Loyalität, über hinterliſtigen Betrug zur Verkürzung des Staates Lektionen gaben; wie Menſchen, wie Bárſing, ihn, den Major Kolbay, und die ganze Nation des Betruges anſchuldigen; wie man ihn anklagt und entſchuldigt, wie man ihn in's Verhör nimmt, verſpottet, dann wieder lobt; wie Leute, wie Bárſing und Kompagnie, ihn für Nichts achten.

Er hörte zu, ohne ein Wort hervorzubringen; da fielen ihm aber die Worte der alten Frau Lábay ein. „Hat es mir doch dieſe kriminelle Frau geſagt, daß mich Gott auf dieſem meinem Wege ſtrafen wird; nun hab' ich's auch erfahren.“

Stumm ſah er den Leuten zu, wie ſie die Rubriken ihrer Hefte mit verſchiedenen Klecksen ausfüllten; wie ſie dann dieſe Hefte zuſammenbanden und fortgingen, ohne ihn zu grüßen, fort auf ſeine Felder hinaus, wo ſie die Erde beſchnoſelten und beleckten, die Ausſagen der Bauern zu Protokoll nahmen; wie ſie es beſtimmten, wieviel Humus jene Erde enthalte, welche ſiebenundſiebzig ſeiner Ahnen mit ihrem Blute getränkt; und ihm geſchieht das, dem Letzten dieſes Stammes, der aus dem Kriege niemals ohne Wunde heimgekehrt iſt.

Da fühlte er es noch mehr, welch' traurigen Stand ſo ein „alter Knochen" habe, der ſchon längſt geſtorben, ſchon längſt dem Jahrhunderte entrückt iſt; nur daß er es vergaß, ſich begraben zu laſſen und nun als Geſpenſt aus Fleiſch und Blut herumwandelt.

Von dieſem Tage an ging er nicht mehr in die Feſtung.

Ein Menſch, der nicht das iſt, was er iſt.

Die Baronin von Dolnay war eine der gefeiertſten Patriotinnen.

Das letzte Wort iſt auch neuen Urſprungs; einſt hatten Söhne des Vaterlandes deſſen Angelegenheiten geſchlichtet; jetzt müſſen ſich entweder dieſe Angelegenheiten ſehr vermehrt haben, oder ſind die Männer im Kampfe derart ermüdet, daß auch die Töchter an den Kämpfen theilnehmen müſſen, was dieſe auch mit nachahmungswürdigem Eifer thun.

Die Frau Baronin Dolnay war eine Derjenigen, deren Namen noch lange in dankbarer Erinnerung leben wird. Ihr Kaſtell war ein förmliches Spital für verwundete Krieger, ſpäter ein Aſyl der Flüchtlinge; dieſe hatten in ihren Verſtecken, um ſich die lange, drückende Zeit zu vertreiben, verſchiedene kleine Handarbeiten angefertigt, mit welchen dann die Baronin zu reichen Damen hauſiren ging, auch die von berühmten

Männern angefertigten Kleinigkeiten für fabelhafte Preiſe verkaufte, um das Erträgniß dann den Flüchtlingen und Staatsgefangenen zu gute kommen zu laſſen. Auch die Hälfte ihrer eigenen Einkünfte hatte ſie zu ſolchen Zwecken verwendet.

Viele Hunderte damals Unglücklicher ſegnen die Baronin heute noch; ſie hat dieſe Segnungen auch verdient, denn ſie war eine echte Patriotin.

Und wenn eine Patriotin einen Fehler haben kann, ſo iſt es eben nur der, daß ſie ein Weib iſt.

Eines ſchönen Tages heiratete die Baronin den ruſſiſchen Fürſten Wolozoff.

Gott iſt mein Zeuge, daß ich ſie nicht deshalb tadle, weil ſie einen Ruſſen geheiratet; der Fürſt war ja ein ſehr liebenswürdiger, gebildeter Mann, und keineswegs das Prototyp jener ſtruppigen Koſaken-Hetmanns, die in allen Witzblättern der Welt karrikirt, verewigt worden ſind; er war ein Anhänger der neuen Ideen, ein Freund Herzen's und Bakunin's, der zwar an der Campagne gegen Ungarn theilgenommen, doch ſeine Sympathien für die „noble Nation“ bewahrt hat; — ich habe nur den Einwurf gegen dieſe Heirat zu machen, daß die Baronin erſt dreiundfünfzig, der Baron aber bereits dreiunddreißig Jahre zählte.

Die Fürſtin Wolozoff blieb auch nach ihrer Heirat Patriotin, obwohl ſie zu den früheren Zwecken nicht mehr ſo viel verwenden konnte:

doch wurde ſie dafür durch die freiſinnigen Worte des Fürſten entſchädigt, mit deren Verbreitung ſie auch keineswegs karg umging.

Ein halbes Jahr nach der Heirat ſtarb die Fürſtin.

Damals gab es ſchon Geſetze, welche das von den Ahnen erworbene Beſitzthum nicht mehr an den Namen der Familie banden; jeder Einzelne konnte frei über das ihm gehörige Gebiet verfügen. Die Fürſtin hatte ihr ganzes Vermögen dem Fürſten vermacht.

Auch dies führe ich nicht als Vorwurf an, der Fürſt war bemüßigt, — wie man allgemein ſprach — um das ungariſche Indigenat erlangen zu können, ſeinen ungeheuren Beſitzungen in Rußland, welche mehrere tauſend Quadratmeilen umfaßten, zu entſagen; auf dieſen Beſitzungen hatte er über drei Millionen Unterthanen, welche er für hundert Rubel per Stück verkaufen durfte; die Beſitzungen trugen ihm ein Jahreseinkommen von 10 bis 20 Millionen. — Ob dieſe Zahlen genau und pünktlich angegeben ſind, kann ich nicht verantworten; doch hat man mir in gut unterrichteten Kreiſen ſo berichtet; und ich war eben in der Laune, Alles zu glauben, was man wollte.

Seitens des Fürſten war es demnach ein wahres Opfer, den Beſitz eines elenden ungari-

ſchen Gütchens anzunehmen, welches kaum zwanzig=tauſend Joch betrug.

Bei der Inſtallation fungirte Fertöy als voll=ziehende Macht.

Auch darüber habe ich nichts Beſonderes zu bemerken.

Der Fürſt hatte noch bei Lebzeiten ſeiner Gattin zwei „Niecen", ganz liebenswürdige und hochgebildete Fürſtinnen, in ſeinem Kaſtell.

In welcher Familienverbindung dieſe zum Fürſten ſtanden, damit kann ich in der Schnellig=keit nicht dienen, da man es von mir nicht ver=langen kann, daß ich, durch alle Hinderniſſe mich ſchlagend, nach Moskau reiſe, um dort im Kreml das goldene Buch des ruſſiſchen Adels aufzuſchlagen und nachzublättern, in welcher Linie die Fürſtin=nen Olga und Feodora mit dem Fürſtenſtamme Wolozoff verwandt ſind; — wir thun demnach am beſten, wenn wir uns damit beruhigen, daß Olga und Feodora wirklich die Niecen Wolozoff's ſind.

Beide ſind fürſtliche Schönheiten, die Eine blond, mit runden, vollen Formen, die Andere brünett, blaß und ſchlank.

Die Fürſtinnen Olga und Feodora ſtatteten nach der Inſtallation der Frau von Fertöy einen Beſuch ab und luden ſie zum Gegenbeſuche ein; die Schicklichkeit verlangte es, daß Seraphine die Einladung annahm. Seraphine brauchte demnach nicht einmal nach Warſchau zu reiſen.

Doch verleumden wir Niemanden im Vorhinein. Fertöy ging ja ſtets mit ſeiner Gattin; und der Fürſt war ein Mann von edlem Herzen, er trug noch ſechs Monate nach dem Tode ſeiner Gattin Kleider von graumelirtem Tuche und machte einen wahren Kultus aus dem Andenken der Verſtorbenen.

Trotzdem war es ſeinen Gäſten geſtattet, ſich nach Herzensluſt zu unterhalten.

Fertöy machte ſehr häufige Beſuche im fürſtlichen Schloſſe, und vergaß nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeine Gattin auf längere Zeit dort.

Der Fürſt war ein ſehr ſchöner Mann, eine weibliche Schönheit in Mannesgeſtalt.

Er hatte einen ritterlichen Wuchs, ein feines, glattes Geſicht, blaue Augen, einen ſchöngeſchnittenen Mund und volle blonde Haarlocken, wie man Adoniſe zu malen pflegt.

Er hatte auch das vollſte Bewußtſein ſeiner Schönheit und hütete dieſe ſo ſorgfältig, wie der Mann der Bibel das ihm anvertraute Talent, über deſſen fruchtbare Verwendung er Rechnung ablegen muß, wenn das Ende der Zeiten heranrückt.

Die ganze Welt ſprach bereits darüber, daß zwiſchen dem Fürſten und Seraphinen ein gewiſſer Herzensbund beſtehe, und zwar mit Einwilligung des Gatten. Vielleicht war es noch nicht

ſo; aber die böſen Zungen eilen dem böſen Gedanken ſtets voraus.

Die Fertöy's brachten ſehr viel Zeit im Schloſſe des Fürſten zu.

Manchesmal geſchah es, daß ſich der Fürſt und Fertöy auf die Jagd begaben und die drei Damen: Olga, Feodora und Seraphine allein blieben.

Sonderbar ſchien es, daß ſich Seraphine in der Geſellſchaft der beiden Nieceu nicht wohl fühlte. Wenn ſie mit ihnen allein blieb, überkam ſie ſtets eine Antipathie, eine Aufregung, worüber ſie ſich keine Rechenſchaft geben konnte.

Sobald ſie es demnach thun konnte, entwiſchte ſie in den Garten, nahm irgend einen Roman mit, und ſetzte ſich in ein Bosquet, um zu leſen oder zu träumen, bis ſie von den Fürſtinnen aufgeſucht und unter Lachen und Scherzen in's Schloß als Deſerteurin zurückgeführt wurde.

Oder ſie ſah ſtundenlang zu, wie der Gärtner zwiſchen den Blumenbeeten arbeitete, wie er pflanzte und jätete mit Aufmerkſamkeit und Geſchick.

Der Gärtner war Einer von den Bedienſteten, bezüglich welcher die verſtorbene Fürſtin letztwillig wünſchte, daß ſie niemals aus dem Dienſte entlaſſen werden dürfen, und deren Bezahlung ſie in einem unantaſtbaren Fideikommiß ſicherte.

Er war noch ein junger Burſche, kaum 25 bis 26 Jahre alt; er hatte ein glattraſirtes Geſicht, war vermuthlich deutſchen Urſprungs und ſprach auch nur deutſch. Er trug eine flache Mütze mit langem Schirm und eine grüne Blouſe.

Seraphine ſchaute dem Manne lange zu und fragte ihn nach dem Namen der einen oder anderen Blume. Der Gärtner antwortete ihr auf Alles mit pflichtſchuldiger Bereitwilligkeit.

Einmal, als die arbeitenden Taglöhner ziemlich weit entfernt waren, ſprach Seraphine den Gärtner an:

— Wie heißen Sie?

— Friedrich.

— Lieber Friedrich, haben Sie die Güte, mir jene blasgelbe Roſe zu pflücken, ich fürchte, mir die Hand an den Dornen zu verletzen.

— Die gelbe Roſe hat keine Dornen.

— Dann pflücke ich ſie ſelbſt.

Seraphine pflückte die Roſe, der Gärtner ſetzte ſeine Arbeit fort.

— Lieber Friedrich, warum hat dieſe Roſe keinen Duft? In Italien habe ich duftende Roſen dieſer Gattung geſehen?

— Hier verlieren ſie den Duft, den ſie im eigenen Vaterlande haben.

— Wiſſen Sie, wie man die Roſen wieder duftend machen kann? Kommen Sie her, ich werde es Ihnen zeigen.

Der Gärtner trat näher.

— Geben Sie Acht!

Seraphine hatte bisher deutſch geſprochen, jetzt ſprach ſie ungariſch, aber ſo leiſe, daß man ſie kaum verſtehen konnte.

— Mein Freund, Sie ſind ſchlecht maskirt.

Der Gärtner blickte ſie erſchrocken an.

— Schon zwei Menſchen haben Sie erkannt; der Eine bin ich, der Andere Fertöy . . . Sie ſind Béla Lábay . . .

Der Angeſprochene erſtarrte bei der Nennung dieſes Namens.

Glaubte er doch, er ſei hinter dieſer Maske ſo gut verborgen. Wer hätte ihn in dieſer Geſtalt erkennen ſollen, wenn nicht das Auge deſſen, der liebt, und das Auge deſſen, der haßt?

— Kommen Sie mir nach in's Glashaus, — flüſterte Seraphine ihm zu.

Der Jüngling folgte ihr mechaniſch.

Hier im Schatten der grünenden Pflanzen, von Niemandem bemerkt, legte Seraphine alle Zurückhaltung ab und wurde ganz — Weib.

Sie ergriff die Hand des jungen Mannes, welche gebräunt und ſchwielig war, und bevor er es verhindern konnte, bedeckte ſie dieſe Hand mit Küſſen. Dann brach ſie in Thränen aus.

— Die Hand ſoll jetzt niedere Arbeit verrichten. Im Erdreich ſoll ſie wühlen, dieſe Hand, die berufen war, den Himmel herabzuholen.

— O, Madame, — ſprach der Jüngling, — die Erdarbeit iſt die ſüßeſte, und das grüne Laub iſt der beſte Freund.

— Aber Sie dürfen nicht lange hier bleiben, — ſprach Seraphine heftig und trocknete mit ihrem Spitzentuche Augen und Wangen. — Ich ſah das Geſicht Fertöy's, als er Sie lange betrachtete — damals ſchöpfte er blos Verdacht; einmal aber blickte er Ihnen plötzlich in's Geſicht, da erkannte er Sie. Ich beobachtete ihn und weiß, daß er ſie kennt. Nur daß der Fürſt ihn auf die Jagd mitgenommen, hat es verhindert, daß er Ihnen bis jetzt nicht geſchadet; wenn Sie ihn hier erwarten, ſo ſind Sie verloren.

— Ich danke, Madame, aber ich bin auf Alles gefaßt.

— Auf Alles?

— Ja! — und bei dieſen Worten zog er ein ſcharfgeſchliffenes Meſſer aus der Taſche und zeigte es Seraphinen.

Bevor man mich gefangen nimmt, habe ich einen freien Mann aus mir gemacht.

— Aber mein Gott, mit was für Gedanken tragen Sie ſich? Sie gehen mit einem ſcharfen Meſſer zu Bette, und tragen den Tod über dem Herzen. Darüber kann man wahnſinnig werden!

— Nicht doch, Madame; dieſer Gedanke macht den Menſchen zum Gott. Der iſt ein gar

großer Herr, der da weiß, daß er ſterben kann wann er will.

— Nein, nein, nein; das iſt nicht wahr. Das iſt die Sache feiger Menſchen — der tapfere Mann kämpft. Mich kann dies Los nicht treffen, denn ich bin ein Weib, ſchwach und feig; Sie aber ſind ein Mann. Geben Sie mir das Meſſer.

— Was intereſſirt es Sie, Madame, ob ich früher oder ſpäter ſterbe?

— Sie behandeln mich verächtlich, und glauben, daß Sie im Rechte ſind. Sie haben unrecht. Alle Welt verwünſcht, verleumdet und verurtheilt mich, und alle Welt hat Recht, nur Sie ſind im Unrecht. Nur Sie dürfen mich nicht verurtheilen. Sie wiſſen, warum. So oft man auf mich tritt, wie auf einen kothigen Stein, müſſen Sie daran denken, daß Sie aus dieſem Stein einen Diamant hätten ſchaffen können. Ich liebte Niemanden — Niemanden und niemals. Sie wiſſen es gut, Sie kennen mich ſeit meiner Kindheit, was ich für meine Mutter fühlte, das war Furcht; was an meinen verſtorbenen Robert mich knüpfte, das war grenzenloſe Achtung; was mich meinem jetzigen Gemal in die Arme führte, das war kalte, eitle, weibliche Intrigue. Wer weiß, was noch aus mir werden kann? Das Sündenregiſter iſt noch nicht voll. Aber Einen liebte ich, liebte ich wahr und innig, mit ganzem Herzen und ganzer Seele, wahr und inniglich.

Daß ich ihn liebte, es iſt wahr, denn keiner Seele ſagte ich davon. Aber — das iſt nun vorüber.

Auf Béla machte dieſe Szene einen ſchmerzlichen Eindruck; er hätte ſich ſo gerne davon befreit.

Seraphine erfaßte ſeine Hand.

— Wenden Sie ſich nicht ab von mir. Sie wollten mein Richter ſein: ſo hören Sie denn, was ich beichte, und urtheilen Sie dann. Ich habe nicht mehr das Recht, Jemandem zu ſagen, daß ich ihn liebe, denn ich ſagte dies ſo oft, wenn es nicht wahr geweſen; aber es gibt einen Gedanken, der mich mehr niederdrückt und zermalmt, das iſt der Gedanke, daß es noch ein Weib gibt, welches ihn mehr und wahrhaftiger liebt, als ich, das ſich ſeiner Liebe in dem Maße würdig machte, als ich ſie verſcherzte. Sehen Sie, dieſer Gedanke tödtet mich und dieſen Gedanken kann ich nicht verſchweigen. Sie müſſen von hier weggehen. Sie müſſen, nicht weil man Sie hier gefangen nehmen könnte, denn ſchließlich habe ich Verbindungen, um Ihrem Schickſale auch in dieſem Falle eine andere Wendung geben zu können; aber Sie müſſen weg von hier, weil man in dieſem Kaſtell in kurzer Zeit Ihre Gattin verleumden wird, weil ſie von den Dienſtboten begeifert werden wird und Sie es dann anhören müſſen.

— Judith! — ſchrie Béla heftig auf.

— Beruhigen Sie ſich. Man verleumdet ſie unverdienter Weiſe. Ich ſage es Ihnen. Ich reiße ein Stück aus meinem Herzen, indem ich Ihnen ſage, daß man Judith unſchuldiger Weiſe verleumdet.

O! mir thäte es ſehr wohl, wenn ſie wirklich ſchuldig wäre; wenn ich ſagen könnte: jetzt kannſt Du wieder wählen; doch es iſt nicht wahr, Judith iſt ſo rein und treu wie ein Engel. O! fühlen Sie meine fürchterliche Pein, Ihnen das ſagen zu müſſen?

— Ich danke, — ſtammelte Béla, indem er ſeine Hand der zitternden Dame entgegenſtreckte.

— Sehen Sie, wie glücklich ich bin? Anſtatt die Fäden, welche Sie an Judith knüpfen, zu zerreißen, helfe ich noch ſie feſter zu knüpfen.

— Und wer verleumdet ſie? — fragte Béla begierig.

— Sprechen wir von Ihnen; Sie müſſen ſich darum befreien, um ſie vertheidigen zu können. Sie müſſen leben, weil eine Frau, welche Sie lieben, Ihres Schutzes bedarf. Uebergeben Sie mir nun das Meſſer?

Béla zog den in ſeinem Buſen verborgenen Stahl hervor und übergab ihn lautlos Seraphine.

— Sehen Sie, das iſt doch irgend ein Geſchenk von Ihnen. Wohl heißt es, es ſei kein

gutes, Zeichen, wenn Freunde einander Meſſer ſchenken; doch ich nehme auch das an. Sehen Sie wie thöricht ich bin. Statt mich zu freuen, daß ein ſteinhartes Herz, ein kaltes, erbarmungsloſes Herz durch einen noch kälteren Stahl durchbohrt werden ſoll, ſtelle ich mich zwiſchen den Stahl und das Herz. Kann ich etwas dafür? Doch jetzt hören Sie an, welchen Plan ich ausgedacht habe, Ihnen zur Flucht zu verhelfen, damit Sie wieder mit Ihrer Frau zuſammentreffen können.

Jetzt wandte Seraphine ihren Blick von Béla's Antlitz ab; bis dahin waren ihre Augen auf ſein Geſicht geheftet, als ſie aber von Judith und ſeinem Zuſammentreffen mit ihr zu ſprechen anfing, begann die Freude den Blick des jungen Mannes zu erhellen, da lauſchte er jedes Wort begierig von Seraphinens Lippen ab, welche während des Sprechens ſo ſchön waren, und Seraphinen that dieſe Freude ſo weh; ſie hatte ſie verurſacht, doch wollte ſie es nicht ſehen.

— Hören Sie alſo meinen Plan, er iſt einfach und leicht ausführbar. Unweit von hier, auf der Pußta Hamwas, wohnt eine gute Freundin von mir; es iſt die Gräfin Széplaki. Die Gräfin iſt Witwe und hat einen einzigen Sohn Sie bat mich, ihr Jemanden von meiner Bekanntſchaft zum Erzieher für ihren Sohn zu empfehlen. Derſelbe muß ein geborner Ungar ſein, jedoch engliſch und franzöſiſch ſprechen. Als ich

Sie heute Morgens trotz Ihrer Verkleidung erkannte, war es mein Erstes, der Gräfin zu schreiben, daß ich einen entsprechenden jungen Mann gefunden habe. Ihr Name ist von nun an: Albert Komáromi. Sie werden noch diese Nacht abreisen, der Wagen wartet im Wirthshause am Ende des Dorfes. Den Empfehlungsbrief habe ich bei mir. In zwei Tagen reist die Gräfin nach der Schweiz, und Sie entfliehen mit ihr aus diesem unglücklichen Lande. Nach zwei Monaten wird die Gräfin einer Gesellschafterin benöthigen, die sie auf ihren Reisen begleitet, und eines schönen Tages wird dann Judith an Ihrer Seite sein.

Seraphine fühlte einen warmen Händedruck. Sie erwiederte ihn jedoch nicht, sie empfand keine Freude darüber wußte, sie es doch gut, daß er nicht ihr gegolten.

— Wer wird dann Anstoß daran nehmen, wenn sich der Erzieher und die Gesellschafterin in einander verlieben? — fuhr Seraphine krampfhaft lachend fort; — die Gräfin wird ihr Glück gewiß nicht zu hemmen suchen.

Seraphine fiel in ihren gewohnten sarkastischen Ton zurück.

— Gefällt Ihnen mein Plan?

Béla nickte stumm, daß er ihn annehme.

— Und jetzt „lieber Fritz," — weg mit allen sentimentalen Ideen: wir kennen uns abermals nicht mehr; gehen Sie zu Ihren Azaleen,

warten Sie Ihren Herrſchaften mit Bouquets auf, Abends ſehen Sie dann zu, daß Sie ſich aus dem Staube machen.

In dieſem Augenblicke knallten zwei Schüſſe in der Nähe des Glashauſes.

— Mein Jeſus! rief — Seraphine aus, im unbedachten Momente des Schreckens ſich auf die Bruſt Béla's werfend, mit beiden Händen deſſen Geſicht verdeckend, als wollte ſie ihn mit ihrem eigenen Körper ſchützen.

Das zweifache Gelächter, welches draußen erſcholl, ſollte als Beweis dienen, daß man den Aufſchrei gehört und daß der Spaß vollkommen gelungen ſei.

Der Fürſt und Fertöy kehrten von der Jagd heim, und als ſie, durch den Park kommend, ſich dem Glashauſe näherten, war der Fürſt es, welcher die Stimme Seraphinens erkannte. Man glaubte, daß ſie in Geſellſchaft der Fürſtinnen Olga und Feodora ſei und mit dieſen ein Geſpräch führe, worauf Fertöy ein Jägerſtückchen ausführte und ſeine Doppelflinte losfeuerte, um den Damen eine angenehme Emotion zu verſchaffen.

Durch die dichten Blumengruppen und geblendet von der Sonne, welche auf die Glasſcheiben ſchien, konnten ſie nicht bemerken, wer drinnen ſei.

Als die Herren zur Thüre gelangten, hatte

Seraphine bereits wieder ihre Rolle aufgenommen; ſie ſchritt mit liebenswürdigem Trotz den beiden Nimrods entgegen, und verlangte zu wiſſen, wer der Unglückliche geweſen, der den Schuß abgefeuert?

Der Fürſt verrieth es, daß Fertöy es geweſen.

— Ihr Glück; denn Ihnen, Fürſt, hätte ich es nie verziehen.

— Und Ihrem Gatten verzeihen Sie es? — fragte der Fürſt ſcherzend.

— O, wenn ich weiß, daß er mich ſchrecken will, habe ich keine Furcht.

— Und ſind Sie wirklich erſchrocken?

— Wie nicht?! Wenn außer dem Gärtner Jemand Anderer hier geweſen wäre, würde ich ihm unbedingt ohnmächtig in die Arme geſunken ſein.

— Iſt alſo wirklich Niemand ſonſt als der Gärtner hier? — frug Fertöy herumſpähend.

— Keine Seele, — erwiederte Seraphine. — Die Gärtner zählt man in Moskau nicht zu den Seelen, nicht wahr, Fürſt? . . . Ich habe Bouquets für uns beſtellt.

— O ſchöne Gnädige, ſprechen Sie nicht ſo verächtlich von meinem Gärtner. Er iſt mir von der gottſeligen Fürſtin als gut erzogener Junge beſonders anempfohlen worden.

Seraphine erſchrak ſichtlich; — der Fürſt hatte ein gefährliches Thema berührt.

Fertöy brach in ſpöttiſches Gelächter aus.

Der Fürſt war der Meinung, daß Fertöy über ſeine Bemerkung lache.

— Belieben mir zu glauben, daß ein Gärtner ſehr viel „Latein“ verſtehen muß. Ich verſtehe nicht um die Welt die Hälfte von dem, was dieſer Junge weiß, trotzdem, daß ich einen „Hofmeiſter“ gehabt, der mich ſeiner Zeit ſehr ſtark mit den Wiſſenſchaften marterte. Ich muß mich oft über das rieſenhafte Gedächtniß meines Gärtners wundern, welcher all' die tauſend Pflanzen und Blumen beim Namen zu nennen weiß.

— Ah, das iſt unmöglich; fiel Fertöy ein, villeicht ſagt er nur das, was ihm eben einfällt.

— Au contraire! er nennt jede Blume beim rechten Namen.

— Na, da könnte ich ihn in's Examen nehmen, denn auch ich bin ein großer Botaniker.

Seraphine begann Böſes zu ahnen. Sie wußte es, daß Fertöy nichtsweniger als Botaniker ſei. Er wollte offenbar mit dem Jungen anbinden.

— Belieben zu verſuchen! — empfahl der Fürſt. — Lieber Friedrich! Zeige dieſem gnädigen Herrn, daß Du Dein Metier verſtehſt.

Auf dieſe Art produziren große Herren ihre dreſſirten Hunde.

Die Herrſchaften traten in's Glashaus.

Voran ſchritt Fertöy, hinter ihm Béla als Gärtner, dann kamen der Fürſt und Seraphine neben einander.

Seraphine betrachtete Béla mit beſorgtem Blick, doch beruhigte ſie ſich bei ſeiner erſten Bewegung; Béla ſpielte ſeine Rolle meiſterhaft und hätte auf dem Theater ſicherlich Triumphe geerntet.

Vor Allem nahm er als gut erzogener Diener die Mütze vom Kopfe, während die Herrſchaften bedeckt blieben; da bemerkte Seraphine erſt, daß Béla auf dem Scheitel derart ſich die Haare abraſirt hatte, daß ſein Geſichtsausdruck einen entſchieden fremden Typus annahm. Dabei zog er den Hals gerade ſo in den Rockkragen hinein, wie es gelernte Gärtner zu thun pflegen, wahrſcheinlich deshalb, damit ihnen die Raupen nicht in den Hals fallen. Was er deutſch ſprach, war in einem Lerchenfelder Dialekt gehalten, ſo daß ihm Niemand anmuthen konnte, er hätte dieſe Sprache in irgend einer Schule gelernt. Was ihn am unkenntlichſten machte, war ſeine Freundlichkeit und Demuth, denn nie hatte man ihn in anderen Zeiten als demüthigen Menſchen gekannt.

Mit größter Bereitwilligkeit und fließend zitirte er die Namen der verſchiedenſten Pflanzen, wie es eben Fertöy von ihm verlangt hatte,

welcher ſich im Anfang damit begnügte, die Beiwörter der in „us“ endenden Hauptwörter auf dieſelbe Endung zu korrigiren, und Béla beſaß hiebei ſo viel Selbſtbeherrſchung, daß er ihn darüber nicht aufzuklären ſuchte, daß in der lateiniſchen Sprache die Namen der Bäume und Geſträuche dem weiblichen Geſchlechte angehören.

— Nun, — ſagte der Fürſt triumphirend — iſt das nicht Wiſſenſchaft! . . . Dem Fürſten verurſachte dieſe Art des „Sports“ eine eben ſo große Freude, als hätte ſein Dachshund einen Fuchs aus ſeinem Loche gejagt.

— Wahrlich! — ſprach Fertöy, — es iſt ſchade für Dich, Freund Fritz, daß Du nicht Profeſſor geworden, da es doch ſo viele Eſel in der Schule gibt.

— Wie viele mag es erſt damals gegeben haben, als Sie noch in die Schule gingen, — bemerkte Seraphine anſpielend.

Der Fürſt lachte; Fertöy hatte dagegen die gute Gewohnheit, den Rippenſtoß, den er von ſeiner liebenden Gemalin erhalten, ſtets einem Anderen weiter zu geben.

— Wie heißt dieſes Gewächs da? — frug er Béla haſtig, auf einen blühenden Stock hindeutend.

— Das iſt, bitte gehorſamſt, eine Gloxinia.

— Und dies da?

— Eine Zinnia.

— Das iſt eine Lüge. Dieſe iſt ein Zinnia, und jene die Gloxinia.

Der Gärtner verbeugte ſich tief, und erwiederte mit ſtoiſcher Selbſtbeherrſchung:

— Wenn es Euer Gnaden ſo finden, kann ich Nichts dagegen einwenden.

— Und was iſt das hier?

— Mit Verlaub, eine Zebrablume.

— Woher ſtammt ſie?

— Aus Madagaskar, mit Verlaub!

— Auch das iſt eine Lüge; ich weiß es recht gut, daß dieſe Blume nur auf den Antillen heimiſch iſt, und ſonſt nirgends.

Der Gärtner ergab ſich demuthsvoll und ſprach: „Es iſt wohl möglich!“

— Was iſt Dies?

— Eine Sicus elastica.

— Hat ſie ſchon Früchte getragen?

— Bitte, dieſer Strauch pflegt keine zu tragen.

— Dumme Rede... Ich ſelbſt züchtete ihn, und er trug Früchte ſo groß wie meine Fauſt. Dumme Reden, ſage ich.

— Donner noch einmal! — fiel der Fürſt ein, Sie verſtehen es ja ſo prächtig, mit dem Geſinde grob zu ſein, als hätten Sie von Kindesbeinen an ſtets nur mit der Maßregelung ruſſiſcher Muyiks zu thun gehabt.

Fertöy ſtand in dieſem Augenblicke ſo nahe bei Béla, daß ſich beinahe ihre Naſen berührten.

— Nun, lieber Fritz, genug von Deiner Theorie, gehen wir nun zur Praxis über: wie pelzt man eine Melone in eine Ananas?

Béla gab hierauf keine Antwort, ſondern warf einen ſchiefen Blick auf den Fürſten, preßte ſeine Kappe unter den Arm, zog aus ſeiner Weſtentaſche eine Tabaksdoſe hervor, nahm eine tüchtige Priſe und ſah dabei abermals den Fürſten an, als wollte er ſagen: ich bin nur ein Bauer, dieſer Herr iſt etwas Edleres, aber jedenfalls nur ein — „Roß."

Seraphine war mit „Béla" ſehr zufrieden. Er durfte zwar den allgemeinen menſchlichen Stolz nicht verrathen, doch durfte er auch in ſeiner Unterthänigkeit nicht ſo weit ſinken, daß er nicht einmal den ſpeziellen Gärtnerſtolz durchſchimmern ließ, denn das hätte abermals Verdacht erregt.

Er hatte in Wahrheit ſeine Rolle ſo gut geſpielt, daß es ſelbſt Fertöy in Verwirrung brachte, welcher bereits in ſeinem Verdachte ſchwankend wurde. „Es iſt doch nicht Béla Lávay" — dachte er.

In dem Momente gelangten ſie zu einem prächtigen Aquarium.

In dem aus karrariſchem Marmor gemeißelten Baſſin ſchwammen auf der kryſtallhellen

Oberfläche des Waſſers Pflanzen neueſter Gattung, darunter eine Lotos aus dem Nil, welche am heutigen Tage den Kelch ihrer erſten Blume im Roſakarmin mit goldſchimmerndem Blüthenſtaub entfaltete, während die großen, dunkelgrünen Blätter mit den rothen und gelben Adern auf der Waſſerfläche ſich ausbreiteten.

Dieſe ſeltene Prachtblume lenkte die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf ſich.

Dieſe ſchöne Blume war es, aus deren Kelch Fertöy's Bosheit jenes Gift ſaugen wollte, welches ſeinem Gegner, wenn er's wirklich war, die wahre Geſtalt wiedergeben ſollte.

— Sehen Sie, — ſagte der Fürſt, — dieſes Prachtexemplar habe ich unter meiner eigenen Aufſicht aus dem Pariſer „Jardin des plantes" mitgebracht, und ſehen Sie, heute blüht es ſchon.

— Wie iſt der Name dieſer Blume? — beeilte ſich Fertöy zu fragen.

— Lotos! Lotos! — antworteten der Fürſt und der Gärtner zu gleicher Zeit, in einem Tone, als verwunderten ſie ſich darüber, daß es einen Menſchen geben könne, welcher eine „Lotos" nicht auf den erſten Blick erkennt.

— Das weiß ich, das weiß ich, — fiel Fertöy ein, — ich wollte nur erfahren, ob ſie nicht den Namen irgend einer hohen Dame trägt?

— O ja! — betheuerte der Fürſt —

und, ſich gegen Béla wendend: — Wie iſt nur der Name, mir entfällt er ſo leicht?

— „Reine d'Egypte Semiramide.“

— Richtig, ſo iſt's, das iſt der Name! — ſtätigte der Fürſt.

— Ah bah! . . . ſcherzen Sie nicht, Fürſt, — handelte Fertöy in naivem Tone. — Als hätte ich nicht bereits von dieſer berühmten Lotos gehört, welche in Ihrem Aquarium auf den Namen einer ſchönen Frau getauft wurde.

— Ich bin der Meinung, daß „Semiramis“ einſt eine genug ſchöne Frau geweſen.

— Ja einſt, zu den Zeiten des Triumvirats; hier iſt aber von einer lebenden Frau die Rede, der Euer fürſtlichen Gnaden den Hof zu machen belieben; . . . o, wir kennen das ſehr gut.

— Bei Gott, ich weiß nichts davon. Das iſt eine egyptiſche Königin.

— Eine Königin? . . . Da muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich meine Aufmerkſamkeit dieſem jetzt lebenden Genre nicht zuwandte, wenn nicht von Ballköniginnen die Rede iſt, oder von Theaterköniginnen! . . .

— Na, damit laſſen Sie mich in Ruhe, daran iſt nichts. Sie bringen dies nur deshalb vor, um mich vor gewiſſen Ohren in Mißkredit zu bringen.

— Ich weiß, was ich weiß, Fürſt. Sage mir einmal, Meiſter Fritz, den wahren Namen

dieſer Blume; zu welcher Zeit hat ſie der Fürſt auf den Namen einer ſehr, ſehr ſchönen Frau getauft? Nun bekenne! ... Oder ſoll ich Deinem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen?

Seraphine bemerkte mit zitternder Angſt, wie ſich Béla aus ſeiner demüthigen Stellung emporrichtete, wie ſeine Geſichtszüge den urſprünglichen ſtolzen Ausdruck annahmen, und wie er ſeine Mütze trotzig auf den Kopf ſetzte.

Fertöy neigte ſich mit einem dämoniſchen Hohnlächeln gegen ihn.

— Nun, Meiſter Fritz, heißt dieſe moderne Schönheit nicht etwa: „Reine du théatre Madame Lávay .....?“

In dieſem Momente verſetzte der Gärtner dem Fragenden einen ſo derben Fauſtſchlag in's Geſicht, daß derſelbe rücklings in das Aquarium ſtürzte, mit ſeinem unverhofften Beſuche alle egyptiſchen Königinnen des naſſen Königreichs zu Tode drückend, während ſich der Gärtner mit Blitzesſchnelligkeit durch das offene Fenſter des Glashauſes ſchwang.

Der Fürſt, über die Szene empört, griff nach ſeiner Büchſe und zielte nach dem Flüchtling.

Bevor er losbrennen konnte, faßte Seraphine ſeine Hand und riß den Lauf des Geweh-res bei Seite.

Der Fürſt kam aus ſeiner Verwunderung nicht heraus. Ein Bauer verſetzte einem Herrn

ohne jegliche Urſache einen Fauſtſchlag, er will ihn deshalb züchtigen, und die eigene Gattin des Mißhandelten hält die ſtrafende Hand zurück. . . . Wie ſoll man das verſtehen . . . Im nächſten Augenblicke war der Frevler im Gebüſche verſchwunden.

Zum Glück konnte Fertöy, welcher ſich mittlerweile auf dem Grunde des Miniaturmeeres befand, nichts von der Szene bemerken, und als derſelbe nach einigen Minuten gleich einem Waſſergott mit von Moos und Schilf bedecktem Haupte aus den Fluthen tauchte und zu huſten und ſchnauben begann, fand der Fürſt die Szene ſo ergötzlich, daß er darüber den Tod ſeiner „Semiramide“ und den Flüchtling vergaß.

Was Spiel, und was kein Spiel iſt.

Erinnert ihr Euch noch jener traurigen Zeiten, wo man ſich in grobe Bauerntracht kleidete, in wirkliche Bauerntracht, welche nach Fett roch, wo man große plumpe Stiefel trug, und zum Kutſcher oder zum Ackerknecht wurde; wo der Gelehrte, der Dandy Pferde ſtriegelte, oder Ochſen trieb.

Und wenn man ſie trotz ihrer Verkleidung erkannte, gingen ſie weiter, gaben ſich für einen andern Bauer aus, und nahmen in andern Häuſern Dienſt.

Wenn man von Einem in der Gegend zu viel ſprach, da nahm er den Wanderſtab und ging, um der Welt auszuweichen, in die Wälder, in die Gebirge, auf Stegen, welche das Hochwild durch das Dickicht gebrochen.

Vorſichtig wurde jedem Dorfe ausgewichen, bis man erfuhr, was für Volk es bewohne, ob man ſeine Sprache verſtehe, ob es dem Ungar nicht feindlich geſinnt, ob keine Gensd'armen

im Orte ſeien. Man kehrte nur in den äußerſten Häuſern ein, und vermied ſorgfältig jedes Schindeldach.

Die armen Flüchtlinge verkrochen ſich in der Tiefe des Waldes in Baumhöhlen, um dort dem Brauſen des Sturmes und dem ängſtlichen Pochen des eigenen Herzens zu lauſchen. . . Sie irrten in finſteren ſtürmiſchen Nächten, wo ſelbſt die Raubthiere in ihre Höhlen ſich verkriechen, und ſegneten das Unwetter, welches ſie mit ſeinen unheilvollen Schwingen vor ihren Verfolgern ſchützte.

Doch was war das Wetter, was die grimmigen Verfolger, was die Ohnmacht des Körpers gegen das, was in der Seele der Flüchtlinge vorging. . . Der Gedanke an eine verlorene Vergangenheit und das Geſpenſt einer martervollen Zukunft. Das waren die Schatten, welche ſich an ihre Ferſen hefteten. Die Hetzhunde der Seele, die ſie von allen Seiten anbellten, ſie würgten und zerfleiſchten, und keine Raſt und Ruhe gönnten.

Wenn erſt der Flüchtling eine junge Gattin zu Hauſe hatte! Eine junge Gattin, der ſich der Gatte nicht nähern „darf.“ Wie lange währt die Treue des Weibes? Iſt überhaupt etwas Wahres an dieſer Treue? . . .

Diejenigen, die ſich dieſer Zeiten erinnern können, an jene Gefühle zurückdenken, unter deren

Eindruck die Geſchichten, die ich hier erzähle, entſtanden, werden es begreifen, daß mit einem ſolchen Stachel im Herzen, wie Fertöy einen in das Herz Béla's ſtieß, man nicht hingeht, um eine ruhige Erzieherſtelle anzunehmen, und abzuwarten bis die Gattin nachkommt, ſondern man befragt die Sterne des mächtigen Himmels, wo der Süden iſt, und tritt die ſchleunigſte Heimkehr an.

Zwei Wochen vergingen, bis Béla von ſo großer Entfernung auf Umwegen, manchmal tagelang verborgen, oft auf Irrwege gerathen, die Hauptſtadt erreichen konnte. Die letzte Nacht brachte Béla in den Lehmgruben der Kerepeſcher Ziegeleien zu.

Zu ſeinem Glücke trat Regenwetter ein, und Béla konnte bis auf die Haut durchnäßt, in ſeinen kothigen Kleidern ſich zwiſchen eine Truppe von Taglöhnern mengen, die man ungehindert die Mauth paſſiren ließ.

Er eilte ſtraks zum Nationaltheater, obgleich er ſich gerade vor dieſem Orte hüten ſollte, da er dort die meiſten Bekannten hatte. . . Wer würde ihn aber in ſeinen kothigen Lumpen erkennen?

Am Thore war ein großer Zettel angeklebt, und er konnte beim Scheine der Lampe deutlich leſen: „Benefiz-Vorſtellung der Frau Lávay“.

Er fühlte nicht mehr das kalte Peitſchen des Regens; Körper und Seele wurden von hölliſchem Feuer erfaßt.

Heute iſt alſo Judith's Benefiz! deßhalben eilen ſo viele Leute, trotz des böſen Wetters ins Theater, deßhalb rollen ſo viele glänzende Equipagen vor das Thor . . . Und gegen einen Jeden empfand Béla die glühenſte Eiferſucht, überhaupt wenn ſie in Equipagen kamen.

Er wartete an die Mauer des nachbarlichen Hauſes gelehnt, auf den Beginn der Vorſtellung, und betrachtete die Geſichter der Kommenden, wie ſie durch den Lampenſchein auf einen Augenblick beleuchtet wurden. Viele ſeiner Bekannten gingen vorüber, doch Keiner ſah ihn an.

Judith mußte ſchon längſt drin ſein, um ſich anzukleiden.

Ein Gärtnerburſche geht mit einen großen Bouquet vorüber, welches er mit ſeiner Schürze verdeckt. Dieſes Bouquet ſchickt gewiß „Jemand" an Judith.

Wie wandelte es ihn an, den Mann am Kragen zu faſſen, ihm den Blumenſtrauß zu entreißen und denſelben im Koth zu zertreten. Da hätte er aber erſt erfahren, daß es kein Gärtnerburſche, ſondern ein Theater-Diener ſei, welcher keinen Blumenſtrauß, ſondern ein Glas Bier für irgend einen Cho-

riſten, welchen die Hitze im Theater durſtig gemacht, unter ſeiner Schürze trägt.

Bald begann die Muſik. Der Schall der großen Trommel drang auf die Straße hinaus. Es wird ſomit die Vorſtellung bald beginnen.

Béla war im Geiſte ſelbſt anweſend in den bis zum Erdrücken gefüllten Hauſe, und wartete, daß der Vorhang aufgehe. Der Beifallsſturm, der auf die Straße drang, zeigte an, daß Judith die Bühne betreten habe. Wie lange man ihr entgegenklatſcht. Wer dieſe Begeiſterten wohl ſein mögen? Wie ſie heißen, warum ſie klatſchen, was für Recht ſie haben?

Dann trat Stille ein, das Publikum lauſchte dem Spiele und der Deklamation Judith's, das übrigens Niemand mit ſolch geſpannter Aufmerkſamkeit, als Béla draußen, der weder ſieht, noch hört, aufnimmt. Jede Kutſche, die die Straße hinunterrollte, erregte ſeinen Aerger: warum ſtört ſie auch die Aufmerkſamkert der Zuſchauer zu ſolcher Zeit?

Und vom Neuem erdonnert der Applaus. Vielleicht gilt er diesmal nicht Judith, ſondern ſicherlich einer Zweiten, Dritten, die vor die Lampen getreten. Béla iſt aber trotzdem auf jeden Applaus ſo eiferſüchtig. — Darin drückt ſich die Liebe aus, die durch die Wuth geſteigert wird, und der Stolz, der mit der Erniedrigung kämpft. Jeder Beifallsſturm, den der Gatte vernimmt, verkündet ihm, daß

diejenige, die er liebt, in dieſem Momente Königin und Dienerin iſt, die Königin des unabhängigſten Volkes, und die Dienerin des despotiſcheſten Herrn — des Publikums.

Er bebt vor dem Gedanken, jetzt d'rin zu ſein und ſie zu ſehen und dennoch drängte es ihn ſo ſehr, ſie zu ſehen, ohne ſelbſt bemerkt zu werden, und in ihren Zügen die Wahrheit zu prüfen, damals, wenn ſie ſich verſtellt.

Wenn man nur ein Eintrittsbillet bekommen könnte, ohne daß er zur Kaſſe gehen müßte, wo man ihn im Augenblicke erkennen würde, Wie aber das anſtellen?

Vielleicht trifft ſich gegen das Ende der Vorſtellung dennoch ein ſo vortrefflicher Menſch, der ein friſches Beefſteak höher ſchätzt, als die Hinrichtung der Bühnenhelden und dieſelbe dennoch verläßt. Von einem ſo groben Jungen könnte man das Retourbillet verlangen. — So iſt es im Thore des Theaters üblich.

Schon nach dem dritten Aufzuge kamen in der That einige Marodeure unter großem Lärm heraus. Béla ballte die Fauſt und wollte ihnen entgegengehen, wahrſcheinlich,um mit ihnen anzubinden, warum ſie ſo zeitlich das Theater verlaſſen.

— Die Hitze drin iſt unausſtehlich! Ich konnte mich nicht weiter vordrängen, als bis zum Thürvorhang, und von da aus ſah ich nichts. Und doch bin

ich nur zu dem Zwecke in Peſt geblieben, um Madame Lávay zu ſehen.

Béla verzieh ihnen und lehnte ſich wieder an die Thürpfoſten.

Wieder kam Jemand aus dem Theater. Der kam wahrſcheinlich blos vom Hofe her, denn ſeine Zigarre brannte. Béla bemerkte dieß nicht. Er zog ſeine Mütze tief in die Augen und ſprach den Ankömmling verſchämt an: „Ich bitte um das Retourbillet!“

Der Angeſprochene mißverſtand die Bitte und gab ihm den Zigarrenſtumpf, den er wegzuwerfen eben im Begriffe ſtand, mit den Worten hin: Hier haſt du Freund, und werde damit glücklich!

— Was wird da d'rin für ein Stück gegeben?

— Eine Königin, die ihren Liebhaber zum Tode verurtheilt, weil er ein Aufwiegler war.

Man ſagte, dies ſoll Judith's Meiſterrolle ſein. Andere behaupteten, ſie werde nicht genug treu die Verzweiflung der Frau wiedergeben, wenn die Königin und die Geliebte in ihrem Herzen miteinander kämpfen; ſie wird mehr Königin als Geliebte ſein. Auch das mußte man berückſichtigen, daß ſie erſt unlängſt aus einer ſchweren Krankheit auferſtanden war; ſie muß daher ihre Nerven ſchonen. Viele wollten ſogar bemerkt haben, daß Judith ſeit längerer Zeit ſehr zerſtreut ſei und erklärten dies verſchieden.

So viel ist gewiß, daß der Regisseur sie auch bei dieser Gelegenheit auf alle Bühnenerfordernisse aufmerksam machen mußte, damit sie nichts mit sich auf die Bühne zu nehmen vergesse. Hier ist das Gift — hier der Dolch, hier der wegzuwerfende Ring; hier sind die versiegelten Briefe. Das alles nennt man in der Bühnensprache Requisiten.

Schon war Judith im ersten Akte angekleidet, als der Regisseur nochmals an ihre Thüre klopfte:

— Ein Brief.

— Ich danke. Legen Sie ihn gefälligst zu den übrigen auf die Tasse.

— Das ist aber kein Requisitenbrief! er ist an Sie selbst gerichtet; kam soeben mit der Post und trägt die Aufschrift: „Dringend“.

Judith nahm den Brief in Empfang, und erkannte im Momente die Handschrift Seraphinens.

Draußen gab man schon dem Orchester das Zeichen, aber der Brief war dringend, sie konnte ihn bis dahin noch durchlesen.

Der Brief lautete:

„Liebe Judith! Ich benachrichtige Dich von einem unglücklichen Ereignisse, das ich bisher vor Dir geheim halten mußte, da ich glaubte, es noch verhindern zu können. Als ich jüngst mit Fertöy im Kastell des Fürsten Wolozoff war, erkannte ich in dessen Hofgärtner Deinen Béla“.

Judith ſchrak zuſammen, als ob ſie ein Blitzſchlag getroffen hätte. „Aber nicht nur ich habe ihn erkannt, ſondern auch Fertöy.“

Judith lehnte ſich zitternd an ihren Garderobetiſch.

„Ich eilte Fertöy zuvorzukommen und ſprach mit Béla; ich rieth ihm, von dort zur Gräfin Szélaknay zu gehen, die ihn als Erzieher ihres Sohnes in's Ausland nehmen werde, wohin du ihm dann folgen könnteſt. Er ging auch darauf ein.“

Judith's Stirne zog ſich in Falten zuſammen. Was haben dieſe hohen Damen nöthig, Béla zu ſchützen? Sie wußte, daß die Gräfin Szélaknay auch jung ſei.

Dieſen Wolkenſchatten wiſchte bald der Sturm von ihrer Stirne, der aus den übrigen Zeilen des Briefes heraufbeſchworen wurde.

„Die Dazwiſchenkunft Fertöy's verhinderte die Ausführung dieſes Planes; dieſer wurde, als er mit deinem Béla in Wortwechſel gerieth, von demſelben in einer Weiſe verlezt, die ein Mann niemals verzeihen kann.“

„Béla verſchwand nach dieſem Auftritte plötzlich aus dem Schloſſe, — Niemand wußte wohin; ich allein ahnte, daß er nach meinem Rathe ſich zur Gräfin Szélaknay geflüchtet. — Ich wollte der Gräfin nicht ſchreiben, damit meine Briefe nicht Jemanden auf ſeine Spur bringen. Zwei Wochen

waren ſeit dieſem Ereigniſſe vergangen, als ich von der Gräfin einen Brief bekam, in welchem ſie mir mittheilte, daß der von mir anempfohlene Erzieher noch immer nicht bei ihr eingetroffen ſei. — Béla hat ſich alſo nicht dorthin geflüchtet."

Es that Judith wohl, dies zu erfahren! Aber weiter, was weiter?

„Daß Fertöy ſeinem Beleidiger nachſpäht, weiß ich gewiß.

Seine Ahnung iſt mit der meinigen identiſch. Er erweckte in dem Gatten die Eiferſucht gegen ſeine Frau; Béla wird daher auf dem Lande nirgends bleiben, er wird nach Peſt eilen. Die Eiferſucht ſieht nur einen Gegenſtand und iſt gegen alles Andere blind, deßhalb bitte ich Dich, den Rath deiner alten Freundin nicht übel aufzunehmen, verlaſſe Peſt je eher, komme in unſere Gegend auf Gaſtrollen. In einer Provinzialſtadt liefe Béla nicht ſo Gefahr, wenn er Dir begegnete, als in Peſt. Du kannſt es am beſten wiſſen, warum? Dort kennt ihn Jedermann; dabei verfolgen tauſend mißtrauiſche Augen Deine Schritte und weiß es Jeder, daß die Spuren ſeiner Fußtritte in Deinem Hausthore enden werden." . . .

Judith konnte nicht weiterleſen; die Welt verdunkelte ſich vor ihr; ſie ſank auf einen Seſſel nieder.

Béla verfolgt und auf der Flucht zu ihr; auf ſeiner Spur der geſchworene Feind Beider. Wenn ihn der Verfolger früher erreichen ſollte, als er mit ſeiner Frau zuſammentreffen kann. Judith fühlte es, daß ſie unter der Schwere dieſes Gedankens erſticken müſſe.

„Das Spiel hat begonnen, es folgt nun Ihr Auftreten! klang die Mahnung des Regiſſeurs zur zur Thüre herein.“

Ach! in dieſem Momente ſpielen! Mit dieſem verſtörten Antlitze vor die Lampen treten; mit dieſem Zittern an allen Gliedern königlichen Stolz heucheln; eine Rolle vortragen mit einem Wehrufe auf der Zunge, der in jedem Augenblicke losreißen will; künſtleriſche Affekte zur Schau tragen mit dem Dolche der Verzweiflung im Herzen!

Und doch muß es geſchehen. Du biſt ein Sklave; alſo vorwärts dein Herr wartet.

Judith taumelte auf die Bühne. Langer Applaus empfing ſie; niemals wurde ein Gladiator, der vor dem Publikum ſo ſchön zu ſterben weiß, mit verdienterem Beifall überſchüttet. War doch auch jedes Wort, das Judith ſprach, ein Tropfen ihres Herzblutes.

Jeder ſagte, ſie habe noch nie ſo ſchön geſpielt.

Selbſt die Kritik anerkannte, daß ſie alle Erwartungen übertraf. Die Szene, in welcher ſie mit

ſich ſelbſt kämpfte, indem ſie als liebevolles Weib Denjenigen retten will, den ſie in dem Zorn der Königin auf das Schaffot ſtieß, wie treu gab ſie Judith, und wie malte ſich der Kampf des innern und des äußern Menſchen in ihren Zügen ab.

Die ſie ſahen in der Szene, wo ſie allein bleibt und ſehnſüchtig auf die Zurückkunft ihrer Abgeſandten wartet, die für den verurtheilten Geliebten die verſpätete Begnadigung gebracht; die ſie ſahen, wie die aufgeregte Fantaſie ihr die Schreckensſzene mit blutigen Zügen malt, und als ſie zurückkamen mit der Botſchaft, daß die Gnade zu ſpät gekommen, der theuere Kopf im Staube liegt, und wie die Königin niederſinkt, die Krone weit weg von ſich ſchleudert — wer dies geſehen, der muß glauben, dies ſei der Höhepunkt der Kunſt, und ſie klatſchten Beifall der Schauſpielerin, die die Leidenſchaft des Weibes ſo darzuſtellen im Stande iſt.

Aber auch Diejenigen, die ſie dann am Boden liegen ſahen, als der Vorhang bereits gefallen war, und die ſie wahre Thränen vergießen ſahen; Diejenigen auch, die ſie halbtodt vom Boden aufhoben und und in ihr Zimmer trugen, die ahnten, daß dies mehr ſei als bloßes Spiel. Derjenige aber, deſſen Bild Judith während des ganzen Spieles vorſchwebte, war ſo nahe. Er ging auf und ab vor dem Theater.

Zu Ende der Vorſtellung kamen die Equipagen und Lohnwägen an und bildeten eine lange Phalanx vor dem Theater.

Béla muſterte ſie mit verdächtigem Blick. Welcher Wagen wird es wohl ſein, der Judith nach Hauſe führt? Dem Wagen wollte er dann nachrennen und auf ſolche Weiſe die Wohnung Judith's erfahren.

Die Vorſtellung war zu Ende, die Wägen rollten einer nach dem Andern vor die Halle des Theaters; kein einziger aber fuhr vor den Ausgang des Ankleidezimmers.

Auch der letzte Lohnkutſcher war müde geworden, ſeine Dienſte vergeblich anzubiethen, und fuhr zurück, die Straße wurde endlich leer.

Das thut Béla ſo wohl. Judith fährt alſo in keiner Equipage; ſie iſt alſo keine Favoritin der großen Herren, wenn ſie ſelbſt nach ihrer Benefizevorſtellung zu Fuße nach Hauſe geht.

Dann gingen auch die Schauſpieler nach Hauſe, die ihre Rollen früher beendet hatten.

Béla lauſchte begierig, was ſie von der Vorſtellung ſprachen.

— Na das war ein guter Tag.

— Es bleiben fünfhundert Gulden „rein."

— Das wird ein Kaſſaſtück.

Die Straße war ſchon vollſtändig ruhig, als die Thüre des Ankleidezimmers zum letzten Male

ſich öffnete und eine Frauensgeſtallt heraus trat, die Béla auch im dunkel der Nacht erkannte. Er erkannte ſie an ihrem Gange, an ihrer Haltung, an ihrem Schatten, an ihrem Tritt. Es war Judith.

Sie kam allein mit einem Dienſtboten, der ihre Kleider in einem Korbe trug.

Es regnete unaufhörlich; Judith mußte ſelbſt den Regenſchirm halten. Wäre ein galanter Mann in der Nähe geweſen, würde ihr den Schirm aus der Hand nehmen und ihn über ihren Kopf halten.—

Béla ſtand an den Pfoſten gelehnt. Judith ging ſo nahe an ihm vorüber, daß ſie ihn mit den Kleidern ſtreifte. —

Béla ſah ihr aufmerkſam in's Geſicht, als ſie an der Lampe vorüber ging. Auf den ſchönen edlen Zügen lag tiefe Betrübniß ausgegoſſen. Dieſes Bild brannte ſich ihm ins Herz.

Judith blickte nur ſtarr von ſich hin; ſie nahm Béla nicht wahr.

Béla ließ ſie vorangehen und folgte ihr nur aus der Ferne, um keinen Verdacht zu erwecken.

Sie ging nicht in die alte bequeme Wohnung in die Stadt; ſie wohnte jetzt in einer Vorſtadt. Vor einem neuerbauten Hauſe blieb ſie ſtehen, klingelte und entſchwand bald darauf Béla's Blicken.

Béla blieb noch draußen, um Acht zu geben, was für Fenſter beleuchtet werden. Im zweiten Stock links. Er durfte nicht fragen.

Jetzt aber mußte er jeden Schritt genau überlegen, wie Jemand, der ſtehlen geht.

Er klingelte dem Hausmeiſter.

Vor dieſem muß'e er die erſte Probe beſtehen.

— Ich komme vom Theater, ich bin der Diener; ich habe den Smaragdring der gnädigen Frau gefunden, den ſie auf der Bühne verloren hat, er lag zwiſchen den Kouliſſen, ich habe ihn gefunden.

Der Hausmeiſter beſah den Ring; es war ein echter Smaragd, derſelbe Ring, den Judith am Trauungstage mit Béla gewechſelt.

— Gut geben Sie ihn her ich werde ihn hinauftragen.

Béla lachte.

— Wiſſen Sie, mein Freund, auch mir wird ein Trinkgeld gut thun, ich werde ihn ſelber hinauftragen. Laſſen Sie die Thüre offen, ich komme gleich zurück.

Er mußte auch darauf bedacht ſein, daß der Hausmeiſter Acht gebe, daß Niemand in's Haus komme.

— Nicht nothwendig; Sie können durch das Wirthshaus gehen; es war auch unnöthig zu läuten. Bekannte können durch's Wirthshaus gehen. Der Hausmeiſter ging dann in ſein Zimmer zurück.

Beim Dienſtmädchen mußte es ſchon ſchwerer halten, ſie mit der Rolle des Theatersdieners zu täuſchen, denn ohne Zweifel kannte ſie ihn.

Auf den Korridor konnte er ſich nicht gut orientiren, erwußte nicht, welche Thüre in die Wohnung Judith's führe.

Während er darüber nachdachte, that ſich plötzlich eine Thüre auf und Judith's Mädchen trat heraus, mit einem Krug in der Hand; ohne Zweifel ging es an den Brunnen. Die Thüre des Vorzimmers ſtand jetzt offen.

Béla zog ſich bei Seite, ſo daß er von dem Mädchen nicht konnte bemerkt werden.

Als das Mädchen vorübergegangen, ſchlich er raſch durch die Thüre in das Zimmer, wie ein Dieb.

Im Vorzimmer brannte eine Nachtlampe, bei deren Licht er drei Thüren bemerkte, zwei führten in's Zimmer, die dritte in die Küche.

Béla drückte auf die Klinge der einen Thür. Er befand ſich in einem Alkoven, deſſen Hintergrund ein Bett mit weißen Vorhängen einnahm.

Den Alkoven trennten Vorhänge von einem geränmigen Zimmer, welches jetzt beleuchtet war.

Béla verbarg ſich hinter den Vorhängen, durch deren Gewebe er in das Zimmer ſehen konnte. —

Er ſah ſeine Frau dort ſitzen vor einem gedeckten Tiſch, auf welchem ihr beſcheidenes Nachtmal ſtand.

Die Speiſen ſind unberührt, das Glas iſt leer; Judith ſtarrte in das Lampenlicht, ſie ſaß unbeweglich wie eine Todte, und auf ihrem Geſichte lag der Ausdruck des Unendlichen, mit welchem der hoffnungsloſe Kummer die lebenden Züge verſteinert. Die Augen wollen den Gedanken folgen, die über den Geſichtskreis hinaus ſchweifen.

Die Speiſen wurden kalt; die lebendige Säule bewegte ſich, ſie hob ihre Hände in die Höhe und in ihren gefalteten Händen glitzerte Etwas. Es war ein in Gold gefaßtes Medaillon.

Béla kannte das Medaillon, hatte doch er es Judith gegeben.

Die Frau legte hierauf das Medaillon auf die Flache Hand, und als ſie es ſo lange anſah, da thaute ihr Blick wieder auf, ihre Züge verloren die Starrheit, aus ihren Augen drangen Thränen und ihre Lippen bewegteu ſich, als ſpreche ſie zu dem Bilde, als ob ſie es warnte, ihm Vorwürfe machen würde.

Die beiden Hände brachten das Bild immer näher den ſtammelnden Lippen; als es ihre Lippen berührten, konnte ſie ſich nich länger faßen; ſie ſank ſchluchzend nieder auf das Medaillon und bedeckte den Kopf mit den Händen.

Da fühlte ſie einen Kuß auf der Hand, einen warmen Kuß.

Erſchrocken blckte ſie auf: — Das Bild ſtand lebendig vor ihr.

Und es war ein guter Gedanke von der Frau, daß ſie in dieſem Augenblicke ihren eigenen Aufſchrei und die Worte ihres Gatten in einen Kuß begrub.

Wie viel mußte dieſer Kuß ſagen.

Wie habe ich dich erwartet, wie habe ich um deinetwillen gelitten, wieviel träumte ich von dir, wie liebe ich Dich! Wie zittere ich, wie fürchte ich für Dich, wie beſchützte ich Dich. Wie ſtark bin ich und wie ſchwach. Wie freue ich mich und wie ſchaudert's mich bei Deiner Anweſenheit. Wie glücklich bin ich und wie verzweifelt.

Die äußere Thüre knarrte.

— Fort, fort! in die innere Stube.

Judith öffnete plötzlich eine kleine Thüre die in das Zimmer führte, daß ihr als Studirſtube diente, und ſchob Béla hinnein, bevor das Mädchen eintrat.

Als das Mädchen ins Zimmer kam, ſaß Judith ſchon vor ihrem Tiſche, und begann den Braten zu verſpeiſen.

Das Mädchen blickte neugirig im Zimmer umher.

— Tihamér iſt ſchon weggegangen?

— Wer? fragte Judith und trotz ihrer gewohnten Selbſtbeherrſchung zitterte ſie an allen Gliedern.

— Der dumme Theaterdiener läßt ſich Tihamér nennen.

— Das wußte ich nicht.

— Der Hausmeiſter ſagt, daß der Diener den verlorenen Ring der gnädigen Frau gefunden und zurückgebracht habe.

Jetzt begriff Judith den Zuſammenhang der Fabel.

— Ja wohl, den Ring brachte man, aber es war nicht Tihamér, ſondern ein Handlanger, denn ich ſelbſt nicht kenne.

— Befehlen die gnädige Frau noch Etwas?

— Ja wohl, bringe noch ein Brot, ich bin heute ſehr hungrig.

Der Dienſtbote ſah die Frau verwundert an. Hungrig iſt ſie! Freilich, ſie hatte eine ſchwere Rolle und mußte viel arbeiten, da hat ſie Appetit bekommen.

— Noch eins, bringen Sie auch eine Flaſche Wein, der Arzt hat mir gerathen, Wein zu trinken, dann, meint er, werde ich ſchlafen können.

Der Dienſtbote glaubte Alles. Es gibt ja Frauen, die Wein trinken.

Judith erhielt jetzt die ſchwerſte Rolle zugetheilt.

Am folgenden Tag legte ſie Trauerkleider an und verkündete, daß ihr Gatte geſtorben ſei.

Sie zeigte ihren Bekannten den Brief ihres Mannes, in welchem er von ihr vom Leben Abſchied nahm. Er mochte nicht länger den Fluch der Unſtätigkeit und Flüchtigkeit tragen; er ſchloß ab,

was das Schikſal ohnehin abgeſchloſſen. Seinen Leichnam werden irgendwo die Wellen ausſpülen.

Und Judith ſpielte die Rolle der trauernden Wittwe, und nahm die Tröſtungen der Mitfühlenden entgegen; ſie ließ lange ihren Mann ſuchen in den Ufernliegenden Reſten, und wirklich glaubte man irgendwo im Tolnauer Komitate in einem von der Donau an's Land geſpülten Leichnam Béla zu erkennen. Judith ließ ihn auf eigene Koſten beſtatten und ihm einen Grabſtein ſetzen; aber ſie ging nicht zum Begräbniß und beſuchte nie das Grab, woran Viele Anſtoß nahmen.

Aeußerlich trauerte Judith um den Todten, im Herzen aber beſaß ſie den Lebenden, und als Ereigniſſe kamen, die Jeden zittern machten, da heuchelte ſie wieder Gleichgiltigkeit, denn um den Todten mußte man nicht beſorgt ſein, während ſie doch im Herzen für den Lebenden zitterte.

Der Dienſtbote aber kam vor Staunen nicht zu ſich, wie gewaltig die Frau den Appetit verändern könne. So lange Judith nicht trauerte, aß ſie ſo wenig, wie ein Kind, und ſeitdem ſie trauerte, ißt ſie ſo viel wie zwei Menſchen. Zudem t rinkt ſie noch Wein und raucht Zigarren.

Eine junge Wittwe, die überdieß Schauſpielerin iſt, findet ſchnell Hofmacher, ſo bald es verlautet, daß ſie Troſt ſucht. Es kamen daher zu Judith Hofmacher.

Dieſe kalt abzuweiſen, hätte Verdacht erregen können, ſie mußte ſie alſo anhören und mit ausweichenden Antworten hinhalten.

So viel Hofmacher, ſo viel Rivalinen, und die gefährlichſte geheime Polizei iſt ein unglücklicher Anbeter und eine eiferſüchtige Frau.

Bald hatte Jedermann herausgefunden, daß die ſchöne Wittwe Jemanden im Geheimen mit ihrer Liebe beglückt, und Jeder ſuchte aus irgend einem Intereſſe hinter das Geheimniß zu kommen.

Die getäuſchten Anbeter machten auch bald die Entdekung, daß der Glückliche nicht aus ihren Kreiſen gewählt wurde. Es mußte ein Anderer ſein, der mächtiger als ſie Alle, gegen welchen Keiner von ihnen konkurriren konnte.

Entweder liebenswürdiger, oder reicher als Alle mußte er ſein.

Das Erſtere gibt aber kein Liebhaber zu, folglich mußte Letzteres der Fall ſein.

Fürſt Wolozoff aber iſt ein ſehr reicher Mann und beſucht immer das Theater, wenn Judith ſpielt, und hält ſein Glas immer auf ſie gerichtet.

Das Laub rauſcht nicht, wenn der Wind es nicht bewegt.

Der Fürſt fährt oft im Geheimen in Lohnwagen nach der Vorſtadt, wo er vier, fünf kleine Wohnungen hält; ebendaſelbſt pflegt auch eine verſchleierte Dame zu erſcheinen. Sie kommen bald hier bald

dort zuſammen, niemals aber zweimal in einer und derſelben Wohnung.

Judith führte alle ihre Anbeter an der Naſe, iſt lebensfroh, ihre Augen ſtrahlen vor Glück und zu gewiſſen Stunden des Tages iſt ſie für Niemanden zu ſprechen. Aus dieſen zwei Umſtänden war es leicht, eine Kombination zuſammen zuſchweißen.

Und endlich nahm Judith wahr, daß ihre Bekannten und Hofmacher ſich immer mehr von ihr zurückzogen. Sie begegnete nun öfter ſpöttiſchen Geſichtern; ſie fühlte nun mehr denn einmal die verwundenden Pfeile in den Reden ihrer Berufsgenoſſen und ſo blieb es ihr nicht lange verborgen, daß man ſie für die Geliebte eines großen Herrn hielt.

Und ſie ſpielte auch dieſe Rolle meiſterhaft — eine Rolle, deren Schminke die Schamröthe iſt.

Die ſpötiſchen Blicke und verletzenden Anſpielungen wußte ſie mit jenem trotzigem Lächeln zu empfangen, mit welchem die gefallenen Engel einſt den Blitzen des Himmels begegneten, und wovor ſie in der Tiefe ihrer Seele ſchauderte, trug ſie als etwas Rühmliches zur Schau.

Halfen doch Alle, die ſie verletzten und verleumdeten und mit Hohn und Spott überſchütteten, den Schleier dichter weben, welcher Béla's Verſteck verhüllte. Der ſchlechte Ruf der Gattin war der Engelsflügel, welcher den Gatten beſchirmte.

Und fanden ſie ſich denn nicht reichlich belohnt dafür?

Die Hälfte des Tages gehörte allerdings der peinlichen Rolle der Welt, der Schande; die andere Hälfte gehörte dem Herzen, der Liebe, dem Troſt.

Trug die eine Hälfte des Tages die trotzige Erregtheit der Hölle an der Stirne, ſo trug die andere Hälfte himmliſche Ruhe im Herzen, und wenn draußen jede wohlgebaute Geſellſchaft ſich an den Märchen ihrer erdichteten Abenteuer ergötzte, ſo fand ſie ihr Glück darin, daß in dieſen Märchen nichts wahres geweſen, und ſie lachte ſtolz der ganzen Welt.

— — — — — — — — — —

In einer Hinſicht aber fehlte die Frau dennoch. Sie fehlte aber durch die Größe ihrer Liebe: die Mutter ihres Gatten ſetzte ſie von der Wahrheit nicht in Kenntniß.

Seit dem Briefe Seraphinens hielt Judith den Schutzbrief allein nicht mehr als genügendes Rettungsmittel für Béla; hatte er doch einen mächtigen Feind an Fertöy, den Béla tödtlich beleidigte. Jetzt konnte ſie nicht mehr einem Stück Papier Tod und Leben ihres Mannes anvertrauen.

Sie mußte die Nachricht von Béla's Tod verbreiten.

Freilich hatte Béla eine alte Mutter, die nur wenige Tage zu leben hat, und es iſt grauſam, ſie

dieſe wenigen Tage verweinen zu laſſen — allein ſieht das Weib jemand Anderen, als ihren Geliebten? fühlt es Erbarmen mit Vater und Mutter, wenn es ſich um denjenigen handelt, den es liebt?

Die Mutter mag weinen! weint ſie nicht, ſo könnte ſie verdacht erregen.

.... Aber die Thränen rächen ſich an Demjenigen; der ſie verurſacht hat. ...

Ein Tagebuch über Dinge die nicht geſchehen ſind.

Seraphine unterhält ſich vortrefflich!

Das glaubte wenigſtens jeder ihrer Bekannten, und Jeder, der Etwas über ſie hörte. Und währe auch ſchwer geweſen, Nichts zu hören über die ſchöne Frau, ſah man hie doch überall.

Sie war eine gefeierte Schönheit, hielt offene Salons, hohe Verbindungen zogen einen vornehmen Kreis um ſie, und dieſe fanden in der Nähe der verſtändigen und gemüthlichen Frau große Entſchädigung für ihre Herablaſſung.

In der Familie Fertöy geht man niemals vor Tagesanbruch zu Bette. Erſt um dieſe Zeit zerſtreut ſich die fröhliche Geſellſchaft.

Jeder durchreiſende Künſtler, jede militäriſche und politiſche Kapazität weiß von dem luſtigen Geiſte dieſer Geſellſchaft zu erzählen; aber Keiner weis es zu ſagen, wo das Kalifornien liegt, deſſen Goldgrube die Koſten dieſer Lebensweiſe beſtreitet.

Das wußte der Gemal ſelber nicht.

Fertöy wußte ſo viel, daß die Welt glaubt, er verwalte auf ganz unverantwortliche Weiſe fremde Kaſſen, man ſprach auch von Eiſenbahngeſellſchaften und mehr dergleichen; allein wenn er auch überzeugt war, daß die öffentliche Meinung in dieſem Punkte nicht ganz im Unrechte war, ſo hielt er es doch für eine gründlich irrige Annahme, als ob Seraphine auf dieſem Wege zur Rolle der Modekönigin gelangt wäre, denn er pflegte ſeine Börſe niemals bei ſeiner Gattin zu vergeſſen.

Seraphine hatte nach dem Tode ihrer Mutter wohl ein anſtändiges Vermögen geerbt, welches ein landlicher Gutsbeſitzer oder ein Krämer in der Stadt für ein bedeutendes Kapital gehalten hätte: allein für den bekannten Luxus konnte dieß keineswegs hinreichen.

Wohl umgaben reiche Hofmacher die Dame, und es war faſt unzweifelhaft, daß Einer derſelben ſich Seraphine zu liebe ruinire; aber Fertöy konnte nicht dahinter kommen, wer von den Vielen es eigentlich ſei.

Und mit welchem Eifer er dieß zu entdecken ſuchte! Nicht als ob er Genugthuung für ſeine verletzte Ehre geſucht hätte; aber er ging von den praktiſchen Gedanken aus, daß es beſſer wäre, wenn der freigebige Anbeter nicht durch die Frau allein ruinirt würde.

Allein Seraphine war eine gewandte Künſtlerin! Fertöy und die Spürhunde der öffentlichen Meinung kamen nie auf die rechte Fährte. Seraphine umgab ſich ſtets mit ſolchen Hofmachern und überſchüttete ſie mit ihrer ſichtbaren Gunſt, für welche ſie niemals wird mit ihrem Seelenheil bezahlen müſſen. Plötzlich verſchwand der vermeinte Glückliche, oder er reiſte ab, oder er blieb ganz aus, und die Jäger ſahen ſich dann getäuſcht und fingen die Wegwarte ſtatt des Haſen.

Fertöy wußte wohl, daß dies bloſes Spiel ſei; er kannte ſeine Frau recht gut. Auch darüber hatte er nicht die geringſten Zweifeln, daß der Wahre kein anderer als Fürſt Wolozoff ſei. Hatte er doch ſelbſt die Sache eingefädelt; aber den Faden konnte er nimmer in die Hand bekommen.

Er ſelbſt war der Verſucher, der die Schönheit der Gegend zeigte; aber dann machte er zu ſeinen Aerger die Erfahrung, daß der ſchlaue Grieche den Satan ſelbſt betrügt, im Geheimen die ſchöne Gegend im Beſitz nimmt, von dem Senſal aber nichts wiſſen mag.

Der Fürſt ſchien das Haus eher zu meiden als zu beſuchen, und erſchien er auch manchmal bei den Feſten, ſo unterhielt er ſich nicht mit den Damen, ſondern ſpielte mit den Männern, und dabei beging er noch die Unart den Hausherrn zu plündern. So

pflegen nicht diejenigen zu thun, welche in die Frau des Hauſes verliebt ſind.

Und Wolozoff iſt verliebt! Kein Menſch glaubt es, aber Fertöy weiß es. Eben das ſorgfältige vermeiden alles Auffälligen beſtärkt ihn in ſeinem Verdacht. Könnte er doch nur einen ſchwachen Seidenfaden in die Hand bekommen, ſo würde er den ganzen Knäuel auf ſeine eigene Haſpel winden; aber es ging eben nicht. Seraphine iſt wetterwendiſch, heute iſt ſie Feuer und Flamme für ein neues Geſicht, morgen iſt ſie kalt wie Eis, und übermorgen ſchwärmt ſie für einen längſt vergeſſenen Bekannten, bis ſie plötzlich in eine tiefere Region hinabſtieg, daß jeder vor ihr erſchrack, um ſich dann wieder mit dem Nimbus einer Reuigen zu umgeben, die eitel Liebe und Treue für ihren Gatten war. — Und Fertöy wußte, daß all' dies bloße Komödie, Verſtellung und Intrigue war, um ein Geheimniß zu verhüllen, das er nicht entdecken konnte.

Aber die Enthüllung dieſes Geheimniſſes wurde für ihn immer mehr zur brennenden Nothwendigkeit. Es gab gewiſſe bedrägende Situationen, die einen immer bedrohlichen Charakter annahmen, einige Deffzite, die neugierige Menſchen an den Tag bringen wollten, dieſe neugierig Menſchen mußten bald dahinter kommen, daß das Verhältniß zwiſchen den Vorhandenen und eingetragenen Summen kein Reim, ſondern bloße Aſſonance war.

Zur Ausgleichung des Defizits ist unvermeidlich nothwendig: entweder die Gunst eines großmüthigen und steinreichen Protektors, der in der Eigenschaft eines entdeckten Hausfreundes gezwungen wäre, das Rechtsverhältniß anzuerkennen, daß der Gebrauch eines Schlüssels zu dem Zimmer eines Andern die Ueberlassung des eigenen Kassenschlüssels an jenen Andern zur Folge haben müsse; oder aber die endliche Besitznahme von der Hargithay'schen Erbschaft.

Betreffs der letzteren ist die Schwierigkeit vorhanden, daß das bezügliche Testament bei dem Brande des Komitatshauses wirklich in Verlust gerieth, ohne dasselbe aber eine richterliche Vollstreckung bei dem besten Willen unmöglich ist. Bársing, der Antwalt, replizirte übrügens, daß das Testament Vorhanden sein müsse und er es sicherlich finden werde; es wurde ihm zu diesem Behufe ein Termin ausgesetzt, die Einkünfte der Güter aber wurden mittlerweile von Amtswege mit Beschlag belegt.

Bársing sagte auch seinem Freunde Fertöy, auf welche Weise er in den Besitz des Testamentes gelangen könne. Er sprach ganz rückhaltslos. Fertöy mußte blos die Hände darnach ausstrecken, um es zu besitzen. Aber die Art und Weise, wie dies zu bewerkstelligen gewesen wäre, war den doch so ungewöhnlich, daß Fertöy ein wenig Schauder davor empfand, und

lieber den Gedanken zur Geltung kommen ließ, den geheimen Anbeter seiner Gattin mit einem Anlehensplan zu überraschen.

Dazu war aber ein Schlüssel nothwendig.

Zunächst der Schlüssel jenes kleinen Schrankens aus Rosenholz, worin Seraphine ihr Tagebuch verwahrte.

Daß Seraphine ein sorgfältig geführtes Tagebuch besitze, daß wußte Fertöy.

Seraphine zieht sich niemals vor Tagesanbruch in ihr Schlafzimmer zurück; auch dann läßt sie die Fensterläden nicht verschließen, und blos die dünnen Spitzenvorhänge mildern einigermaßen das hereindringende Sonnenlicht. Sie kann nur beim Sonnenlicht schlafen. Eine bizarre Thorheit, wird Jederman sagen.

Wenn sie aufsteht, ist regelmäßig bereits Mittag, und da geht sie, bevor sie die Morgentoilette macht, an ihren Schreibtisch, öffnet den Schranken, und schreibt an ihren Tagebuche.

Was für Geheimnisse in diesem Tagebuch enthalten sein mögen, läßt sich auch daraus schließen, daß Seraphine einen englischen Schlüssel zu dem Schranken hat.

Fertöy mußte dacher ver Allem in den Besitz dieses Schlüssels gelangen.

Den Schlüßel trug aber Seraphine immer mit sich und ließ ihn nirgens liegen. Sie trug an der

Hand eine kleine Stahlkette, woran der Schlüßel befeſtigt war.

Einmal aber erkrankte Seraphine, ſie litt an Kopfkrämpfen, welche ſie in bewußtloſen Zuſtande verſetzten; da bot ſich Fertöy theilnahmsvoll an, allein an dem Bette der Gattin zu wachen, und als er ſah, daß ſie ihn nicht erkannte, da nahm er ihr den Schlüſſel von der Hand. Seraphine bemerkte dieß natürlich nicht.

Dann öffnete Fertöy den Schranken.

Er hatte nun das geheimnißvolle Tagebuch in Händen, die wohl verwahrten Myſterien desſelben erſchloßen ſich ihm, die Myſterien, von welchen er ſoviel Nutzen ſich verſprach.

Die Frau lag im Delirium und fantaſirte, der Mann aber lag bequem im Armſtuhle und las die Geheimniße der Gattin.

Das Tagebuch begann folgendermaßen:

„Tagebuch meiner Träume."

„Ich lebe ein Doppelleben; eines, wenn ich wache, das andere, wenn ich ſchlafe; jenes iſt heiter, voll Scherz, Freude, und Genuß, dieſes iſt traurig, ſchrecklich und bange."

„Jenes verachte und verabſcheue ich, dieſes flößt mir Entſetzen ein."

„Die Wirklichkeit wechſelt mit jedem Tage; der Traum bleibt ſtets derſelbe."

„Ich träume von Robert.“

„Das Verhältniß, welches die Wirklichkeit entzweigeſchnitten, ſpinnt der Traum weiter fort.“

„Immer und immer wieder erſcheint er mir; er blieb keinen Tag noch aus.“

„Lange mied ich dieſe Schauererſcheinung; ich wollte mich bereden, es ſei doch nur ein Traum; heute jedoch iſt dieſes Daſein nicht mehr wegzuleugnen; ich fühlte es ſind Erſcheinungen aus einem andern Leben.“

„Ich werde deshalben jeden Tag aufzeichnen, was ich träume, denn dieſer iſt doch mein eigentliches Leben, und jenes andere nur ein Traum.“

— — — — — — — — — —

„Heute war ich mit Robert auf dem Felde beſchäftigt, wir waren Bauern, die den Boden bearbeiten. Er verbarg ſich auf ſolche Weiſe vor der Welt, und ich folgte ihm in die Strohhütte.

Zur Speiſe hatten wir ſchwarzes Brod, und es ſchmeckte mir ſo gut.

Ich mußte mit Robert auf die Aecker gehen, um Wurzeln auszugraben.

Als der Sack voll war, legte ihn Robert auf meine Schulter, damit ich denſelben nach Hauſe trage. Hundert Mal ſank ich unter der Laſt zuſammen, ehe ich zu Hauſe anlangte.

Zu Hauſe mußte ich aus den Kräutern ein Mittagsmal bereiten. Und wie ich die Wurzeln

wuſch, bemerkte ich eine die von anderer Farbe als die übrigen war.

Ich zürnte Robert ſehr, weil er ſo arm war.—

Und da kochte ich auch dieſe Wurzel mit den übrigen.

Da kam Robert nach Hauſe und aß.

Nach dem Eſſen fing er auf gar ſonderbarer Weiſe zu lachen an. Er fragte mich, was ich ihm gekocht?

Da ſank ich zu ſeinen Füßen hin und weinte und jamerte, daß er doch nicht ſterben möge.

Er aber lachte, und ich ſah, wie er ſtarb.

Ach es war ſo ſchrecklich, wie ſein Geſicht blau war und er doch nur lachte, ich konnte ihn ſo ſchwer in meinen Armen halten.

Und ich flehte vergeblich zu ihn, er möge doch nicht ſo entſetzlich lachen, wenn er ſchon geſtorben, und nicht ſo ſchwer ſein, wenn er noch lebe; er aber lachte ununterbrochen und zog mich zur Erde nieder, bis ich mit ihm Zuſammen hart niederfiel und — erwachte.

Wie gut das Sonnenlicht mich umwogt; wäre es jetzt finſter, ich müßte wahnſinnig werden.

— — — — — — — — — —

„Heute waren wir kleine Kinder; wir gingen zur Schule, Robert und ich.

Ich beging eine Unart, Robert nahm ſie auf ſich.

Mich freute es ſehr, daß man ihn beſtrafte, und nicht mich.

Als man ihn aber mit dem Geſichte zur Erde legte um ihn zu ſchlagen, da that mir das Herz ſo weh, daß es faſt brach.

Robert weinte nicht als man ihn ſchlug; er ſchwieg.

Und als man ihm dann ſagte, er ſolle aufſtehen, da blieb er doch ligen, denn er war geſtorben.

Ich wagte auch jetzt noch nicht einzuſtehen, daß ich die Schuldige ſei.

Ich ſah auch wie man ihn in dem Sarg legte. Er war eine ſehr ſchöne, kleine, weiße Leiche.

Und wie zürnte ich ihm, daß er mir dadurch Schmerz verurſachte.

Dann ging ich, um mit den übrigen Kindern zu ſpielen.

Was für ein ſchlechtes Herz ich doch ſelbſt im Traume habe!"

— — — — — — — — — —

„Wir waren zuſammen in einer belagerten Feſtung.

Wir waren nur mehr allein, ich und er; die übrigeu hatten Seuchen und Kugeln dahingerafft.

Nur eine Kanone edröhnte noch manchmal, die unſ'rige. Ich war der Kanonier; ich mußte das Geſchütz bedienen, denn auch die Frauen waren ſchon geſtorben. Ich fürchtete und ſchauderte vor der

Schlacht; aber wenn er mich anblickte, war ich wie feſt gebannt.

Ich wollte ſagen, aber ich wagte es nicht; „Robert, wir ſind nur unſer Zwei, wozu der längere Wiederſtand. Ergeben wir uns; unterſchreiben wir die Kapitulation. Sieh', es iſt doch ſo ſchön, zu leben! du kannſt es am Beſten wiſſen, du, der ſo oft geſtorben und doch nicht todt bleiben willſt und immer wieder auferſtehſt. Komm ſtecken wir die weiße Fahne aus. Sieh', ich habe meine Handkrauſe herabgeriſſen, dieſe wird dazu gut ſein."

Robert antwortete nicht, ſondern ging vor mir auf und ab, die Granaten pfiffen um uns rechts und links, es traf ihn keine.

Plötzlich blieb er vor mir ſtehen, den Rücken gegen die Kanonenmündung gekehrt.

Ein enſetzlicher Gedanke ſchoß mir durch den Kopf.

Wie lange martert mich ſchon dieſes Phantom, wie quält es mich ſo unabläſſig.

Wenn ich jetz die Lunte an das Schießloch lege — ein Knall, und er wäre zerſchmettert. Ich wäre dann auf ewig von ihm befreut, nimmer konnte er zurückkehren.

Etwas zwang mich, es zu thun, er war mit dem Rücken gegen mich gekehrt und konnte nicht ſehen, was ich that. Ich war wüthend gegen ihn. Ich wollte ihn nimmer wiederſehen. Ich legte die Lunte

an das Schießloch. Ich verhüllte meine Augen, um nicht zu ſehen. Die Erde erzitterte unter mir und ich fühlte den warmen Blutregen, der mir auf Hals und Schulter fiel.

Dann öffnete ich bedächtig die Augen, und Robert ſtand noch immer vor mir, nur daß er den Kopf zurückgewendet hielt und mich kalt anblickte. Durch das Herz aber konnte man ihm ſehen, denn die Kugel hatte es durchbohrt.

— — — — — — — — — —

„Mir war, als ob wir im Czarenpalaſte in Moskau uns befänden. Robert wurde nach Sibirien geſchleppt.

Ein Flüchtling, der von dort zurückgekehrt war, brachte die Nachricht, daß Robert lebe und in den Bleigruben des Uralgebirges arbeite.

Ich begab mich auf den Weg und reiſte ſo lange, bis ich jene ſonderbare Thürme mit ſpitzen Kuppeln erblickte, welche ich ſo oft im Bilde geſehen hatte und von denen ich ſo lebhaft träumen konnte.

Ich bedurfte keines Führers, ganz allein fand ich mich zu recht.

Große Glocken ertönten mit betäubendem Lärm: man ſagte das Geburtsfeſt des Czars werde heute gefeiert.

Ich wollte mit der Volksmenge zum Thore des Palaſtes mich hineindrängen; ein wachehabender Koſak bemerkte mich und ſchrie mich an. Ich verſtand

nicht was er ſagte, und wollte mich vor ihm zurück. ziehen. Er langte mit der Spitze ſeiner Lanze nach mir und erreichte mit derſelben meine Schulter, ohne mich jedoch verwunden zu können. Ich fühlte aber die Kälte des Eiſens.

Ich eilte über breite Marmortreppen und durch enge Korridore; endlich verirrte ich mich in einen wunderbaren Balkenknäuel, in welchem ich mich nimmer zurecht finden konnte: als ob eine Menge Gerüſte neben einander geſtellt wären, auf welchen mit Teppich bedeckte Dielen ruhten; endlich gelang ich zu einer ſchmalen Thüre, die ich öffnete, und nun ſtand ich vor einem mächtigen Tanzſaale.

Es war dies der Tanzſaal des Czarenpalaſtes; tauſend Lichter verbreiteten ein Lichtmeer.

Das glänzende Höflingsheer, die knappen Uniformen, die mit Diamanten beladenen Damen, die verbrämten Kaftans; der ſtramme Zeremonienmeiſter, der die Gruppen ordnete; die Militärkapelle, welche einen feierlichen Marſch ſpielte, im Hintergrund der Thron mit hohen Treppen, auf welchem der rieſig große Czar neben der Gemahlin ſitzt — als ob dieß Alles noch jetzt vor meinen Augen ſtünde, mir im Ohre ſummte.

Als ich eintrat, wich alles zur Seite, um mir den Weg zum Czar frei zu machen.

Ich war ſchwarz gekleidet, die Uebrigen trugen färbige, goldgeſtickte Gewänder.

Ich gelangte ganz bis an die Stuffen des Thrones.

Der Czar winkte mir, das ich ſpreche.

Und als ich ſprechen wollte, da hatte ich den Namen des Mannes vergeſſen, für den ich bitten wollte, den Namen des Ortes, wo er gefangen war, ſo wie die Urſache, warum man ihn dahin gebracht. Vergeblich quälte ich mich ab, mir das Alles in Erinnerung zu bringen; mein Gedächtniß verſagte mir den Dienſt; ich ſtand dort und wußte nicht, was ich ſprechen ſollte. Ich wollte ruſſiſch ſprechen, und ich hatte es vergeſſen, obgleich ich zu Beginn des Traumes ruſſiſch zu verſtehen glaubte. Ich wollte weinen, dies würde man viel leichter verſtanden haben; allein die Muſik erſcholl, es wurde zum Tanze aufgeſpielt. Da trat ein in Scharlach gehüllter Mann zu mir und bat mich um einen Walzer. Ich reichte ihm die Hand und vergaß auf Alles.

Wir flogen und walzten den mächtigen Saal entlang, und da an den Wänden überall lange Spiegel hingen, ſo ſah ich immer mein eigenes Bild.? — Das war ſo ſchrecklich: ein ſcharlachrother Tänzer und eine ſchwarzgekleidete Tänzerin! Eine hölliſche Viſion.

Ich glaubte mein Tänzer ſei der Scharfrichter.

— — — — — — — — — —

Heute ſah ich die Fortſetzung meines geſtrigen Traumes.

Auf demſelben Wege kam ich aus dem glänzenden Saale zurück, auf welchem ich hinein gegangen.

Wieder verirrte ich mich in dem Gerüſteknäuel, das auch jetzt mit ſchweren Teppichen bedeckt war.

Jetzt aber wußte ich, was dies für Gerüſte ſind.

Es war das Schaffot. —

Den Ausgang verſperrten Lanzenmänner in alterthümlicher Panzerkleidung; ich konnte den Ort nicht verlaſſen. Da verkroch ich mich unter den Teppichen, welche das Gerüſt bedeckten. Dann hörte ich die Schritte aufmarſchierender Soldaten, ich hörte Trommelſchlag und Kettengeraſſel; ich hob einen Zipfel des Teppichs in die Höhe, um ſehen zu können, was vorgeht.

Den Saal beleuchtete grelles Fackellicht.

Eine Truppe gefeſſelter Gefangener tauchte aus der endloſen Finſterniß empor.

Die Gefangenen ſchritten einzeln auf das Gerüſt, unter welchem ich verborgen war, und ſo wie ſie hinaufgeſtiegen waren, ſah ich Keinen wieder, aber ich hörte jedesmal einen ſchweren Schlag, als ob ſcharfes Eiſen in einen harten Stamm führe; dann hörte ich auch etwas über meinem Haupte dahinrollen.

und darauf einen leiſen Fall, auf welchen ein kürzes Zucken folgte.

Das Alles hörte ich, und mein Herz pochte ſo heftig, daß ich das Pochen trotz Allem deutlich hörte.

Da kam der Letzte der Gefangenen hervor. Ich erkannte ihn. Es war Robert. Nie ſah ich ihn ſo ſchön. Er trug dasſelbe Kleid, in welchem er einſt mit mir vor dem Altare ſtand.

Er ließ nicht, daß man ihm die Augen verbinde. Sein Blick war noch jetzt ſo ſtechend wie ehedem.

Mir kam es aber nicht in den Sinn, aus dem Verſtecke herauszueilen, mich dem Grauſamen zu Füßen zu werfen und um Gnade zu flehen. Ich verbarg mich hinter dem Teppich, verhüllte mein Geſicht und verſtopfte mir die Ohren, um nichts zu ſehen, nichts zu hören. Aber ich ſah und hörte dennoch. Ich hörte die lauten Schläge meines Herzens und ſah die entſetzliche Finſterniß, dieſe Schwärze, die lebt, bewegt ſich, wächſt rieſengroß und kommt immer näher!

Und bald begann ein warmer Regen auf meinen Hals nieder zu rieſeln. Ich fühlte es war Blut.

Das Entſetzen weckte mich. Und ich empfand die Wärme der Bluttropfen an meinem Halſe.

— — — — — — — — — —

„O, wie es mich ſchaudert vor dem Schlaf.

Erſt am Morgen gehe ich zu Bette, wenn es ſchon hell zu werden beginnt. Die ganze Nacht verbringe ich in unſer tollen Geſellſchaft. Ich ertränke meine Seele in betäubendem Trank. Ich bete, bevor ich mich niederlege; vergebens, — Alles vergebens.

Das Geſpenſt kommt und lebt mit mir.

Dieſe Nacht war ich in unſerem kleinen Zimmer in Komorn. Ich lag ſchon in meinem Bette, er ſaß am Rande und hielt meine Hand in der ſeinen.

Er ſagte mir, wir werden heute hier ſchlafen.

Mir war, als müßte ich ihn fragen: Wie willſt du auf meinem Kiſſen ruhen, wenn du ſchon geſtorben biſt?" aber ich wagte nicht, es zu ſagen.

Er war ſo zärtlich und glättete mir die Stirne.

Dann neigte er das Haupt auf meinem Kiſſen.

Er trug eine weiße Jacke und ein rothes Halstuch.

Ich fragte ihn: warum legſt du das Halstuch nicht ab, wenn du ſchlafen willſt?"

Darauf antwortete er lächelnd: das kann ich nicht, denn das Tuch hält den Kopf an meinem Rumpf feſt, ſonſt fiele er nieder.

Dann wandte er ſich zu mir und wollte mich umarmen.

Entſetzt zog ich mich von ihm zurück an den äußerſten Rand des Bettes; er aber kam lächelnd immer näher und bat mich, ich möge ihn küſſen.

Ich ſchrie auf. Ich lag vor meinem Bette auf dem Teppich. Dort erwachte ich.

O, mein Gott, wird dies denn ewig dauern?"

— — — — — — — — — —

Fertöy legte entſetzt das Tagebuch ſeiner Gattin aus der Hand.

Ungeachtet ſeiner blaſirten Selbſtſucht, war er abergläubiſch; es gibt viele Menſchen, die nicht an Gott glauben, wohl aber an Klopfgeiſter.

Was er ſuchte, das fand er nicht; Seraphine hatte nicht die Erlebniſſe des Tages aufgezeichnet. Kein Wort findet ſich darin über Liebe und Geliebte.

Jetzt verſtand es Fertöy, wie es geſchah, daß als er neulich ſeine Frau an ihrem Schreibtiſche überraſchte, noch ein Seſſel neben Seraphinen ſtand. Er wollte ſich auf den Seſſel niederlaſſen, Seraphine aber gab es nicht zu."

„Setzen Sie ſich nicht dorthin."

„Warum nicht?"

„Weil .... (hier lachte ſie) Bringen Sie ſich einen andern.

Jetzt konnte er das „Weil" ergänzen; „weil ſchon Jemand darauf ſitzt."

Fertöy legte das Tagebuch an ſeinen Platz und ſchloß den Schrank.

Jetzt mußte er aber den Schlüſſel wieder an das Stahlkettchen befeſtigen, welches Seraphine an der Hand trug.

Furchtſam näherte er ſich. Wäre Jemand da geweſen, der ihn gehört, ſo würde er gelacht haben, ſo aber ſchauderte er vor dem Gedanken, daß er eine Frau nahm, die wachend und ſchlafend von dem Schatten ihres verſtorbenen Mannes verfolgt werde, die mit dieſem zu Bette geht und aufſteht.

Die Kranke ſchlief unruhig, ſie hatte ſchwere Träume.

Fertöy glaubte den Traum der Kranken zu errathen.

Der entſetzliche Rival war anweſend, auf welchen er nicht eiferſüchtig ſein konnte. —

Seine Hand zitterte, als er den Schlüſſel an das weiße Handgelenk befeſtigte.

Als die kalte Kette die Hand der Schlafenden berührte, hilt ſie ihren Athem plötzlich an; Schrecken und Entſetzen malte ſich in ihren Zügen, ihre Lippen öffneten ſich, ſie ſtöhnte, und als die Kette an ihrer Hand befeſtigt war, da ſchrie ſie auf: Henker laß ab!"

Dann wendete ſie ſich um und ſchlief ruhig.

Was ſie wohl über dieſen Traum in ihr Tagebuch ſchreiben wird?

Fertöy blieb nicht länger im Zimmer, er läutete der Kammerfrau, und trug ihr auf, bei Seraphine bis zum Morgen zu bleiben. Er ſelbſt eilte in ſein Gemach.

Seraphine ſchlummerte dann ruhig und in der folgenden Nacht tanzte ſie auf dem Ball.

Mehr als ein Vergehen; ein Fehler.

Fertöy ließ den Plan fahren, einen reichen Hausfreund aufzujagen.

Seitdem er wußte, wer in dem Schlafzimmer ſeiner Gemahlin verborgen, wenn ſie ſich zurückzieht, hatte er keine Luſt einen Rivalen zu ſuchen.

Aber die Proſa des Lebens laßt ſich durch Phantome nicht befriedigen.

Fertöy mußte um jeden Preis Geld haben, man verlangte die Rechnungen von ihm.

Sein Anſehen und ſein Kredit war wohl noch immer groß, aber wir wiſſen, daß nur ein kleiner Schneeball, wie ein proteſtirter Wechſel, ſich in Bewegung ſetzen darf, damit die ganze Lawine ins Rollen gerathe.

Am Morgen nach dieſer traurigen Entdeckung ſchickte Fertöy nach Herrn Bárſing.

Der treue Schüler, der jetzt ſchon auf eigene Fauſt hantirte und ſich Doctor nennen ließ, beeilte

ſich bei ſeinem einflußreichen Prinzipal zu erſcheinen, der ihn dieſesmal noch freundlicher als ſonſt empfing.

— Lieber Freund! Ich glaube, es wäre gut, die Hargithay'ſche Angelegenheit endlich zum Abſchluß zu bringen. Ich bitte Platz zu nehmen.

— O, ich danke. Es freut mich ſehr, daß unſere Wünſche ſich begegnen. Ich ſelbſt halte es an der Zeit, die Sache zu erledigen.

— Der Termin iſt ja noch weit. Keine Zigarre gefällig?

— Ja wohl, aber die Vorbereitungen nehmen Wochen in Anſpruch. Ich bitte ein wenig Feuer.

— Sie glauben alſo wirklich das unſer Teſtament verbrannt iſt?

— Freilich iſt es zu Aſche verbrannt.

— Können Sie ſich Gewißheit darüber verſchaffen, daß es nicht mehr ans Tageslicht kommt.

— Ich weiß es ganz genau.

— Denn darüber müſſen wir Gewißheit haben für den Fall, als . . . Fertöy fand keinen Ausdruck, um die Sache zu nennen.

— Wenn wir das verbrannte Dokument aus der Aſche wollen erſtehen laſſen, ſagte Bárſing ſo kalten Blutes, als ob es ſich um nichts Anderes handelte, als aus der Aſche, die er von der Zigarre ſchlug, eine neue Zigarre zu ſchaffen.

Fertöy nickte ſtumm, ſprach aber mit keinem Worte aus, daß er einverſtanden ſei.

Bárſing wollte aber um jeden Preis das Wort aus ihm herausbringen.

— Das Ganze iſt blos eine „pia fraus."

— In Wahrheit „pia?"

— Ohne Zweifel. Wenn von dem Zuſtandekommen eines Documentes die Rede wäre, das niemal exiſtirt hat, ſo könnte nie Bárſing dazu rathen, das würde ein Bárſing mit der tiefſten Indignation zurückweiſen, da würde ein Bárſing nicht Anſtand nehmen, es einen Betrug zu nennen; hier aber handelt es ſich um die Reproduktion eines Documentes, welches bereits exiſtirt hat, welches uns gehörte, welches wirkliche und gefertigte Anſprüche in unſere Hand gab; wir haben es niemanden entlockt, Niemanden abgezwungen; wir wurden aus freien Stücken eingeladen es anzunehmen, und es iſt auch nicht unſere Schuld, daß es während der traurigen Revolution vernichtet wurde. Die traurige Revolution hat außerordentliche Situationen geſchaffen, welche die Menſchen in außerordentliche Umſtände verſetzten, in welchen mann wieder zu außerordentlichen Handlungen genöthigt war. Wie viele Menſchen kamen zum Beiſpiel in die Lage, auf Grund falſcher Wechſeln und durch falſche Gläubiger ihr Vermögen ſequeſtriren zu laſſen, weil es ſonſt konfiszirt worden wäre. War dies nicht etwa keine pia fraus? Und machte die Welt ihnen einen Vorwurf daraus?

— Von der Welt wollen wir nicht ſprechen, mein lieber Freund; die Welt hat ihre ganze eigenthümlichen Anſichten, beſonders wenn es ſich um Regierungsorgane handelt. Da iſt es der Richter, welcher beruhigt werden muß.

Bei dem Worte „Richter" legte Fertöy zufällig die Hand auf die Bruſt, was Bárſing glauben machte, daß ſein Freund den „inneren Richter" meine.

— Ah, ah, mein lieber Freund, mein Gewiſſen iſt darüber nicht in Uuruhe. Nicht die etlichen tauſend Gulden die für mich legirt wurden, bewegen mich; aber der Wille des verſtorbenen iſt mir heilig. Wir ſiud die Vollſtreckung des Teſtamentes dem Todten ſchuldig. Könnte ich ruhig ſchlafen, wenn ich Hargithay's letzten Willen nicht erfüllt hätte? Wie ſoll ich einſt in der anderen Welt vor ihm hintreten?

Fertöy konnte ſich des Lachens nicht enthalten. Bárſing aber redete ſich immer tiefer in eine emphatiſche Stimmung hinein.

— Sie wiſſen mein geehrteſter Freund, daß dieſes Teſtament nicht blos uns intereſſirt, ſondern auch gemeinnützige Anſtalten betrifft; Schulen, Kirchen, Spitäler und Armenhäuſer. Ich finde in dieſer Sache eine moraliſche Größe.

Bei dieſen Worten ſprang Bárſing von ſeinem Sitze auf, damit ſeine moraliſche Größe deſto größer ſei.

Jetzt aber lachte Fertöy unmäßig.

— Nicht von dem Gewiſſen ſpreche ich, mein lieber Freund, das geht die Pfaffen an; ich meine die weltlichen Richter. Ein ſolcher Spaß kann unter Umſtänden theuer zu ſtehen kommen.

— Aber dieſe Umſtände können eben nicht eintreten, wenn wir alle Vorſichtsmaßregeln genau beobachten. Den Text des Teſtamentes habe ich geſchrieben, er iſt bei mir in erſter Abſchrift vorhanden, es wird daher gar kein Unterſchied ſein.

— Aber die Unterſchrift und die Siegel?

— Bezüglich zweier ſind wir glaube ich geſichert.

— Vielleicht, aber die übrigen drei?

— Die ſind ebenfalls am Leben.

— Aber dieſe wollen Sie doch nicht in die Sache einweihen?

— O nein. Aber ſie können Unterſchrift und Siegel ohne ihr Wiſſen auf ein Document ſetzen.

— Auf welche Weiſe?

— Die werde ich Ihnen ſogleich ſagen. Sie richten in einem Schreiben an die drei abweſenden Zeugen die Frage an dieſelben, ob ſie keine Kenntniß davon haben, daß Bárſing das fragliche Document in das Archiv hinterlegt, dann aber wieder aus demſelben herausgenommen habe.

Sie hätten gegründeten Verdacht, daß Bársing Kenntniß davon habe, wo das Teſtament ſich befindet und ſich dieſes Geheimniß theuer bezahlen laſſen wolle.

Fertöy lächelte darüber, wie Bársing ihm den Rath gab, wie er ihn zu verleumden habe.

— Dieſe werden dann antworten, daß ſie von der Sache nichts wiſſen. Dann gibt es einen vortrefflichen Kopirer der die Unterſchriften ganz nach Belieben aufs Papier ſetzen kann.

Fertöy wußte wohl, daß dieſer geſchickte Menſch niemand Anderer als Bársing ſelber ſei, war aber doch ſo boshaft, zu fragen, ob er nicht beſorge, daß dieſer Abſchreiber ihn verrathen könne.

— O, bezüglich dieſes Menſchen bin ich außer Sorgen, und was die nothwendigen Siegel betrifft, ſo werden dieſe auf den Briefen ſein, die Sie erhalten, und Sie werden dieſe mit der Schere ablöſen.

— Das iſt ja eine vollſtändige Fälſchung. Geben Sie mir zwei Wochen Zeit, dieß zu überlegen, dann werden wir über die Sache ausführlicher ſprechen. Bis dahin werde ich vielleicht eine weniger gefährliche Löſung herbeiführen.

— Wie, glauben Sie vielleicht, ſich mit der jungen Frau verſtändigen zu können?

— Ich bin deſſen gewiß. Haben Sie ſchon gehört, daß Judith ein Söhnchen geboren?

— Ah rief Bárſing mit Schadenfreude und biß mit ſeinen großen Zähnen ein Stück ſeiner Zigarre ab. Ein prächtiger Skandal, ein köſtlicher Skandal!

— Warum ein Skandal?

— Eine Wittwe! es ſind ja bereits vierzehn Monate verſtrichen, ſeit dem Láway geſtorben.

— Ah, ſo?

— Wer wohl der Vater des Kindes ſein mag?

— Ich kenne ihn.

— Wer könnte es wohl ſein?

— Da Sie mich in ihre Geheimniſſe einweihten, ſo will ich Ihnen auch mein Geheimniß mittheilen, aber ich bitte Sie, dieſes eben ſowohl zu bewahren, wie ich das Ihre bewahre.

— Daß iſt ganz natürlich. Wer mag alſo der Vater des Kindleins ſein?

— Niemand anderer, als der Gemahl Judith's Béla Láway!

— Ah, ſeit vierzen Monaten!

— Ja wohl, ſeit vierzen Monaten hält ſie ihn in ihrer Wohnung verborgen und ſpielt vor der Welt die Wittwe, die Courtiſane.

— Ah, das iſt nicht möglich. Es iſt nicht möglich, daß eine Frau den Hohn und Spott ertrage, der von allen Seiten auf ſie eindringt, wenn ſie ihn nicht verdient, blos um . . .

— Blos um die Spürhunde irre zu leiten.

Herr Bárſing biß jetzt ſeine Zigarre in der Mitte entzwei und klagte daß man Katzenenhaare in die Zigarre wickle.

— Ich wußte es längſt, fuhr Fertöy fort, und ich wollte blos das Ereigniß abwarten, welches ich vorhergeſehen.

— Und Sie nehmen nicht Rache an Láway?

— O nein! Es gefällt mir außerordentlich, daß ſie einander ſo lieben. Ich bitte Sie daher ſehr, mein Geheimniß nicht zu verrathen. Trüben wir nicht ihr Glück, zerſtören wir nicht das Neſt der Nachtigallen.

— Es wundert mich, daß Sie dem Burſchen ſo wohlwollen.

— Mich auch. Aber ſehen Sie, es gibt Gefühle, die man beſchützen muß. Ein ſolch edles Gefühl iſt die Liebe Judith's für ihren Mann. Sie opfert ihre Stellung, ihren Ruf für ihren Mann; würde ſie nicht vielleicht einen Prozeß wegen eines Vermögens aufopfern, in deſſen Beſitz ſie noch nicht war?

Bárſing fing jetzt an, Etwas von der Großmuth Fertöy's zu begreifen.

— Rache thut mir viel weniger Noth als Geld. Was würde ich gewinnen, wenn ich Béla's Verſteck verriethe? Vielleicht gelänge es ihm, ſich zu flüchten, und ſchließlich wird eine Amneſtie auch auf ihn ſich erſtrecken. Aber ich muß ihn zwingen vor mir

zu erſcheinen. Dazu habe ich einen vorzüglichen Plan. Ich werde ſie zu zwingen wiſſen, daß ſie mir eingeſtehen: „Wir ſind beiſammen.“ Dann halte ich ſie in meiner Hand. Dann werde ich zu Judith ſagen: Sehen Sie, es iſt beſſer, mit mir in Freundſchaft als in Unfrieden zu leben. Ich könnte Sie jetzt in endloſe Gefahren ſtürzen, aber ich thue es nicht. Gleichen wir uns aus. Der Preis meiner Freundſchaft iſt ein Ausgleich bezüglich des Teſtamentes. Und Judith wird dareinwilligen.

Bärſing ſchüttelte den Kopf.

— Glauben Sie mir, ſo ſicher als ich dieſes Weib und dieſen Mann haſſe, ſo ſicher iſt es, daß ſie für einander zu der tollſten Großmuth bereit ſind.

Bärſing ſchickte ſich zum Gehen an.

— Von Ihrem Plane in zwei Wochen; bis dahin bleibt mein Geheimniß unter uns.

Die beiden Ehrenmänner drückten einander die Hände und gelobten ſich gegenſeitig, zu ſchweigen.

Was während dieſen zwei Wochen geſchehen, das konnte Bärſing nicht erfahren; eines ſchönen Morgens aber erhielt er ein ſorgfältig verſiegeltes Paket von Fertöy. In dem Paket waren drei Briefe, ein vierte war von Fertöy. Fertöy ſchrieb ihm, daß er in die Reproduktion der Documente nicht einwillige. Herr Bärſing könne aus den beigelegten drei Briefen erſehen, daß die Zeugen von den weite-

ren Phaſen des Teſtamentes nichts wiſſen, den Plan bezüglich Judith's habe er ganz fallen gelaſſen, deſſenungeachtet willige er durchaus nicht in den Plan Bárſing's.

Bárſing wußte nun, woran er ſei. Fertöy hatte ſoviel Aufmerkſamkeit, um die Siegeln an den drei Briefen nicht zu verletzen; ſeinen Namen aber ſchrieb er, entgegen ſeiner Gewohnheit, ſo deutlich als möglich.

Auch er kannte ſeinen Mann.

Er wußte, daß er Bárſing nur die Mitteln in die Hand ſpielen müſſe, damit er von denſelben Gebrauch mache. Und er täuſchte ſich auch nicht.

Nach einigen Tagen wurde Fertöy von dem betreffenden Amte in Kenntniß geſetzt, daß das Document durch Bárſing im Originale vorgewieſen wurde.

Jetzt hatte Fertöy nur eine Beſorgniß, und er ſäumte auch nicht, dieſe ſeinem Freunde bei ſeiner erſten Begegnung ſogleich mitzutheilen, ob er nämlich das Teſtament auf geſchöpftes Papier geſchrieben.

(Denn wenn er zufällig auf Maſchinenpapier geſchrieben, dann kann das Donnerwetter in die Geſchichte ſchlagen, denn die Zeugen würden den Unterſchied ſofort erkannt haben.)

Bárſing blinzelte pfiffig mit den Augen.

— Ueber ſolche Kleinigkeiten pflegt ein Bárſing nicht zu ſtraucheln!

Das Teſtament wurde allerdings auf geſchöpftem Papier geſchrieben, und ein ebenſo großer zweiköpfiger Adler prangte in der Mitte des Falſifikates, wie jener auf dem Originale, was ſeinerzeit den Zeugen den Ruf entlockte.

„Was für großer Adler!“

Man hat Bekannte, die man alle drei Jahre einmal ſieht; man freut ſich außerordentlich, und wenn man von einander ſcheidet, ſo zerbricht man ſich den Kopf darüber, was jener wohl für Urſache gehabt haben mochte, Einen zu beſuchen.

Eine ſolche Bekannte hatte die alte Lávay an der kleinen Perflex.

Manchmal ſahen ſie ſich kaum Jahrelang, dann befragte man ſich gegenſeitig nach dem Befinden; die Blum erkundigte ſich nach dem Söhnchen der Frau Lávay, das mittlerweile ſich zum Advokaten herausgewachſen, und Frau Lávay erkundigte ſich nach dem Befinden der drei Fräulein der Frau Blum, welche ſich mittlerweile auf ſieben vermehrt hatten.

Im Jahre 1849 ſahen ſie ſich einander öfter, denn Frau Blum kam oft zu Seraphine; in den Nothtagen lebte die längſt vergeſſene Bekanntſchaft wieder auf, um mit der Zeit wieder einzuſchlafen.

Ihr Zuſammentreffen beſchränkte ſich dann blos darauf, daß Frau Lávay zuweilen, von ihrem

Obſtgarten kommend, an dem Garten der Frau Blum vorüberging und bei dieſer Gelegenheit ein Gruß gewechſelt wurde. Die alte Frau hatte keine Luſt, ſich in einen längeren Diskurs einzulaſſen; drinnen war gewöhnlich geputzte Geſellſchaft, in welche ſie mit ihrem einfachen Kleide nicht gepaßt haben würde. Aber ſie war zu ſolcher Zeit auch müde, denn ſie hatte den ganzen Tag über gearbeitet wie ein Taglöhner.

Eines ſchönen Sommertages kam die Perſlex in den Garten der Frau Lávay; ſie kam in Begleitung eines alten Beamten, der nicht ungariſch wußte; Frau Lávay aber verſtand nicht deutſch.

— Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Sie nicht zu beſuchen, ſo verlockend winken Ihre ſchönen Obſtbäume. Bei mir wollen ſie nicht recht gedeihen, obgleich mein Gärtner alles mögliche aufbietet.

— Mein Gärtner aber macht es folgender Weiſe; ich komme im Frühling in den Garten und rühre fleißig die Hände, und ruhe nicht bis im Spätherbſt.

— Ja, dies ſind allerdirgs hübſche Reine-Claude's; ich glaube nicht, daß ſie in Verſailles ſchöner ſind, „Nicht wahr, Herr Gruber ?"

— Ja wohl antwortete Herr Gruber, der übrigens gar nicht wußte, wovon die Rede war.

Frau Lávay ſetzte ihren Gäſten ein Körbchen voll reifer Pflaumen vor.

— Aber meine Melonen ſind ſchöner, ſagte die Blum, als ſie zwiſchen den Melonenbauten ſpazirten; ich habe ſchon reife Melonen, und beſonders die Marſeiller, die ſind ſo ſüß wie Zucker. „Nicht wahr Herr Gruber?“

Herr Gruber merkte an dem Geſichtsausdrucke der Sprecherin, daß von irgend einer guten Speiſe die Rede ſein müſſe, und nahm daher nicht Anſtand, ein ganz entſchiedenes „Ja wohl“ zu ſagen.

— Freilich, antwortete die alte Frau, bei Ihnen werden die Melonen in Miſtbeeten gepflanzt und unter Glasglocken geſtellt, daher reifen ſie früher, als bei mir, wo ſie allem Wind und Wetter ausgeſetzt ſind. Dafür entfalten ſie ſich deſto beſſer und ſind nur um ſo ſchmackhafter zu ihrer Zeit.

— Ach, wie gut die meinen ſind, davon haben Sie gar keinen Begriff. Ich habe eine Ananasmelone, die einen ſolchen Geruch verbreitet, daß man ihn noch am folgenden Tag im Zimmer wahrnimmt. Dann habe ich eine Turkiſtaner Gattung, die ein vollſtändig weißes Fleiſch hat, und lauter Saft und Süßigkeit iſt. „Nicht wahr Herr Gruber?“

Dies war die ſchwache Seite der alten Frau.

— Mit riffiger Rinde?

— O nein, ſie iſt ſo glatt wie ein Kürbis;

kein Dieb würde ſie ſtehlen, ſo anſpruchslos ſieht ſie aus. Sie haben keine ſolche?

— Ach nein, ſagte Frau Lávay halb traurig, halb beſchämt.

— Nun die müſſen Sie doch verſuchen; machen Sie mir morgen das Vergnügen Ihres Beſuches in meinem Garten.

— Ich danke ſehr, ich werde ein Körbchen Pflaumen mitbringen.

Sie mochte nichts ſchuldig bleiben.

Frau Blum fand es nicht überflüßig zu bemerken, daß Niemand außer ihr und Herrn Gruber anweiſend ſein werde. Vor Herrn Gruber aber könne man alles Mögliche ſprechen.

Herr Gruber verſtand aber von der ganzen Konverſation doch ſo viel, daß er das kleine Körbchen voll Pflaumen nach Hauſe tragen müſſe.

Nachdem die alte Frau ſchließlich ihren Gäſten alle Obſtbäume gezeigt hatte und von jeder Obſtſorte einige Stücke mit auf den Weg gegeben, begleitete ſie dieſelben bis an die Straße, kehrte dann in den Garten zurück und fing nun an, darüber nachzudenken, was wohl die Blum zu dem Beſuche veranlaßt haben mochte, und warum dieſe ſie zum Beſuche eingeladen. Ich habe kein Geld, ſagte ſie ſich, mit welchem ich wuchern könnte, ich habe keine vornehmen Verbindungen, und nicht einmal einen Sohn

habe ich, welchem zu Liebe man ſich um meine Freundſchaft bewirbt.

Bei dieſem letzten Gedanken verweilte ſie.

Wäre dies oder jenes geſchehen; hätte ſie doch Béla zum Ingenieur erzogen; hätte ſie doch eine Frau für ihn geſucht; wären ſie doch nicht in die Stadt gekommen, wären ſie nur ſchlichte Landleute geblieben, wenn nur Béla nicht in den Krieg gezogen wäre; wäre er bei der National-Garde geblieben; hätte er ſich doch zu ſeiner Mutter geflüchtet; hätte er nur eine Frau gehabt, die ihm Gnade zu erwirken im Stande wäre — dann ſtünde auch ſie nicht ſo verlaſſen da.

Zum Glück ſuchte Niemand ihre Geſellſchaft, und erfährt ſie daher auch nicht, was für einen Ruf ie Wittwe ihres Sohnes hat.

Am folgenden Tage legte ſie doch Feſtkleider an und beſuchte die kleine Perſlex in ihrem Garten.

Die kleine luſtige Frau empfing Frau Lávay ſehr herzlich, und in der That war im Garten Niemand außer der Geſellſchafterin und Herrn Gruber anweſend. Frau Blum unterhielt die alte Frau ganz vorzüglich; ſie trug ihr nicht nur friſches Obſt, ſondern auch friſchen Tratſch auf, den bejahrte Damen niemals unwillig anhören.

Der Bräutigam des Fräulein X. machte ſich vor der Trauung aus dem Staube, weil er hörte, daß ſein zukünftiger Schwiegervater dem Ruine nahe

ſei. Herr Y. wurde irrſinnig und lief unbekleidet durch die Straßen. Bei einer Trauung habe nicht die Braut, ſondern der Bräutigam geweint. Herr Qu. ließ ſeine Frau einen Eid ablegen, daß ſie ihm nicht untreu geworden. Ein vierſchrötiger Bauer habe Herrn N., den er in ſeinem Gehege gefunden, tüchtig durchgewalkt. Ein vornehmer Herr habe ſeine Köchin geheirathet und jetzt wolle ihn Niemand beſuchen. Ein alter Junggeſell wollte eine alte Wittwe heirathen, die ihm zurückwies; er heirathete dann die Tochter. Hundert derlei Geſchichten erzählte Frau Blum, und die gute alte Frau gab ſich bereits dem Glauben hin, daß der geſtrige Beſuch und die heutige Unterhaltung keinen andern Zweck, als eine harmloſe nachbarliche Zuſammenkunft hätten.

Plötzlich aber fährt eine Chaiſe in den Hof, und bald tritt Herr Fertöy ins Zimmer.

— Was für Wetter hat den Menſchen hieher gebracht, flüſterte Frau Blum der alten Frau zu. Laut ſagte ſie dann: Ah, Herr von Fertöy. Eine Unendlichkeit, ſeitdem ich das Vergnügen hatte, Sie kommen gerade recht. Wir haben heute die Melonenleſe.

— Ihr ergebener Diener, meine Damen; ich küſſe die Hände, meine ſchöne Gnädige. Mein Weg führte mich vorüber, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Freunde nicht zu beſuchen. Bin ſehr erfreut, auch Frau Lávay hier zu finden.

Fertöy ſetzte ſich hierauf an den Tiſch und nahm von der angebotenen Melone.

— Im Grunde ſind wir doch Verwandte, ſagte er, zu Frau Lávay gewendet, aber weiß Gott, unſere Verwandtſchaft geht arg in die Brüche.

— Nicht, daß ich wüßte, entgegnete Frau Lávay kalt; wenn auch mein armer Sohn geſtorben iſt, lebt doch meine Schwiegertochter, die ſeinen Namen führt. Sie eſſen die Melone mit Zucker, verſuchen Sie ſie lieber mit Salz.

— Ich danke. Ich weiß wahrhaftig nicht wie lange ſie den Namen noch führen wird.

— So lange es ihr gefällt; bis ſie heirathet.

— Es ſcheint daß Sie lange nichts von Judith gehört haben?

— Ich leſe die Zeitungen und dieſe loben ſie ungemein.

— Will hoffen, daß ſie nicht ihr Privatleben preiſen.

Die alte Frau kannte das Verhältniß zwiſchen Judith und Fertöy und war daher nicht überraſcht, daß er ſich lieblos über ſie auszuſprechen anſchickte. Sie war entſchloſſen Judith zu vertheidigen.

— Ach, von Schauſpielerinen erzählt man ſich gar mancherlei, woran kein wahres Wort iſt. Eine andere Frau kann thun was ſie will, eine Schauſpielerin aber wird erbarmungslos verleumdet. Uebrigens wenn Sie ſo große Luſt haben zu kehren, ſo

werden Sie wohl vor Ihrer eigenen Thüre zu kehren finden; nicht wahr, Herr Gruber?

Die kleine Blum konnte ſich vor Lachen kaum halten, und ſchob die Urſache ihrer Heiterkeit Herrn Gruber zu, welcher in ſeiner Verlegenheit über das unverſtandene Thema nicht ſogleich mit ſeinem „Ja wohl" herausrücken konnte, und an einem Biſſen Cantaloup beinahe erſtickte.

Herrn Fertöy erging es wie der Brillenſchlange, deren Kamm immermehr anſchwillt, je mehr ſie gereizt wird.

— Es iſt wahr, daß man den armen Schauſpielerinen vieles nachſagt, woran ſie gewöhnlich unſchuldig ſind; dennoch bin ich meinerſeits kaum geneigt zu glauben, daß ſich die olympiſche Fabel Juno's und ihres Sohnes Mars, Judith zu Liebe, wiederholt haben ſollte.

— Sie wiſſen es gut, mein Herr, daß ich mich auf die lateiniſchen Fabeln nicht verſtehe und demnach auch nicht wiſſen kann, wie es der Juno ergangen.

— Die Geſchichte iſt einfach. Juno roch an einer Blume und gebar davon ihren Sohn Mars.

Die alte Frau legte das gläſerne Meſſer, welches ſie zu ihrer Melone benützte, auf den Tiſch und frug bedächtig:

— Was ſpricht der Herr da.

— Sollten Sie keine Kenntniß davon haben, daß Judith dieſer Tage einen Sohn gebar?

— Nein, nein; das kann nicht ſein! . . rief die alte Lávay aufgeregt, mit der flachen Hand auf's Tiſch klopfend . . . das iſt nicht möglich.

— Und dennoch iſt es ſo. Judith verſuchte es nicht einmal die Sache zu verheimlichen, denn ſie hat ihr Kind bei ſich behalten und zeigt es einem Jeden, der ſie beſucht.

— Das iſt ja fürchterlich, wenn das Warheit iſt! ſtammelte die alte Frau mit bleichem Geſichte . . . Es ſind bereits vierzehn Monate her, daß mein Sohn Béla geſtorben.

— In der That es ſind vierzehn Monate, und das Geſetz gibt nur auf eilf Monate Kredit.

— Wenn es wahr wäre? murmelte die Alte und wollte noch immer nicht glauben.

— Man kann ſich am beſten überzeugen, wenn man hingeht und mit eigenen Augen ſieht.

— Ha, ha, Sie haben Recht; ich werde gehen. Gleich will ich mir meinen Paß verſchaffen. Aber der Herr muß auch mitkommen.

— Jedenfalls. Und wenn ſich meine Behauptung bewahrheiten ſollte, was dann? . . .

— Ich weiß es noch nicht was geſchehen wird. Vielleicht werde ich wahnſinnig. Vielleicht reiße ich ihr die Brut aus den Armen, und erwürge ſie vor

den Augen der Mutter; vielleicht tödte ich ſie und auch mich.

— Dieſe Thorheit werden Sie wohl nicht begehen, ſondern Sie werden Judith zwingen, dem Namen, welchen ſie geführt und entehrt hat, zu entſagen.

— Sie haben Recht, ich habe nunmehr nur mit dem Namen, und nichts mehr mit der Perſon zu thun, ich werde mit kaltem Blute zu ihr ſprechen ... ſie muß ſchriftlich dem Namen meines Béla's entſagen .... dann werde ich ſie verachten und verlaſſen .... doch nein, nein! Ich will Leute für Geld dingen, welche ihr, wenn ſie im Theater auftritt, einen Zwiebelkranz zu den Füßen werfen, und ſie auspfeifen.

— Bleiben wir nur bei unſerem erſten Plane. Sie werden ihr Ihren, und ich ihr den Namen der Familie Hargithay entziehen. Wir wollen vereint handeln, die Hand darauf.

Frau Lávay drückte die Hand ihres ärgſten Feindes und gab ihm das Verſprechen, ihm bei jenem böſen Werke behilflich zu ſein, welches ihr Liebſtes zu vernichten drohte; der Zorn, die Scham hatte ſich ihrer ganzen Seele bemächtigt.

Sie vermochte nicht länger in dieſer Geſellſchaft zu verweilen, und ſchickte ſich zum Gehen an.

Die Blum hielt ſie zurück.

— Es ſoll ja erſt das Gefrorene kommen.

— Danke, bin bis in meine Seele erfroren.

Die Hausfrau machte Herrn Fertöy Vorwürfe.

— Es war unrecht, das jetzt zu erwähnen. Sie haben uns unſere ganze Unterhaltung verdorben. Wir fühlten uns ſo wohl, bis Sie nicht kamen, Sie böſer Menſch.

— Laſſen Sie ihn .... unterbrach die alte Lávay die geſchwätzige Hausfrau, und legte ihre Hand auf die Schultern Fertöy's. . . Er iſt der einzige aufrichtige Menſch, mein einziger wahrer Freund. Alle andern haben mich belogen, haben mir die Wahrheit verheimlicht, bis mir der Koth über den Kopf wuchs; das iſt der einzige redliche Mann, welcher mich herauszog .... Ich danke Ihnen mein Herr, danke Ihnen. Ich habe Sie nie leiden mögen, habe Sie ſtets gemieden; von heute an achte ich Sie als mein einzigen guten Freund.

Damit ſchwang ſie ihr großes Tuch um den Hals und ſchickte ſich an, zu gehen.

Die Blum wollte ſie zurückhalten, äußerte ihr Bedauere, daß es ſo gekommen .... Ich möchte es nicht für die ganze Inſel geben, wenn ich Sie für heute nicht gerufen hätte, . . . welch ein Unglück.

Im Gegentheil bin ich Ihnen ſehr verpflichtet, daß Sie mich geladen, ich freue mich außerordentlich darüber; nie werde ich Ihnen dieſe Freundlichkeit vergeſſen, Gott ſegne Sie dafür. Die Melonen waren prächtig, doch werde ich mir keinen Samen erbitten.

Damit ging ſie geraden Weges in die Stadt.

Es brühten alle bitteren Gedanken in ihrer Seele; ſie bemerkte gar nicht, wenn ſie Jemand auf der Gaſſe gegrüßt, kleine Buben, ihre Taufkinderchen küßten ihr die Hände, auch die ſah ſie nicht, ſie ſchritt nur vorwärts, bis ſie auf den Dreifaltigkeitsplatz kam. Dort ſchaute ſie ſich um, wo denn jenes Amt ſein ſoll, allwo ſie einen Reiſepaß ſich holen müſſe.

Sie wollte nicht herumfragen, und von ſich ſelbſt fand ſie nicht dahin. Andere Zeiten, andere Menſchen ſind über die Stadt gekommen, mit denen ſie nicht einmal ſprechen konnte.

Wie ſie da herumſpähete, da ſieht ſie ihren alten Bekannten, den Herren von Kolbay, das alte Haus, vom engliſchen Garten her auf ſie zukommen.

Sie eilte ihm entgegen.

— Nun freue ich mich wirklich, daß ich meinen guten Herrn treffe. Sie kommen mir wie gewünſcht.

— Wirklich? frug der alte Herr; ſehr erheitert über den Gedanken, daß es noch ein lebendes Weſen auf der Welt gibt, das ſich darob freut, wenn es ihn kommen ſieht. Und womit könnte ich Ihnen dienlich ſein, gute Frau?

— Das werde ich Ihnen ſchon ſagen, wills aber nicht hier auf der Gaſſe thun. Will Sie um

eine Gefälligkeit bitten: kommen Sie zu mir ins Haus, dort werd ich's erzählen.

— Mit tauſend Freuden! Hätte mir's nie gedacht, daß ich noch eine Gefälligkeit Jemandem zu erweiſen fähig ſei. Eilen wir denn, doch iſt mein Haus noch näher, wir könnten da von der Gartenſeite gleich hingelangen: dort könnten Sie mir erzählen, was Sie befehlen.

— Auch gut.

Man konnte vom engliſchen Garten aus nächſten Weges in das Haus Kolbay's gelangen, deſſen Gartenſeite auf jener Gaſſe lag; der alte Herr machte die Thüre des Plankens auf und ließ Frau Lávay voran.

Ein trauriger Garten war das: eben ſo alte verwitterte Bäume, wie ihr Herr, gerade ſo zerſchnitten, zerſägt; keiner bringt mehr eine Frucht, nur an ihren Seiten wachſen noch krankhafte, welke Waſſertriebe; auch das Gras will darin nicht mehr grünen, und die Blumen wollen nicht Knoſpen treiben, nur ein mächtiger Epheu läuft herum mit ſeinen Ranken über Mauer, und dürre Birnenbäume, vielleicht ein Sprößling aus dem Heldenkranze des tapferen Recken, der fortwächſt in die Jahre hinein, daweil das Andenken der Thaten des Helden in Staub zerfällt.

Dort war eine Laube aus Jerichoroſen, darin ein morſcher Tiſch, und eine wackelige Bank; dort hieß er Frau Lávay ſich niederzuſetzen.

— Ich weiß es, daß Sie lieber im Garten bleiben. (Wollte ſie nicht in die Zimmer führen; dort gibts Unordnung!)

— Danke: wünſche mich wirklich zu ſetzen, obwohl nicht müde; aber meine Füße ſind wie Blei.

— Alſo womit kann ich Ihnen zu Dienſten ſtehen?

— Das iſt eine ſchwere Sache. Will morgen nach Peſt: wollte einen Reiſepaß haben; mich eckelt's aber hinzugehen in das Amt, daß man mich dort hin und her ſtoßen ſoll, und herumfragen: kann gar nichts deutſch; daß man mich auslache. Es könnte noch Jemand mit mit grob ſein, und den würde ich recht ausmachen.

— Alſo Sie wollen, daß ich Ihnen einen Paß verſchaffe, ohne daß Sie perſönlich hinkommen? Nichts leichter als das.

— Wollen Sie's thun, mein guter Herr? der liebe Gott ſegne Sie dafür.

— Warum ſollt' ich' nicht thun; bin ja gut bekannt mit all den Herren; koſtet nur ein Wort von mir. Alſo wollen Sie nach Peſt?

— Ja. Nur auf einem Tag.

— So werden Sie doch beſuchen Ihre liebe, brave, gute Schwiegertochter?

— Lieb? Brav? Gut? Und Schwiegertochter? ſagte bitter die Frau, warum ſagen Sie

nicht auch noch: „jenes tugendſame Weib?“

— No! Was iſt das, frug der Major höchſt erſtaunt.

— Ja wohl; ich will beſuchen dieſes — Weibsbild! aber meinen Beſuch wird ſie nicht unter ihre Feiertäge notiren.

— Nur Ruhe! Nur nicht ins Feuer kommen.

— Was Feuer? Gift habe ich bis hieher! Bis in die Haaresſpitzen. Ja wohl, zu ihr will ich, aber um Gericht zu halten, ein ſchreckliches Gericht.

— Gute Frau, ich weiß nicht was Sie gegen Ihre Schwiegertochter haben? daß es aber eine Ungerechtigkeit iſt, ſoviel weiß ich. Es giebt wenig Weiber auf der Welt, vor denen ich den Hut ziehe: bei ihr thue ich es, wenn ich nur ihren Namen höre. Ich weiß nicht, womit man ſie bei Ihnen verläumdet hat, aber ich ſage es Ihnen, daß wenn ich es als greifbare Wahrheit in den Händen hätte, ſo würde ich ſagen, eine Lüge iſt's, ich glaube es nicht, ſelbſt wenn ich es ſehe.

— Mein Herr! Kleinigkeiten bringen mich nicht auf; ich gehe keinem Geklatſch nach; aber dieſes iſt eine ſo unverhüllbare Schande, was dieſes Weibsbild auf mein graues Haupt, auf das Grab meines Béla gebracht, daß ich mich fürchtete mit meinem lieben

Sohn im Jenſeits zuſammenzutreffen, wenn ich es nicht ſtrafen ſollte.

— Ich frage nicht darnach, will es auch nicht hören, was man Ihnen erzählt haben mag; ich ſehe blos das Bild vor mir, wie ich ſie zum letztenmal geſehen. Das Weib, welches fähig war auf jenen Gedanken zu kommen, und ſelben ſo auszuführen; das wird keine Schande auf das Grab ihres Mannes bringen. Man betrog Sie, arme Frau.

— Nein. Es iſt Gewißheit.

— Erinnern Sie ſich noch daran, gute Frau, wie ich einſt von Ihnen ein Bündel Stroh verlangte — zu einem Sitz in dem Bauernwagen; da ſagten Sie mir: „ich gebe keines; ein andersmal einen Sack voll Saffran, jetzt keinen Strohhalm, denn Sie wollen auf Menſchenjagd gehen. Ich warne Sie; gehen Sie nicht, denn Gott verleiht demjenigen kein Glück, der ſeinen Mitmenſchen verfolgen geht. Es geſchah ſo, wie Sie mir geſagt. Gott hat mich gezüchtigt dafür, daß ich auf die Verfolgung eines Menſchen ausging. Ich ſelbſt fiel in die Falle hinein; man ſchimpfte mich herunter, wie einen Schuljungen, wie einen Deſerteur, und ich mußte erleben, daß ich erröthen ſoll. — Nun gute Frau, jetzt gebe ich Ihnen den Borg zurück: den guten Rath: gehen Sie nicht auf eine Menſchenjagd, denn es kann geſchehen, daß Sie ein anderes Wild erlegen, als welches ſie jagten;

nehmen Sie den guten Rath eines alten Mannes an, der keine Urſache mehr hat Jemanden guten Rath zu urtheilen. Reiſen Sie nicht nach Peſt; bleiben Sie zu Hauſe. — Jetzt gebe ich Ihnen kein Bündel Stroh — ich verſchaffe Ihnen keinen Reiſepaß.

— Gut: alſo werde ich mir ſelbſt einen verſchaffen: damit ſprang die Lávay auf und ging ohne zu grüßen von dannen.

Kolbay rief ihr noch nach.

— Frauchen! geben Sie Acht! Erinnern Sie ſich meiner Menſchenjagd. „Wer das Reh jagt, trifft auf den Löwen" Sie werden Ihre Familie in großes Unglück ſtürzen.

Doch die alte Frau hörte nicht auf ihn, ſie ſchlug die Thüre hinter ſich zu und eilte nach Hauſe.

Wie ſie bei ihrer Thüre eintrat, da erwartete ſie ſchon ihr Dienſtmädchen mit einem Briefe, den ſo eben ein Diener überbracht hatte.

Frau Lávay erbrach das Couvert. Es enthielt einen Reiſepaß für ſie auf ein Jahr ausgeſtellt.

Herr von Fertöy war gefälliger, wie der Major, während dieſer die alte Frau abgewieſen, derweil hatte er den Reiſepaß für Sie beſorgt und ins Haus geſendet.

In einem Zimmerchen, deſſen Größe kaum fünf Schritte in der Länge und Breite betrug, deſſen Fenſter ſtets verhängt und wo der Stubenboden mit

weichen Teppichen bedeckt war, um den Schall der Tritte zu dämpfen, dessen ganze Einrichtung aus einem Bette und einem Schreibtische und Stuhl bestand, wohnte seit vierzehn Monaten in stiller Zurückgezogenheit Béla Lávay.

Es gibt Leute, die dieses Zimmer einen Kerker nennen würden. Es geht auf Eins heraus, eingesperrt zu sein hier oder dort, nur die Aussicht durch's Fenster sei verschieden.

Dem wirklichen Gefangenen geht es noch besser, denn er darf sich zweimal des Tages in der freien Luft bewegen.

Oder ist es etwa kein Kerker, wenn Jemand aus jener Welt, in welcher er früher gelebt, ausgeschloßen wird; für Einen, der Freunde, anregende Unterhaltungen gekannt, der von jeder Saison weiß: „jetzt gibt es Bälle, meine Freunde tanzen in den von Wohlgerüchen duftenden Räumen ihrer Säle Walzer und Polka; unter meinem Fenster aber werkelt ein Landstreicher, oder auch ein invalider Honvéd ganz neumodische Weisen. Berühmte Virtuosen, Künstler, Ballerinen tragen ihre Kunst auf der Bühne zur Schau; Mimen afrikanischer und anderer Farbe deklamiren italienisch, französisch und englisch; und dieser Eine darf nicht gehen, diesem Einen ist dies Alles wie aus seinem Leben herausgestohlen. — Der Frühling rückt an, er ist da mit

all' ſeinen Herrlichkeiten; dem Gefangenen verkündet ihn nur der Monatsrettig; dann folgen die Bälle im Kaiſerbade, das Wettrennen, er ſieht nur die Programme von alledem. Die Leute gehen auf Reiſen, in die Bäder, auf die Jagd und in die Weinleſe . . . er ſitzt zwiſchen ſeinen vier Mauern und gewöhnt ſich an's Sterben.

Doch nein, es iſt nicht ſo.

Derjenige, welcher an der Nordſeite der Bäume das Moos wachſen läßt, um dieſelben gegen den Froſt zu ſchützen, hat auch dafür geſorgt, daß die Einwohner der Kerkerzellen nicht dem Wahnſinne verfallen.

Bei den Bewohnern dieſer Zellen ſchläft die Leidenſchaft ein, ſterben die Wünſche, und die Fantaſie erſtarrt. Spiele, mit welchen ſich draußen Kinder unterhalten, füllen die Seele des Gefangenen aus. Der nächſtbeſte Gegenſtand erregt ſein Intereſſe, ihn ſtören die Sorgen der Außenwelt nicht, ſchließlich gewöhnt er ſich dermaßen an ſeine vier Wände, daß er ſich fürchtet, von ihnen zu ſcheiden; daß er ſich einbildet, dieſe vier Wände ſeien für ihn die ganze Welt.

Und erſt wenn dieſe Welt einen Schutzengel, wie es Judith für Béla war, beſitzt, wenn in dem Kerker ein neues Licht, das Lächeln eines Kindes dringt? der Gefangene brütet aus dieſem Lächeln

einen ganz neuen Lebensplan, eine ganze Märchenwelt heraus, Béla hatte nie an die Genüſſe der verſchiedenen Jahreszeiten gedacht; er war glücklich in dem, was die Seelen der verſtorbenen beglückt, wenn ſie ungeſehen und ſtumm ihre Lieben umſchweben können. . . . .

Es wird vielleicht Niemanden Wunder nehmen, daß Judith nie die Geſchichte des Geleitſcheines, für welchen ſie ſich einſt ſo viel bemüht und gelitten, für welchem ſie als Todte im Sarg gelegen, Béla erzählt.

Damals war es gut. Für Judith war es ein beruhigendes Bewußtſein, für den Gatten eine Schrift errungen zu haben, welche ihn gegen die größte Gefahr ſchützte; als aber der Geliebte wieder ihr Eigenthum geworden, als ſie ihn beſaß, als es in ihrer Macht ſtand, ihn nicht mehr zu verlieren, wie konnte ſie es geſtatten, daß er auf einen ſo ſchwachen Fahrzeuge ſich dem wogenden Meere anvertraue, deſſen Ufer noch mit den Trümmern verunglückter Fahrzeuge bedeckt war? . . .

Es iſt ja allbekannt, daß es Leute gab, die ihre Schätze vergruben, und nicht das Vertauen hatten, dieſelben gegen eine geſchriebene Verſicherung herzuleihen. . . . . Iſt ein Gatte nicht ein theuerer Schatz, als alles Gold der Erde?

Viele von uns werden ſich jener Frau erinnern, die ihren Gatten in ihrem Häuschen im Ge-

biete Peſt-Ofens verborgen hielt; wo ihn Niemand fand ſo oft man ihn auch ſuchte, trotzdem daß er ſtets zu Hauſe geweſen . . . aber wo? Unter einem breiten Stein, in der Mitte des Herdes. . . . Wenn die Hausdurchſuchung kam, hob ſie den Stein ſammt den darauf brennenden Holzſcheiten auf, und der Gatte flüchtete in ſein Verſteck; der Stein wurde an ſeine Stelle geſetzt, die Frau kochte mit fröhlichem Geſichte weiter, während man den Gatten im Keller und am Boden ſuchte.

Die Frauen können ſehr ſtark in ihrer liebevollen Eiferſucht ſein!

Es gab außerdem noch andere bedenkliche Umſtände, welche jene Schrift nicht überwinden konnte, denn wenn auch Judith Beruhigung fand, daß das Leben ihres Gatten durch den Geleitſchein geſchützt ſei, ſo blieb doch die Beſorgniß, daß man ihn zum Militär einreichen werde. Im günſtigſten Falle mußte man darauf gefaßt ſein, daß man ihn nach ſeinen Geburtsort abſchiebe und dort internire.

In dieſem Falle hätte ſie entweder von ihrem Gatten oder von der Bühne Abſchied nehmen müſſen.

Schließlich ſagen wir es aufrichtig heraus, daß ſie ſo viel verlockend Schönes in dem Gedanken fand, daß nun Derjenige, den ſie ſo lang, mit ſolcher Wärme und ſo aufrichtig geliebt, nur ihr Allein und Niemand Anderem auf dieſer Welt gehöre, daß kein

einziger ſeiner Gedanken ſich in die frivole Welt verirren könne; daß jener Mann, der ihre ganze Seele ausfüllt, ebenſo auf ihre Schritte, auf ihre Stimme lauſcht, wie ſie einſt in ihren ſchlafloſen Nächten auf ſeine Stimme, auf ſeine Schritte gelauſcht hatte; daß der vergötterte Gatte nur, ihr ganz ihr gehört, ſo wie das Kind ausſchließlich der Mutter gehört, bevor es das Licht der Welt erblickt! . . .

Es liegt etwas in dieſem Gedanken, was die Männer nicht begreifen . . . . Judith war eben eine Frau, und wen ſich ein Mann findet, der ſie deßhalb verurtheilt ſo werden ſie jedenfells alle Frauen frei ſprechen.

Nur Melchior, der junge Arzt, war ins Geheimniß eingeweiht. Er wußte zu ſchweigen.

An einem Morgen ſaß Judith an der Wiege ihres ſchlafenden Kindes und ſtrickte an einen winzigen Röckchen, als ſie aus ihren ſüßen Träumereien durch heftiges Klingeln geweckt wurde.

Judith erhob ſich und erſuchte Béla, ſich an die Wiege des Kindes zu ſetzen, bis ſie nachſehe wer da komme.

Außerhalb des kleinen Zimmers befand ſich noch ein Schlafkabinet, deſſen Thüre ſtets abgeſperrt war, um jedes Lauſchen zu verhindern.

— So oft ich klingeln höre, erſchrecke ich immer . . . ſprach Judith . . . ich erwarte deine Mutter.

— Es war gut, daß wir ſie durch Melchior benachrichtigen ließen.

— Ich bedauere es, daß ich ſie ſo lange leiden und um dich trauern ließ. Dafür werde ich noch zu büßen haben, denn man muß für Alles büßen.

Es geſchah aber, daß unſer Freund Melchior an demſelben Tage nach Komorn reiſte, um Frau Lávay über das Familiengeheimniß aufzuklären, an welchem dieſe nach Peſt fuhr, um von Judith Rechenſchaft zu verlangen. Die beiden Dampfer begegneten ſich bei Gran; Melchior erblickte die alte Dame am Bord des peſter Schiffes, als ſie ſich eben ganz vertraulich mit Fertöy unterhielt. Melchior errieth allſogleich was Fertöy vor habe. Er ſtieg bei Almás aus, nahm einen Wagen und eilte nach Peſt Zurück, wo er aber erſt in der Früh anlangte.

Wenn ihn dauals nicht jene gefährliche fixe Idee angewandelt hätte, daß es ſich für einen hauptſtädtiſchen Arzt nicht gezieme, in ſtaubigen Kleidern Viſiten abzuſtatten, hätte er die alte Frau noch in ihrem Quartier antreffen können; bis er ſich jedoch umkleidete, kam ihm Fertöy zuvor und nahm Frau Lávay mit zu Judith.

Als Judith auf das Klingeln die Thüre ihres Schlafgemaches öffnete, und von ihren Dienſtboten vernahm, daß draußen eine Frau ſei, die ſich Lávay nenne und welche in Begleitung eines Herrn komme, zitterte ſie vor dem Zuſammentreffen nicht, da ſie die

Ueberzeugung hegte, daß der begleitende Herr kein Anderer als Melchior ſein könnte! Wie er die Rückreiſe mit Frau Lávay ſo ſchnell machen konnte, war ihr unbegreiflich.

— Laſſe ſie herein.

Als ſich die Thüre öffnete, überzog Todtenbläſſe das Geſicht Judiths, ſie erblickte an der Seite ihrer Schwiegermutter Fertöy.

Vor dieſem Manne konnte ſie ihrer Schwiegermutter nichts entdecken, ſie mußte ſich eben auf das Schlimmſte gefaßt machen, das war die Strafe, die Strafe Gottes dafür, daß ſie der Mutter die Freudenbotſchaft vorenthalten; dieſen bittern Kelch mußte ſie bis zur Neige leeren.

Judith ergab ſich. Kaum vermochte ſie ſich auf den Füßen zu erhalten, ſie zitterte an allen Gliedern.

Die Alte Frau bedauerte ſie ſehr, als die Arme ſo vor ihr ſtand, und begann ihr Muth zuzuſprechen.

— Zittern Sie nicht vor mir, Madame, ich bin ja in keiner böſen Abſicht gekommen. Ich weiß es, daß man Frauen „im ſolchen Zuſtande" nicht aufregen darf. Setzen ſie ſich, ich bitte Sie darum, ich bin ja nicht gekommen um Unheil zu ſtiften.

Judith war keines Wortes mächtig, ſie ſtand geſenkten Hauptes vor ihrer Schwiegermutter, Sie zitterte vor dem Gedanken, daß Béla im benachbarten Zimmer die Stimme ſeiner Mutter vernehmen

und heraus kommen könnte. Sie bemeiſterte ſich jedoch und frug mit ſo lauter Stimme, als ſie es eben vermochte, den Zauber brechend, welcher ſie ſtumm gemacht.

— Weshalben haben Sie Herrn Fertöy mitgebracht? Das muß Béla gehört haben, daß nicht nur ſeine Mutter, ſondern auch Fertöy hier ſei.

Die alte Frau winkte Fertöy, zu ſchweigen; ſie ſprach für ihn.

— Mein Vetter Fertöy (das Wort Vetter betonte ſie insbeſonders) habe ich deßhalb mitgebracht, weil meine Hieherkunft auch eine gewiße juridiſche Urſache hat: es wird nothwendig ſein, Einiges ſchriftlich zu verfaſſen, wozu man einen Mann braucht, der es verſteht. Erſchrecken Sie nicht über das, was ich Ihnen ſage, ich beabſichtige keine Roheit zu begehen, obwohl ich vom Hauſe aus mit dem Vorſatze wegging, daß ich hier fürchterliche Dinge verrichten werde; doch überlegte ich mir's auf dem Wege und beſann mich eines Beſſeren; ich habe kein Recht auf Sie, ich fordere auch nichts von Ihnen zurück, als meinen ehrlichen Namen.

— Ich werde ihn ablegen Madame.

— Sie werden es ja ſelbſt einſehen, daß ſie ihn nicht mehr weiter führen können.

— Ich ſehe es ein und werde mich von dem Namen trennen.

— Und welchen werden Sie denn annehmen? den Sie dürfen nicht vergeſſen, daß Sie Schauſpielerin ſind, deren Namen man lieſt. Glauben Sie nicht, daß es ein noch größeres Aergerniß geben würde, wenn Sie plötzlich, Ihren Frauennamen niederlegend, mit einen Mädchenkopf vor der Welt erſcheinen möchten?

— Ich will die Bühne verlaſſen, ſtammelte Judith entſchloſſen.

— Und wovon werden Sie dann leben?

— Ich werde arbeiten.

— Das iſt leicht geſagt: „Ich werde arbeiten" — wenn man es aber nicht gewohnt iſt. Ich mühe mich den ganzen Tag gleich einer Taglöhnerin ab; wenn ich aber von meiner Hände Arbeit leben müßte, könnte ich mir nicht das Salz zum Brode verdienen. Doch iſt es an der Zeit, daß ich Ihnen ſage weshalb ich gekommen. Es war jedenfalls mein Wille, Sie aufzufordern, dem Namen meines Sohnes zu entſagen und dann die Bühne zu verlaſſen. Ich war darauf vorbereitet, daß mir dies viel Ueberredung koſten würde. Es iſt mir aber ſehr lieb, daß ſie ſich auf mein erſtes Wort fügten und einſehen, daß Sie den Namen meines Sohnes nicht weiter führen dürfen, nicht wahr?

Judith vermochte es nicht, der alten Frau in die Augen zu ſehen. War doch die Anklage furchtbar ungerecht; war doch das, was man ihr als Sünde

anrechnete, ihre größte Tugend; und doch ist es einer schamhaften Frau unmöglich, ihren Blick zu erheben, wenn sie ausgezankt wird. Das wäre wiedernatürliche Komödie, das wäre kalte Unverschämtheit. Judith senkte ihren Blick und stammelte:

— Es ist wahr.

— Sie werden deshalb auch gezwungen sein, die Bühne zu verlassen; ich glaubte Sie auch hiezu bewegen zu können, doch glaubte ich nicht, daß es so leicht gehen würde; die Bühne gibt Ihnen ein ehrliches Brod, und diese zu verlassen, einem närrischen alten Weibe zu Liebe, welches wegen des Namens ihres Sohnes Lärm schlägt, ist eben kein Scherz. Ich will nicht, daß Sie Noth leiden sollen. Meinem Sohne gebührt nach seinem Vater eine Erbschaft von sechstausend Gulden. Diese Summe habe ich ihm, so lange er lebte, nicht übergeben; er war ein Mann, auch er hat müssen für seine Existenz kämpfen, wie sein Vater und Großvater. Unterdessen legte ich Zins an Zins und vermehrte das Kapital bis auf Zehntausend Gulden; diese übergebe ich Ihnen jetzt, es ist die Morgengabe Ihres gestorbenen, vergessenen Gatten; leben Sie davon arm, aber ehrlich.

Nach diesem Worten zog die alte Dame eine Obligation aus ihrer gestickten Handtasche; das Papier lautete auf Zehntausend Gulden und war auf einen Grundbesitz an erster Stelle intabulirt.

Judith's Herz preßte ſich vor Schmerz zuſammen, und Thränen füllten ihre Augen. Die Mutter Béla's entzieht ſich den Biſſen vom Munde, um ihn der verſtoßenen Gattin ihres todten Sohnes zu reichen .... als Strafe. Judith wußte es recht gut, daß dies beinahe das ganze Vermögen der alten Lávay ausgemacht hatte.

— Madame ... ſchluchzte Judith, ich vermag Ihnen nicht zu antworten.

— Das verlange ich auch nicht, ſagte Frau Lávay kalt. Ich glaube es Ihnen, daß Sie gerührt ſind. Sie glaubten, ich werde kommen, zu zanken, um Ihnen Grobheiten zu ſagen; nun haben Sie ſich in mir getäuſcht. Deshalben habe ich Herrn Fertöy mitgebracht, daß er die Sache zwiſchen uns ins richtige Geleiſe bringe; er wird uns die Weiſung darüber ertheilen, was wir Beide zu thun haben, um miteinander zufrieden zu ſein.

Judith fühlte, als müſſe ihr das Herz berſten.

— Nein, ich kann dieſes Geſchenk nicht annehmen.

— Weßhalb nicht? .... Ich bleibe darum reich genug, ich kann das Geld ohnedies nicht benützen und wüßte nichts damit anzufangen.

In dieſem Momente fiel ein Blick Judith's auf das Geſicht Fertöy's. Ein ſpöttiſcher Blick aus dieſen wiederlichen Augen erweckte in ihr den Dämon des weiblichen Widerſtandes. Vor dieſem Menſchen

durfte ſie ſich nicht demüthigen laſſen. Sie ergriff die Schrift und gab ſie der Lávay zurück.

— Ich danke Ihnen, edle Frau, für ihre freundliche Güte; ich anerkenne es, daß ich geſündigt, und werde für meine Sünde büßen; ich kann trockenes Brod eſſen, werde aber nie nach dem greifen, was nicht mir gehört.

— Sie ſind noch immer ſtolz. Es wird gut ſein, wenn Sie ſich das abgewöhnen. . . . . Was wollen Sie demnach? Was Sie da von Arbeiten ſchwatzen, iſt eitler Spaß; paßt nicht für vernünftige Menſchen . . . Frauenarbeit! Was wiegt das in der Schale? Sie weiſen, und zwar mit Stolz mein beſcheidenes Anerbieten zurück. Haben Sie vielleicht andere Ausſichten?

— Ich verſtehe Sie nicht Madame.

— Nicht? Sonderbar. . . Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben und mir den Namen des Vaters Ihres Kindes nennen?

— Weßhalb wünſchen Sie das?

— O, wahrlich nicht aus purer Neugierde. Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen, weßhalb. Wenn ich erfahre wer dieſer Menſch iſt, werde ich zu ihm gehen und alſo zu ihm ſprechen: Mein Herr! Sie haben eine Frau unglücklich gemacht, die einſt meine Tochter geweſen; Sie haben nun die Frau ihres Namens beraubt, gedenken Sie Ihrer Pflicht, und wollen Sie als Ehrenmann gelten, geben Sie dieſem

unglücklichen Geſchöpfe einen Namen. . . . . Nun Madame wie heißt dieſer Mann?

Die Welt begann ſich um Judith zu drehen, ſie ſuchte nach einer Stütze mit der Hand. Auf dieſe Frage war es unmöglich, zu antworten.

— Ich darf ihn nicht nennen.

— Ich bitte . . . ſagte die alte Frau ermunternd; mißverſtehen Sie mich nicht. Ich will ja keinen Lärm ſchlagen; will ihm keine Vorwürfe machen. Iſt er arm, um ſo beſſer, und wenn es nur ein wandernder Komödiant oder ein hungernder Dichterling iſt, ich werde weder ihm, noch Ihnen Vorwürfe machen, ſondern werde einfach zu ihm ſprechen: ich nehme Sie in die Erbſchaft meines Sohnes auf; vermochten Sie ſeine Wittwe zu gewinnen, ſo ſollen Sie dazu auch ſein Vermögen bekommen.

Judith fiel vor ihrer Schwiegermutter auf die Knie und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

— Tödten Sie mich nicht . . . o tödten Sie mich nicht; ich kann, ich darf Ihnen ja nicht antworten.

— Stehen Sie auf, rief die alte Frau im trockenen Tone . . . . ich bin nicht gekommen, um Komödie zu ſpielen; ſondern um den Namen des Verführes zu erfahren; jetzt fordere ich die Antwort von Ihnen.

Nach dieſem Worten riß ſie Judith mit rauher Geberde vom Boden empor.

Dieſe preßte die Lippen zuſammen und ſchwieg.

— Werden Sie mir den Namen nennen?

Judith verneinte ſtumm mit dem Kopfe.

— Ah! Sie wollen ihn nicht nennen. Ich verſtehe es. Sie wollen ihn nicht nennen, weil er kein Bettler, kein elender Komödiant, kein hungernder Poet, ſondern ein reicher Herr .... ein Schuft iſt ... Sie wollen das geheim halten, und der Frauenehre, Ihrem Nahmen, der Bühne entſagen, um die verborgene Maitreſſe eines Nichtswürdigen zu werden. Mit der Zunge ſprechen Sie: ich will arbeiten, und im Herzen denken Sie: die Schande wird mich ſchon erhalten! ...

— Halten Sie ein ... rief Judith verzweiflungsvoll.

In der Stille, welche dieſem Aufſchrei der Verzweiflung folgte, wurden Schritte im anſtoßenden Zimmer vernehmbar.

Judith hörte mit Entſetzen, wie ſich Béla der Thüre näherte ... ein Moment noch, und er wird zwiſchen ſie treten.

In dieſem Momente der Verzweiflung vergaß Judith Alles; nur die ihrem Gatten drohende Gefahr ſchwebte ihr noch vor. Daß bis in den Tod gehetzte Weib warf ſich vor die Thüre, um deren Oeffnen mit ihrem Körper zu verhindern.

Auch die die alte Frau vernahm die männlichen Tritte und ließ ſich auf dieſes Geräuſch von ihrer Leidenſchaft hinreißen.

— Wer iſt in dieſem Zimmer? dort muß der elende Verführer verborgen ſein.

Damit rannte ſie der Thüre zu.

— Was wollen Sie, rief Judith entſetzt, den Arm der alten Frau erfaßend.

— Was ich will .... Hineinbrechen um Aug' im Auge dem Verführer gegenüber zu ſtehen. . .

— Das werde ich nie zulaſſen! rief Judith, ihr den Weg verſperend.

— Trolle dich aus dem Wege, elendes Schandweib! ſchrie die Alte ihre geballte Fauſt erhebend — oder ich reiße dir die Tracht ehrlicher Weiber vom Kopfe, und werfe ſie dir zu den Füßen.

In dieſem Momente öffnete ſich die Thüre. An der Schwelle ſtand Béla Lávay .... das Wild war glücklich aufgeſcheucht! . . .

— Mutter, ſagte Béla in wehmüthigem Tone; jetzt weiſt du es, was du wiſſen wollteſt, — aber deinen Sohn haſt du verloren.

Der Jäger in der Falle.

Als die ehrſame Dame ihren todtgeglaubten Sohn durch jene Thüre eintreten ſah, hinter welchen ſie den vermeintlichen Schänder ihrer Familie zu finden glabte, fuhr ſie erſchrocken zuſammen; anſtatt ſich an die Bruſt ihres Sohnes zu werfen, anſtatt ihm unter tauſend Küſſen Vorwürfe darüber zu machen, weßhalb er ſie ſo lange in troſtloſer Ungewißheit gelaſſen, wendete ſie ſich plötzlich um und ergriff mit krampfhafter Stärke des jähen Schreckens die Hand Fertöy's, welcher hinter ihr geſtanden war.

— Vetter, mein lieber Vetter! Hören Sie und ſehen Sie nichts. Ich flehe Sie bei der Barmherzigkeit Gottes an, verrathen Sie nicht, was Sie hier geſehen! Nicht wahr Sie glauben an Gott? Nicht wahr Sie ſind ein ehrlicher Menſch? Geben Sie ihr Ehrenwort, daß Sie alles geheim halten werden? Sie geben mir es? . . .

Fertöy betrachtete Judith mit ſchadenfrohem Lächeln, die arme Frau ſtand noch immer vor der Thüre um ihren Gatten am Heraustreten zu verhindern.

Die alte Frau Lávay weinte, ſchluchzte und drückte krampfhaft die Hände Fertöy's.

— Sie waren ja, mein Herr, Schuld daran, daß ich hieher gekommen; . . . warum that ich es? Welcher Dämon brachte mich hieher? Man hatte es mir noch zu Hauſe profezeit, daß mich hiefür Gott ſtrafen wird, mit meiner eigenen Hand. . . . . Weßhalb ſagten Sie mir, daß meine Schwiegertochter ein ehrloſes Weib iſt? Weßhalb verſchaften Sie mir einen Paß? . . . War das nicht eine Falle?

— So laſſen Sie mich doch, Madame! rief Fertöy ungeduldig.

— O, ich laſſe Sie nicht, bis ich Ihr Schweigen erkaufe; denn ich ſehe es jetzt, daß ſie ein böſer Menſch ſind. Böſe Menſchen brauchen Geld. Hier ſchenke ich Ihnen was ich meiner Judith geben wollte! nur zeigen Sie meinen Sohn nicht an. Sehen Sie her, wie ich im Staube vor Ihnen liege und Sie anflehe, meinen Sohn zu ſchonen und mich nicht der tödtlichen Verzweiflung preis zu geben.

Das bejammernswerthe Weib fiel wirtlich zu den Füßen Fertöy's und umfaßte ſchluchzend dieſelben, während der Ehrenmann mit triumphirenden Lächeln auf Judith hinüber blickte.

Judith fühlte durch das herausfordernde Lächeln gereizt, alle Spannkraft ihrer Seele zurückkehren.

— Béla! sprach sie mit fester Stimme, gehe hin, hebe deine Mutter von den Füßen dieses Mannes empor, und küsse sie .... Sie hat deine Ehre vertheidigt, und that recht daran. ....

Dann wandte sie sich an Fertöy:

— Und Sie sehr geehrter Herr, nachdem Sie sich so eifrig unserer Familienangelegenheiten annahmen, sollen erfahren, daß Béla vor jeder persönlichen Gefahr sehr gut geschützt ist; er ist einer der Komorner Kapitulanten, hier ist sein Geleitschein, welchen er damals erhielt. Wollen Sie sich daher jeder Sorge für meinen Gatten entschlagen.

Als Judith den Geleitschein vorzeigte, hatten sich die Blicke der Drei mit verschiedenen Ausdrücken auf sie gerichtet.

Das bleiche Gesicht Fertöy's schien vor Wuth zu erstarren. Auf welche Weise mochte dieses Weib in den Besitz eines Geleitscheines gelangt sein?

Das Auge Béla's heftete an jener schmalen Narbe, welche Judith auf der Stirne trug und nach deren Ursache er bisher vergebens geforscht, diese Narbe schien ihm in einem Momente eine lange Geschichte zu erzählen. Es war dieß ein Monat, wo wir auf einen Augenblick einschlummern, die Ereignisse eines ganzen Tages hindurch träumen.

Die alte Lávay aber rutſchte auf ihren Knien zu Judith, und ſuchte mit ihren thränen befeuchteten Augen auf dem Papiere nach dem Namen ihres Sohnes; als ſie dieſen entzifferte, ergriff ſie die Hand Judith's, ſie, die alte Frau, die Mutter, die Hand ihrer Tochter und bedeckte ſie mit heißen Küſſen.

Judith verſuchte es, ihre Hand zurückzuziehen; die Alte hatte aber eine eiſerne Kraft in ihren täglich arbeitenden Händen.

— Das hat mir ein alter Mann profezeit, ſtammelte Frau Lávay, daß ich einſt vor meiner Schwiegertochter knien und ihr die Händen küſſen werde. Die Profezeiung iſt in Erfüllung gegangen, und es iſt ſehr gut, daß es ſo geſchehen.

Judith hob ſanft ihre Schwiegermutter empor.

— Kommen Sie mit mir, Mutter, in das Nebenzimmer. Das Uebrige wird Béla ſchon mit dieſem Herrn abmachen.

Die alte Frau ſah Béla an, als wollte ſie fragen: ob er ihrer Hilfe nicht bedürfe? .... Sie wäre ja im Stande geweſen, dieſen Menſchen zu zerfleiſchen, gleich einer wüthenden Löwin.

Die ruhige, erhabene Haltung ihres Sohnes flösste ihr die Zuverſicht ein, daß dieſer Mann keiner Unterſtützung bedürfe.

— Kommen Sie, Mutter, folgen Sie mir ins andere Zimmer, mahnte Judith ſanft; da drinnen iſt ja der Andere.

Der Andere!

Das Wort riß die Alte mit ſich fort. Großmütter pflegen ja ihre kleinen Enkeln ſo außerordentlich lieb zu haben.

Dieſer Andere! . . . .

Im nächſten Augenblicke kniete ſie bereits vor der Wiege jenes ſtummen, kleinen Geſchöpfes, welches noch den Engeln am Nächſten und am entfernteſten vom Menſchen ſteht; bei der Wiege jenes unſchuldigen Geſchöpfes, welches ſie geſtern noch an die Wand zu ſchleidern drohte, und welches ſie jetzt mit ihren Küſſen, mit ihren Liebkoſungen überhäuft. . . . .

Draußen wechſelten ernſte Männer ſchwere Worte mit einander; hier lachten glücklichen Frauen vor Freude und überirdiſcher Liebe. Der kleine, ſtumme Mann in der Wiege ſah ernſt in die Welt hinein, als würde er über die Dinge, die um ihn geſchehen, Gericht halten müſſen. . . . .

Fertöy blieb mit Béla allein. Béla dankte nun ſeinem guten Geiſte, daß er vor Judith bisher verſchwiegen, was in der Orangerie des Fürſten Wolozoff zwiſchen ihm und Fertöy vorgegangen; hätte Judith Kenntniß davon gehabt, ſie hätte ihn nicht allein mit dem ungebetenen Gaſt gelaſſen.

— Mein Herr — begann Béla, ſo nahe an ſeinem Feind herantretend, daß er ganz leiſe mit ihm ſprechen konnte — es ſcheint, daß Sie ſich mit aller Gewalt mir gegenüber ſtellen wollten; nun hier haben Sie mich.

Fertöy, welcher nach der erſten Ueberraſchung alle ſeine Pläne, die er ſo fein geſchmiedet zu haben glaubte, verwarf, beeilte ſich, ſeine Selbſtherrſchung wieder zu erlangen, und erwiederte mit voller Höflichkeit:

— In der That wünſchte ich ſehr mit Ihnen zuſammen zu treffen.

— Was ich auch ganz natürlich finde. Es gibt Beleidigungen, für welche ich Denjenigen, der ſie mir zufügt, ſelbſt in der Stille eines Kloſters aufſuchen, ihn von der Wiege ſeines Kindes, aus der Umarmung ſeiner Gattin, vom Altare, wo er betet, reißen würde, — um mich mit ihm auf Leben und Todt zu ſchlagen; werde ich verwundet, ſo ſuchte ich ihn nach meiner Geneſung abermals auf und ſchlag mich ſo lange, bis nicht Einer von uns auf dem Wahlplatze bleibt.

— Ich erſinne mich nicht, Ihnen eine ſolche Beleidigung zugefügt zu haben, beeilte ſich Fertöy mit ſüßlicker Bitterkeit einzufallen.

— Sie mir nicht, wohl aber ich Ihnen. Und dieſe Beleidigung rechtfertigt in meinen Augen Ihr Beſtreben, den Beleidiger um jeden Preis, ſelbſt um

den des guten Rufes ſeiner Gattin, zur Genugthuung zu zwingen.

— Sie ſprechen in Räthſeln, lieber Vetter; Sie ſollten mich beleidigt haben?

Béla verſtummte vor Staunen. Auf ſolche Vergeſſlichkeit hatte er unter der Sonne nicht gerechnet. Er ſchlägt einen Menſchen, welcher ſeine Gattin läſtert, in der Aufwallung der Leidenſchaft ins Geſicht und dieſer Menſch will von der Beleidigung nichts wiſſen. Er wäre beinahe verſucht geweſen, die Identität dieſer Perſon zu bezweifeln. Er verſuchte es, dem Gedächtniße ſeines Gegners zur Hilfe zu kommen.

— Erinnern Sie ſich nicht jener Szene in der Orangerie des Fürſten Wolozoff, als er Ihnen ſeine Blumen zeigte? . . .

— Es ſchwebt mir ſo etwas vor. Doch geſchah ſeither ſehr viel, was mir manches aus dem Gedächtniß ſchlug.

— Betrachten ſie mich gut. Erinnern Sie ſich nicht mehr jenes Gärtners.

— Wohl erinnere ich mich. Es war ein gelernter und geſcheidter deutſcher Burſche. An ſeine Züge habe ich mich jedoch wenig gekümmert.

— Und Sie kamen doch mit ihm einſt in ſehr nahe Berührung.

— Ich? . . . . daran erinnere ich mich nicht.

— Beim Aquarium, in welchem der Lotus blühte.

— Ach ja wohl. Der arme Teufel rappelte manchmal; in einen Anfalle ſtieß er mich einſt zwiſchen die Blumen und lief davon; ſpäter hatte man ihn eingebracht, der Herzog gab ihn in einer Heilanſtalt, wo er ſo viel ich weiß, ſeinem Uebel erlag.

— Das wiſſen Sie ſchlecht; dieſer Gärtner bin ich.

— Können Sie das auch beweiſen?

Béla mußte ſtark an ſich halten, um nicht zu vergeſſen, daß er in ſeiner Wohnung ſei. So viel Dreiſtigkeit machte ihn ganz verwirrt.

— Ich, der Beleidiger, ſoll es beweiſen, daß ich Sie beleidigt habe?

— Natürlich. Da weder ich, noch die Welt Etwas davon weiß. Ihre Behauptung könnte nur ein einziger Zeuge, der den Zuſammenhang verſteht, erhärten; doch dieſer Zeuge wird ſchweigen, denn es iſt mein Weib.

— Ach! Sie wiſſen alſo dennoch, wovon die Rede iſt? ſagte Béla mit blitzenden Augen.

— Laſſen wir das, lieber Vetter, Sie ſind noch ein junger Mann und nehmen die Dinge nach Ihrer Anſchauung. Sie wollen mir begreiflich machen, daß Sie mich beleidigt hätten, und nun zu einer Genugthuung bereit ſind; daß wir uns auf fünf Schritte ſchießen können; ich möge meine Se-

kundanten ſenden; dieſe mögen Ort und Zeit beſtimmen; doch hat das für mich gar keinen reelen Grund. Ein Schlag, welchen ein Bauer, ein untergeordneter Diener, einem Kavalier verſetzt, kann keine Beleidigung, wohl aber eine ſträfliche That bilden; deßhalb pflegt die feine Welt keine Genugthuung zu verlangen. Daß aber Sie jener Bauer, jener halbverrückte Diener waren, weiß auf der Welt nur ein einziges Weib, welches aber ſo zu ſchweigen, als Märchen zu erzählen weiß. Dieſes Weib hat zwei Urſachen zu ſchweigen; die erſte Urſache bin ich — die zweite Sie.

— Ich.

— Ja Sie. Ich könnte Ihnen mehr noch über dieſen Gegenſtand erzählen, als Sie vermuthen. Glauben Sie mir, das Laub des Rhododendrons iſt nicht ſo dicht, daß man nicht durchblicken könnte! Ob ſich wohl der Gärtnerburſche jenes Schußes erinnert, welcher ein ſchönes Weib aus ſeiner Umarmung aufgeſcheucht hatte.

— Mein Herr! . . .

— Worauf dann die ſchöne Frau dem eintretenden Gatten folgendes ſagte: Ich bin ſo erſchrocken, daß wenn Jemand außer dem Gärtner noch hier geweſen wäre, ich demſelben in die Arme geſunken wäre.

— Aber mein Herr,

— Bitte. Sprechen wir nicht ſo laut. Bedenken Sie, daß ihre Frau im anſtoßenden Zimmer iſt, und das die Erregung den Damen in ſolchen phyſiſchen Zuſtänden ſehr ſchaden kann.

Das Wild, welches bereits die Oberhand hatte, begann zu fühlen, daß der Jäger abermals eine neue Waffe zog.

— Sie wollen ihre Gattin mit mir verdächtigen? fragte Béla in gedämpften Tone.

— Nicht wahr? Es iſt beſſer, wenn wir leiſe ſprechen.

— Ich weiß es nicht, wohin ſie zielen.

— Na, dieſes Wort haben Sie von mir gelernt, jetzt iſt es an Ihnen zu ſagen: „ich verſtehe nicht, von was die Rede iſt?“ — O ich weiß es recht gut, welch Verhältniß zwiſchen Ihnen und meiner Gattin herrſchte, bevor ich ſo glücklich geweſen, ihr meinen Namen zu geben. Es war mir auch kein Geheimniß, was dieſes Weib ſo oft und mit ſolcher Gewalt nach dem Landhauſe des Fürſten Wolozoff zog, das Weib pflegte ſich gerne von der Geſellſchaft zu trennen, und fühlte ſich im Garten am behaglichſten.

Béla vermochte hierauf nichts zu erwiedern.

— Dieſe Frau hatte in Ihrem Intereſſe lebhaften Briefwechſel mit ihren Freundinen unterhal-

ten, ſie wollte Sie ins Ausland entwiſchen laſſen, — zur ſelben Zeit bereitete ſie ſich zur Reiſe in's Bad vor — natürlich auch ins Ausland. — Alles dieſes war mir recht gut bekannt.

Béla begann zu begreifen, daß in dieſem Märchen der ganze Schein für ſeinen Gegner ſprach.

— Lieber Vetter, was ich damals that, war nichts Anderes als die Vertheidigung eines in ſeiner Ehre bedrohten Gatten. Ein jeder vetheidigt ſich, wie er es eben kann. Sehen Sie, ich weiß es rechtgut, daß es Fälle gibt, wo man derart vor die Augen der Welt gedrängt wird, daß nur eine Rettung möglich: der Rückſprung über das Grab, oder in das Grab — und dieß iſt das Duell. Ich glaube kaum, daß ſich auch nur Einer gern ſchlägt. Solche dumme Leute gibt es aber noch weniger, die ſich wegen eines Geheimnißes ſchlagen, um die verborgene Schande an's Tageslicht zu ſtellen.... Was habe ich nun gegen Sie thun können? .... Ich mußte Sie eiferſüchtig auf Ihre eigene Frau machen. Durch die Bemerkungen, die ich in der Orangerie fallen ließ, gelang mir dieß vollkommen. Den Stoß, der mich ins Aquarium ſchleuderte, betrachte ich als den Erfolg, ... denn Sie kamen ſchnurſtracks nach Hauſe zu Ihrer Frau. Mehr wollte ich nicht, und ſo viel zu verlangeu, hatte ich das Recht wegen meiner eigenen Frau.

Béla ſchlug die Hände zuſammen. Vielleicht hatte er der geſchickt improviſirten Komödie gugeklatſcht.

— Am demſelben Tage, als Sie nach Hauſe kamen, erfuhr ich es bereits, daß Sie ihre Gattin verborgen. Ich verrieth das Geheimniß Niemanden, ich ließ Sie ruhig Ihr Verſteckens weiter ſpielen, wozu Sie übrigens gar keine Urſache hatten. Denn weßhalben verbargen Sie ſich? Stand Ihr Name auf der Liſte Derjenigen, welche vor das Kriegsgericht beſchieden wurden? Nein!... Sie hätten wann immer vor die Welt treten können, wie hundert Andere. die mehr gravirt ſind als Sie, frei herum gehen, trotzdem, daß ſie heute noch hundertmal denunzirt werden, die Behörden ſcheren ſich nicht mehr darum. Ich wußte es recht gut, daß Sie ſich ohne Urſache verbergen, aber ich muß es aufrichtig geſtehen, es war mir dieß eine angenehme Genugthuung, daß Sie ſich ſelbſt für Monate Hausarreſt gaben und ſich nicht von der Seite Ihrer Frau rührten. Das war für mich, den Gatten, ſehr beruhigend.

— Deshalb nannten Sie meine Gattin vor meiner Mutter eine „Ehrloſe?"

— Ich habe gar nichts geſagt, weßhalb Sie mich zum Duell fordern könnten. Ich habe Ihrer ſehrgeehrten Mutter, nichts Anderes geſagt, als das Judith einen Sohn geboren habe. Konnte ich es den wiſſen,

daß Sie, ein ſo zarter Sohn, Ihre Mutter Jahre lang mit dem Gedanken an ihren Tod peinigen konnten; daß Judith vor der Welt die Rolle einer Wittwe ſpielte, das hatte noch einen Sinn, daß Sie aber vor Ihrer eigenen Mutter die Wirklichkeit verheimlichten, daß Sie ſie in wirklicher Trauer herumgehen ließen, daran konnte ich nicht glauben.

Dieſer Vorwurf ſchmerzte Béla umſomehr, als es eine ſtrafende Wahrheit von den Lippen eines Lügners geweſen.

— Mein Herr laſſen Sie mein Privatleben unbehelligt. Was Sie mir da erzählten, ſind grundloſe Lappalien. Sie ſind nicht deßhalb hieher gekommen, Sie hatten eine andere Urſache mich ans Tageslicht zu ziehen; ſagen Sie mir dieſe Urſache?

— Sie haben recht, theurer Vetter; ich habe Sie ſehnſüchtig geſucht, ich wollte Sie um jeden Preis auffinden. Ich war es, welcher dieſe ein wenig unangenehme Szene hervorrief, um Sie aus dem Verſtecke zu locken, denn ich habe ein ſehr wichtiges Wort mit Ihnen zu ſprechen, welches zu erwägen ſo wohl in Ihrem als in meinem Intereſſe liegt.

— Ich höre Sie.

— Nun, wir haben einen Prozeß vor dem Gerichte.

— Bisher war es nur Ihr Prozeß; wir haben uns nicht viel um die Sache gekümmert. Sie

konnten darin thun, was Sie wollten. Da wir aber nun ein Söhnlein haben, iſt der Prozeß ſeinetwegen auch unſer. . . . Von nun an werde ich den Prozeß führen, weil es Jemanden gibt, für wem. . . .

— Ich kam um Ihnen einen Ausgleich anzubieten.

— Mir? Einen Ausgleich? ſagte Béla bitter. Sollten Ihre Chancen ſo ſchlecht ſtehen?

— Durchaus nicht.

— Demnach wollen Sie den Ausgleich aus rein verwandſchaftlicher Liebe?

— Nein. Trotzdem die Ironie nicht ganz am Platze wäre, das Ganze iſt eine trockene Geſchäftsſache, den Prozeß werde ganz gewiß ich gewinnen.

— Werden Sie bis zum Schlußtermin das Original des Teſtamentes vorweiſen können?

— Ich werde es vorweiſen.

— Wenn Sie dies könnten, würden Sie mir keinen Ausgleich anbieten.

— Und dennoch werde ich's verſuchen. Seien wir aber deshalb immerhin böſe. Betrachten wir uns nicht als Verwandte. Glauben Sie alles Schlechte von mir, was böſe Zungen über mich ausgeſtreut; hören Sie aber trotzdem meinen Vorſchlag an. Ich biete Ihnen ein Drittheil des ſtreitigen Vermögens.

— Woher dieſe Großmuth? Sie wollen auf ein Drittel deſſen verzichten, was Sie ganz beſitzen könnten? Und warum zwei Drtttheile behalten, wenn Sie das Ganze doch haben können?

— Das iſt die Frage eines Advocaten. Ich will ſie Ihnen beantworten, und Sie ſollen einſehen, daß es kein „Schwindel," ſondern ein ſehr reelles Geſchäft iſt. Wollten Sie mir nicht erlauben, daß ich mich ſetze? Sonſt bin ich immer der Meinung, als wollten Sie mir die Thüre weiſen.

Auch Béla war dieſer Meinung. Aber er hatte den Fehler, ein gar zu guter Junge zu ſein; wie oft hatte er ſich vorgenommen, recht grob zu ſein und wenn es darauf ankam, fand er keine Worte dazu.

— Ich bitte Platz zu nehmen.

— Alſo, lieber Vetter, die Sache ſteht eigentlich folgendermaßen: das Teſtament iſt wirklich vorhanden. Ich ſelbſt habe es geſehen und mich überzeugt, daß es dasſelbe iſt, welches ich unterſchrieben. — Aber — es befindet ſich nicht in meinen Händen. — Derjenige, welcher das Document beſitzt, iſt ein ſehr Pfiffiger, ein ſehr geſchickter Menſch. Der will nun das Document nur gegen die Hälfte des ſtreitigen Vermögens herausgeben. Sie ſind Advokat, Sie laſſen mit ſich ſprechen. Sie werden früher meinen Antrag anhören, und dann erſt Ihre Kritik ausſprechen, mit Judith ſteht es nicht ſo.

Sie ſchickt die Briefe unerbrochen zurück; ſie läßt ſich in kein Geſpräch ein, ſie ſagt „nein", bevor ſie wußte worauf; deshalb muß ich mich an Sie wenden. Die Sache ſteht nun in Bezug auf mich ſo: entweder überlaſſe ich die Hälfte des Vermögens an denjenigen, welcher das Document beſitzt, oder ich vergleiche mich mit Ihnen gegen ein Drittheil des Erbtheils. Die Zahlen ſprechen, weshalb ich den Vergleich wählte. Zwei Drittheil ſind mehr als ein Halbes . . . Für Sie ſteht es ſo: Wenn ich mir das Document verſchaffe, ſo verlieren Sie das ganze ſtreitige Vermögen; wenn Sie ſich mit mir ausgleichen, gewinnen Sie das Drittheil. Was ſagen Sie dazu, Vetter? . . .

Béla machte mit kurzen Worten der Verhandlung ein Ende.

— Mein Herr, ich bin es gewohnt, keines Ihrer Worte zu glauben. Was Sie mir da ſagten, iſt alles eitle Lüge. Ich erſuche Sie nun mich nicht aufzuhalten, denn ich will zu meiner Mutter.

— Gut, lieber Vetter. Es iſt nichts zwiſchen uns verdorben; wenn Sie ſich überzeugt haben, daß etwas nur von meinen Worten wahr geweſen, ſo werden wir den weggeworfenen Faden wieder aufnehmen können. Ich empfehle mich. . . .

Béla grüßte ſtumm, und ließ ihn gehen.

Dann eilte er in das nunmehr offene Familienparadies, wo ſo glückliche, ſo liebende Herzen

ſeiner harrten; Mutter, Gattin und Kind!

— — — — — — — — — —

Fertöy aber ſchrieb an dieſem Tage jenen gewißen Brief, den Bärſing zu dem bewußten Zwecke benützte.

Politiſche Moden.

Die politiſchen Moden, gleichen auf ein Haar anderen Moden. So lange ſie noch neu ſind, ſo lange ſie noch glänzen, trägt, bewundert ſie die ganze Welt; wenn ſie aber abzunützen beginnen, wandern ſie auf den Tandlmarkt. Einige verſpätete Menſchen tragen ſie noch, dieſe werden dann angeſtaunt, doch auch dieſe legen ſie dann ab, wenn ſie ſehen, daß ſie allein geblieben.

Ich habe ſchon Exzellenzherrn mit Kalabreſerhüten und ungeheuren Federn geſehen, wie man ſie nicht ſchöner wünſchen konnte, und ſah Vollblut-Flamingos, die gar keinen Hut auf dem Kopfe hatten.

Natürlich werden ſich Wenige mehr daran erinnern, weßhalb man zu einer Zeit Diejenigen, welche rothe Federn trugen. Flamingos nannte.

Nun, das iſt vorüber. Es kam etwas Anderes. Mode bleibt Mode. Einmal iſt es Mode daß die

Patriotinen Charpie zupfen, ein anderes Mal wieder, daß ſie aus einer Tanzunterhaltung in die andere ſtürmen. Heute trägt man die Porträts großer Helden oder Redner in den Knöpfen, Armbändern und an den Stockgriffen. Morgen kommt eine Tänzerin, Sängerin oder Kunſtreiterin an die Reihe. Es giebt ſenſible Naturen, die im erſten Falle mit ſchmeichelnden Diatriben den begeiſterten Publicum an den Leib gehen, im zweiten aber dasſelbe mit beißenden Satyren geißeln; der nüchterne Philoſoph nimmt die Dinge, wie ſie ſind. Mode iſt eben Mode; ſie nützt ſich ab, es folgt eine andere, vielleicht noch komiſchere, iſt aber jedenfalls neu.

Nicht nur der Rock, die Chalup, die Krinoline unterligen der Mode, ſondern auch wir ſterbliche Menſchen.

Heute donnern uns begeiſterte „Eljens" zu; nach einem Jahre fragt man: „Lebſt du denn noch immer?" Heute ſchlägt man Einem die Fenſter ein; nach einem Jahre klopfen dieſelben Leute ganz unterthänig an ſeine Thüre.

Ich glaube in keine poetiſche Extrawaganz verfallen zu ſein, denn ich ſagte nicht heute und morgen; ich ließ ein ganzes Jahr zu, was eine ziemlich hübſche Zeit iſt.

Es gibt aber Menſchen ſehr glücklicher Natur, die ſich ſtets in der Mode zu erhalten wiſſen, und

das ist ein großer Vortheil des Menschen über die Kleider.

Es gibt nüchterne, weise denkende Männer, die nicht auf den Trödlermarkt kommen.

Herr Bärsing z. B. war seiner Zeit ein so guter Flamingo, wie es nur einen gab; er nahm die Trikoloren, Kokarden zu dutzenden von den Patriotinen, schrieb Schlachtenlieder, von denen man in unsern friedlichen Tagen schier das Fieber bekommen möchte, um anderer größerer Dinge gar nicht Erwähnung zu thun. Wer würde ihm aber deß halb Vorwürfe machen? Es war damals so die Mode.

Jetzt ist er ein vollkommener Doktor der Rechte, hat eine ausgedehnte Bekanntschaft und ein ganzes Heer von Klienten; daß er diese meistens im Thorgange des Wechselgerichtes angeworben, wollen wir nur nebenbei erwähnen.

Dabei ist er ein ausgezeichneter und hervorragender Mann; auf der Gasse spricht er stets laut, ruft von zehn Leuten, denen er auf der Gasse begegnet, neun beim Namen und Titel an; mit sechsen wechselt er einen Händedruck, vieren winkt er blos mit der Hand, ohne den Hut zu lüften. Im Theater führt er den Ton, kommandirt die Claque, läßt nach Belieben die Schauspieler hervorrufen, und wenn man gegen seinen Willen applaudirt, blickt er

mit zornig zuſammengezogenen Augenbraunen auf die unwiſſenden Provinzler, die ſich dann beſchämt zurückziehen.

Bärſing dutzt alle neugebackenen Zelebritäten; er iſt bei allen ämtlichen Sommitäten zu Hauſe und pflegt bei ihnen zu tafeln.

Seine Jugendfreunde pflegt er mit wahrer Protektormine zu empfangen. Die Dichter aus dem Café Pilwax grüßt er mit den Worten „Servus.“ Es iſt ihm nur zu gut bekannt, daß es viele Leute gibt, denen er unausſtehlich iſt. Begegnet er ſolchen auf der Gaſſe, ſo drückt er ihnen, bevor ſie es gewahren konnten, freundſchaftlich die Hände, und erkundigt ſich nach ihrem werthen Befinden. Und es gibt keinen Menſchen, der den Muth hätte zu ſagen; „Was geht Sie mein Befinden an?“ Im Gegentheil findet das lärmende Individuum immer eine Begleitung, einen Haufen junger Leute, die im Bewußtſein ihrer Jugend darin Beruhignng finden, daß ſie noch Zeit haben: Charakter zu entwickeln; ſtets bereite Zechbrüder, die nur darauf ſehen, ob einer ein fideler Kumpan ſei; der öffentliche Charakter iſt Nebenſache; jung gealterte, verſchrumpfte Genies, die Träume ihrer Jugend als Verirrungen anerkennen, zu kaltblütigen Kosmopoliten geworden, und ſchließlich ein Haufe erbärmlicher Menſchen, die nicht gewohnt ſind mit dem eigenen Kopfe zu denken, ſondern

der Mode huldigen, wie man ſie eben fertig im Kaufladen bekommt.

Es gibt natürlich auch Leute, welche der Gaſſenmode nicht huldigen, die bei dem geblieben ſind, was ſie einmal für ſchön und gut hielten, nur daß dieſe ſich in ihre Neſter zurückzogen, zu Hauſe ſitzen, in der Wahl ihrer Freunde ſehr vorſichtig ſind, und wenig Lebenszeichen von ſich geben.

Freilich nent man dieſe Menſchen die Eulen.

Dieſe wollen es nicht einſehen, daß ſich die Welt ändert, weil ſie ſich eben ändern muß; daß es keine Apoſtaſie iſt, wenn man ein neues Kleid anzieht, ſondern ein bloßes Umſchlagen der Meinung in's Beſſere, ſo daß man dasjenige, was geſtern für klug galt, heute als Narrheit betrachtet, und was geſtern unmöglich ſchien, man heute für ganz möglich hält.

Zu dieſen Eulen zählt auch Béla Lávay. In ſeiner Eigenſchaft als Advokat, ging er ſeinen Dienſtlichen verrichtungen nach, verkehrt mit Allen, mit denen er Vermöge ſeines Berufes verkehren mußte, er ſprach aber nur ſo viel, als unumgänglich nothwendig war, und begann erſt dann wirklich zu leben, wenn er in ſeinem engen Familienkreis, welchen ſeine Mutter, Gattin und Kind bildete, und zu welchem ſich manchmal Melchior geſellte, heimkehren konnte.

Hier war ein Jeder wieder der alte Menſch.

Die gute alte Frau war unerſchöpflich in der Erzählung der Trübſale der verfloſſenen Jahre.

Sie trug noch immer jene braune Jacke, in welche Raketenfunken zwei Löcher gebrannt hattten.

Dann ſuchte Sie Béla zum Erzählen zu bewegen, wo er herumgeirrt, was er ausgeſtanden, welchen Gefahren er während ſeiner Flucht ausgeſetzt geweſen?

Béla ſprach ungerne davon; er hätte es auch nie vorgebracht, wie er zu ſeiner ſcheintodten Gattin zurückgekehrt, wenn Melchior nicht das Geheimniß der Narbe auf der Stirne Judith's verrathen hätte, da erſt begann es der alten Frau klar zu werden, worauf der mürriſche Veteran hingezielt, welcher Judith in den Kleidern ihres Mannes erkannt hatte.

— Haſt du viel Hunger, Kälte, Müdigkeit erdulden müſſen? frug ſie ihren Sohn.

Béla hatte zu viel Zartgefühl, um die Frauen mit der Beſchreibung ſeiner Leiden zu betrüben.

— Hatte keine Gefahren zu beſtehen. War Gärtner bei einer Herrſchaft, wo es mir gut ging. Als ich mein Wiſſen verwerthen konnte, gab mir die Gärtnerei, welche ich von meinem guten Vater zur Unterhaltung gelernt, Brot und Obdach.

Damit wandte er ſich an ſein Söhnlein in der Wiege und flüſterte dem Schlummerden Worte bitterer Zärtlichkeit zu.

— Ja, ja mein Herzenskind, wenn du einmal groß wirſt, will ich dich zum Handwerker erziehen; fürchte nichts, ſollſt kein Gelehrter werden, wie dein Vater, noch zum Theater gehen, wie deine Mutter, ſondern mit den Händen arbeiten und glücklich dabei ſein.

Judith, welche an der Wiege ihres Kindes ſaß und an einem Theaterkoſtüme nähte, blickte ihren Gatten mit den großen dunklen Augen an.

— Wenn auch wir zuſammen brechen, wer ſoll dann ſtehen bleiben? Eben deshalb, weil die Wiſſenſchaft ein Leiden, weil die Kunſt das Elend iſt; eben deßhalb, weil du und ich beides durchgefühlt haben, ſteht es uns an, zu ſagen: harre aus, bleibe treu, dulde, kämpfe für jene Idee, für welche dein Vater und deine Mutter gekämpft, gelitten; ſetze fort, was dieſe nicht beenden konnten, werde ein Künſtler, ein Dichter, ein Gelehrter.

Béla erhob ſich und küßte die Stirne ſeiner Gattin.

— Weib wie groß iſt dein Glaube.

— Wäre ich nur ein Mann.

— Es iſt war, du wäreſt ein beſſerer Mann als ich, aber nie gehörteſt du dieſer Welt an. Du

wäreſt für einen Mann ebendas, was einſt Pußtaft geweſen. Könnte er wenn er noch lebte, heute und zwiſchen dieſen Menſchen auf der Erde wandeln? Am erſten Tage würde er Jemanden tödten, oder Jemand ihn.

— Hier iſt von keinem Menſchenmorde die Rede, ſondern davon, daß „der Mann ein Mann ſein ſoll," man kann es euch nicht genug in die Ohren ſchreien: Ihr ſeid ſchlechter, als die Frauen; jeder Schmeichler findet bei euch Gehör.

— Unſer Beruf zwingt uns, mit der Welt in Berührung zu kommen.

— Aber nicht mit aller Welt Freundſchaft zu ſchließen.

— Thue ich das?

— Freilich thuſt du es. Wenn ich mit dir an deinem Arme durch die Straßen gehe, muß ich dich nicht alle Augenblicke ermahnen, den Gruß dieſes oder jenes Menſchen nicht zu erwiedern. Ich grüße Niemanden, den ich verabſcheue.

— Ich grüße auch nur aus Artigkeit. Das Hutlüften verpflichtet mich zu nichts.

— Ja wohl verpflichtet es. — Heute erwiderſt du den Gruß, morgen redet er dich an, übermorgen macht er dir einen Beſuch und du empfängſt ihn; findeſt, daß er ein ſehr angenehmer Mann ſei, und eines ſchönen Tages biſt du ſein Freund.

Was dieſe Frau ſagte, war die erſchöpfendſte Kritik der politiſchen Mode. Wir ſind aber zu ſchwache, gute Leute. Wir ſchlagen uns gerne und bereitwillig, wir ſetzen aber die Gehäſſigkeiten nach dem Kampfe nicht fort. Bei uns gibt es keine „weiße und rothe Roſen;" keine Guelfen und Ghibellinen, die von Generationen zu Generationen den Kampf ihrer Väter fortſetzen; es gibt bei uns keine „Pecsovics" und „Kubinßky's" mehr, wir lieben einander ſo inniglich, daß wir ſelbſt jenem Kritikus zürnen, der einen kümmerlichen Reimſchmied herabreißt; iſt er doch auch Blut von unſerm Blute; auch ſein Schmerz ſtört uns das Bewußtſein, daß wir ſehr gute Menſchen ſeien. Und wer weiß es, ob das nicht unſere Tugend iſt. . . .

Béla biß ſich in die Lippen und ſchmollte mit ſeiner Frau wegen ihrer Worte.

— Jetzt zürneſt du? ſagte Judith, ihren Kopf ſanft auf Béla's Schulter lehnend.

— O nein — erwiderte Béla in bitterem Tone, du kennſt mich zu gut, als daß du glauben könnteſt, ich ſei der Menſch, der ſehr leicht Freundſchaften ſchließt.

— Das ſage ich nicht; aber daß du leicht vergibſt.

— Hätteſt noch dazu ſetzen ſollen; am fünften Tage beſuchſt Du ihn, am ſechſten trägſt Du ſeine Mode. Von mir iſt es ja zu erwarten.

Die alte Frau wollte die ſich aufſteigende Wolke welche den reinen Himmel des Glückes ihrer Kinder zu trieben drohte, verſcheuchen, und fiel in das Geſpräch ein, indem ſie natürlich ihrem Sohn Recht gab.

— Béla iſt kein ſchwankender Charakter. So kenne ich ihn von ſeiner Kindheit an, bin ich doch ſeine Mutter. Ach er war ſo ein ruhiges Kindlein, wie dieſes in der Wiege da, und als Mann ebenſo ſanft, wie ſein Vater. Wenn er auch nicht grob und zänkiſch geweſen, ſo war er doch ſtets Mann am Platz. Auch ſein ſeliger Vater hatte einen Feind, wie Bárſing; auch mir mißfiel es ebenſo, wie dir Judith, wenn ich ſah, daß er den Gruß ſeines Feindes erwiderte; doch meinte er, das Schickſal werde ihm ſchon Genugthuung geben, wozu ſollte er ſich ſelbſt nehmen? Und er hatte Recht.

— O liebe Mntter! fiel Judith mit von Erregtheit gerötheten Wangen ein, wenn dieſer Menſch „nur“ Béla's Feind wäre, und man das zu vergeſſen hätte; wenn es keine andere trennende Kluft zwiſchen Beiden gäbe, würde ich nicht darnach fragen, ob er mit ihm abgerechnet, ob er die Schuld beglichen. Bedenken Sie aber, daß dieſer Menſch die Namen Derjenigen in den Koth herabzog, die alles gethan und alles verloren hatten und die er jetzt, da er obenauf ſchwimmt, als ſchwärmeriſche Narren

verlacht. Damals waren Leute ſeines Schlages die ruhmreichen Helden des Tages, und Männer, wie Béla, die Landesverräther; jetzt iſt er der Kluge und Béla der Narr. Und das iſt die unermeßliche Kluft zwiſchen uns! . . .

Dieſe Worte Judith's brachten auch die alte Frau in Erregung.

— Habe ich je geglaubt, daß Béla mit dieſem Menſchen noch ein Wort wechſeln könne. Mit jedem Anderen eher, mit dieſem nie.

— Und doch werde ich noch viele Worte mit ihm zu wechſeln haben, fiel Béla ein, ſich von ſeinem Sitze erhebend.

Die beiden Frauen ſtaunten ihn an.

— Das werdet Ihr lange Zeit nicht verſtehen, einſt aber ſoll es Euch klar werden; bis dahin will ich die Laſt Eurer Verachtung geduldig tragen. Möget Ihr bis dahin glauben, ich ſei Advokat, der keine Empfindeleien kennt.

Da trat das Dienſtbote ins Zimmer und meldete, es warte ein Herr draußen, der ſeine Karte ſchickte.

Béla beſah die Karte, und legte ſie auf den Tiſch ſeiner Gattin. Judith warf einen Seiten Blick auf das Billet, worauf der Name Bárſing ſtand, und heftete dann einen anderen Blick auf ihren

Gatten. Béla fand es für angezeigt, die Karte vom Tiſche zu nehmen und in die Taſche zu ſchieben.

— Ich komme gleich; führe den Herrn einſtweilen in mein Arbeitzimmer.

Damit folgte er dem Dienſtboten, ohne weder ſeine Gattin, noch ſeine Mutter anzuſehen.

Seit dieſem Momente herrſchte im Kreiſe der Familie eine peinliche Geſpanntheit, gleich wie im Sommer, wenn die Luft mit Dünſten geſchwängert iſt und der Himmel ſich nicht umwölken und auch nicht ausheitern kann. Man ſchmachtet völlig nach einem kleinen Gewitter.

Denn im Leben iſt es einmal ſo, daß die Liebe der beſten Frauen auch die beſte Pantoffelherrſchaft iſt.

Wenn die Frau für dich alles geopfert hat, ihren weltlichen Glanz, ihr Vermögen, ihre Bequemlichkeit, ihren Rang — kannſt du es ja vergeſſen, daß du ihr Schuldner biſt? — Als du verfolgt im Lande herumirrteſt, ſuchte ſie deine Spuren durch die Gefahren und Gräulen des Krieges; könnteſt du ſie jetzt verlaſſen um luſtiger Zechbrüder willen? Die Frau hatte die Rolle des Mannes übernommen, hatte wunderbarer Weiſe das Steuer deines Schickſalsſchiffes ergriffen, um es vor Schiffbruch zu retten; könnteſt du jetzt dieſe Hand los laſſen? Die Frau wachte ihre Nächte durch an deinem verborgenen Krankenlager, könnteſt du jetzt ihren Schlaf ſtö-

ren durch ein lärmendes Thürzuſchlagen, wenn du von nächtlicher Schwelgerei heimkehrſt? — Die Frau hat ſich von der Welt abgeſperrt, als ſie auch für Dich geſperrt war; jetzt als für Dich die Welt offen, könnteſt du ſie für die ganze Welt verlaſſen? . . . Vermag ein ganzes lachendes Paradis den trauernden Blick in ihrem Auge dir erſetzen?

O, eine liebende, eine leidende Frau iſt eine große Macht auf Erden.

Béla hatte ſich in ein an das Wunderbare grenzendes Unternehmen geſtürzt, als er es wagte, dieſer Großmacht Trotz zu bieten.

Niemand wird es bemerken, daß dies Judith Wehe thut; es gibt falſche Töne, welche nur ein an die Muſik gewöhntes Ohr wahrzunehmen vermag. Béla kannte dieſe Töne.

Wer weiß es, was noch das Ende dieſes Liedes ſein wird? . . .

Als Béla in ſei Arbeitszimmer trat, ſaß Herr Bárſing bereits auf dem Divan, gleich einen Türken, mit unterſchlagenen Füßen . . . Wenigſtens hatte er Béla die Mühe erſpart, ihm einen Sitz anzubieten.

Béla beeilte ſich das erſte Wort zu haben.

— Womit kann ich dienen mein Herr?

Das Wort Herr betonte er beſonders um dem vorzubeugen, daß er von ſeinem Beſuche mit „Du" angeredet werde.

— Ach! guten Tag, Béla — mein Herr, wollte ich ſagen: ergebenſter Diener! Wir haben uns zwar einſt geduzt, doch wenn es Ihnen, mein Herr, ſo beſſer gefällt, will ich nicht zudringlich ſein und mich auf alte Beziehungen berufen. Werfen wir einen Schleier auf die Vergangegheit,

— Womit kann ich dienen?

— Es iſt mir übrigens auch lieber, wenn wir alle Sentimentalität bei Seite ſetzen — ſagte Bárſing auf die zweite trockene Interpelative — umſomehr, als die Angelegenheit, in der ich Sie ſprechen wollte, rein geſchäftlicher Natur iſt. Ein Anderer, ein Charlatan, würde zwar behaupten, daß es eine Art freundſchaftlichen Dienſtes ſei; doch will ich die Sache verſchönern, indem ich ein verteufelt aufrichtiger Burſche bin und die Schauſpiele nicht liebe; ... bin kein Poet, ha ha ha! .... bin kein Bühnendichter.

Béla erinnerte ſich hiebei jener ſchlechten Dramen, mit welchen dieſer würdige Mann einſt den Dichter Pußtafy gemartert hatte. Doch lag es nicht in Béla's Natur, ihm dieſes vorzuhalten.

— Gehen wir an die Sache, mein Herr, ſowohl ihre als meine Zeit iſt koſtbar.

— Sie haben Recht, — ſagte Bárſiug, ſeine große Schweizeruhr aus der Weſtentaſche ziehend,

und nachdem er das zifferblatt aufmerksam betrachtet, hielt er die Uhr an das Ohr und ließ sie schlagen, ob das Werk mit den Zeiger stimme . . . — Um elf Uhr muß ich zu Sr. Gnaden dem Vorstand gehen . . . . Also . . . . erlauben Sie mir indeß eine Zigarre anzuzünden?

— Nein; meine Frau duldet den Tabackrauch nicht.

— Ah — die gnädige Frau gebietet also auch in ihrem Arbeitszimmer?

— Ja wohl. — Sagen Sie mein Herr schnell, was Sie wünschen?

— Ich will Sie bezüglich jenes Testamentes sprechen.

— Ich bin bereits von Allem unterrichtet. Fertöy war hier und hat mir berichtet, daß das Testament vorhanden, aber nicht in seinen Händen sei. Derjenige welcher es besitzt, will es nur gegen die Hälfte des Substratumes herausgeben. . . .

Zu jedem dieser kurzen Sätze nickte Bársing mit dem Kopfe, als billige er Alles, was gesagt wurde.

— Ja, so ist's. Weiß Alles recht gut. Fertöy hatte klug berechnet, daß zwei Drittel mehr als die Hälfte seien, und machte ihnen seinen Vorschlag, bevor er mit dem Andern unterhandelte. . . . . Es ist ihm jedoch nicht gelungen. Um so besser. Nun schickt

mich jener Andere zu Ihnen; . . . Sie wiſſen, jener Andere, der auf gewiſſen Irrwegen in den Beſitz des Teſtamentes gelangte, und macht Ihnen durch mich dasſelbe Anerbieten, welches Ihnen Fertöy gemacht.

— Welches Anerbieten?

— Nun — „Gleich getheilt, weckt nicht Neid," ſagt ein altes Sprichwort. — Die Hälfte für die Hälfte. . . .

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Die Sache iſt doch ſo klar. Während Fertöy zögert, das Teſtament, nach welchem Sie in den Beſitz des Nachlaſſes Ihres Schwiegervaters gelangen könnten, gegen die Hälfte des Erbtheils von einem Anderen zu übernehmen, könnten Sie für denſelben Preis in den Beſitz des Documentes gelangen.

— Sind Sie etwa der Meinung, daß ich das Document, wenn es mir das Ungefähr in die Hände ſpielen ſollte, vernichten oder verbergen würde?

Bárſing wurde ſichtlich verwirrt. Er war auf dieſe Frage nicht gefaßt. Er hatte es, ſeiner Anſicht nach, mit einen närriſchen Menſchen zu thun, der im Stande wäre, aus eitlem Ehrgefühl ein Document, welches gegen ihn ſelbſt zeigt, den Händen des Richters zu überliefern, anſtatt es zu unterſchlagen.

— Das . . . ſtammelte er verlegen, könnte vielleicht ein Anderer thun; jener Gewiſſe, bei welchem es ſich jetzt befindet, könnte es ſchon in ſolchem Zuſtande in die Hände gelangen laſſen, daß es nicht mehr geleſen werden könnte.

— Und Sie glauben, daß ich einen ſo nichtswürdigen Schuft abgeben, daß ich mich zum Kumpan einer ſo ſträflichen Handlung hergeben könnte.

Bärſing hatte eine ſo glückliche Geſichtsfarbe, daß er nicht höher erröthen konnte, als er eben ſchon von Haus aus roth war; denn das Ganze war ja nichts Anderes, als Jemanden ins Geſicht einen Schuft heißen.

— Aber geehrter Herr Sie faſſen die Frage noch immer von ſehr dichteriſchem Standpunkte auf; nehmen wir ſie als Advokat. Der Prozeß iſt in jenes Stadium gelangt, wo, wenn das fragliche Teſtament nicht zum Vorſchein gelangt, das ganze Vermögen Ihrer Gattin zufällt. . . . . Ein ſchönes Vermögen, wahrlich. Lohnt ſchon der Mühe, dafür einen Prozeß zu führen. Die gnädige Frau hätte es nicht nöthig, Komedie zu ſpielen auf dieſem elenden Theater.

— Was für ein elendes Theater? . . .

— Na, na, ereifern Sie ſich nicht; ich wollte armes Theater ſagen; die Gardinen ſind in der That zerriſſen, hängen in Fetzen herab. Es iſt ein

ſaueres Brot, Sie müſſen es am Beſten wiſſen. Hätte ich eine Frau, nicht um die ganze Welt würde ich ihr's erlauben, Schauſpielerin zu ſein.

— Ich bitte Sie, ſprechen wir nicht davon.

— Ich brachte es ja nur vor, um Sie aufmerkſam zu machen, um wie viel Sie und Ihre werthe Gattin vom Einkommen ihres Gutes leben könnten. Kommt aber das Teſtament an's Tageslicht, dann hat das alles ein Ende; Fertöy wird Univerſalerbe; — ihre Frau hat nichts als das väterliche Haus in Komorn, welches zu Aſche verbrannt und deſſen Ruinen der Regen verwäſcht.

— Das Ende des Liedes iſt demnach, ich ſoll behilflich ſein, das Teſtament zu vernichten, nicht wahr?

— Nein das Ende iſt nicht das, ſprechen wir als Advokaten, als vernünftige Menſchen. Sie und Ihre Gattin ſtellen mir eine Obligation darüber aus, daß Sie mir, im Falle, daß der Prozeß zu Ihren Gunſten entſchieden wird, die Hälfte des Erbtheils für die durch mich vertretene Partei überlaſſen; vom Uebrigen wiſſen Sie nichts . . . dann ſoll das Teſtament bis züm Termine nicht zum Vorſchein kommen, ſpäter aber um ſo weniger. Sie wiſſen von demſelben garnichts; Sie haben keinen Antheil an dem, was damit geſchehen iſt; Ihr Ruf bleibt unbefleckt vor Gott und den Menſchen.

— Nur vor mir und vor Ihnen, nicht war?

— Das ist abermals poetische Schwärmerei! Sprechen wir mein Herr wie es Advokaten geziemt.

— Gut denn, so will auch ich Ihnen eine Bemerkung in diesen Sinne machen. Ich glaube nicht, daß dieses Testament existirt.

Bársing schlug sich lachend auf die Knie, Seine langen Zähne schimmerten ihm vor lauter Lustigkeit zwischen den dicken Lippen durch.

— Na, das habe ich von Ihnen erwartet, und habe mich in ihrem Scharfsinn nicht getäuscht; ich weiß es recht gut, daß Sie sagen werden: „Lieber Bársing, das Lied, das Ihr, Du nämlich und Fertöy, mir da abwechselnd von dem auf mystische Weise aufgefundenen Documente in die Ohren singt, ist eitel Geplärre; hättet Ihr's, würdet Ihr mir gewiß nie in die Nähe kommen. Ihr seid aber einverstanden mit einander, um mir Sand in die Augen zu streuen," — das wußte ich im voraus, und habe mich mit den gehörigen Beweisen versehen, da ich mir keinen schlechten Scherz mit Ihnen erlauben wollte. So viel Achtung sind Sie selbst schuldig, daß Sie von Niemanden voraussetzen, er könnte auf Ihre Schwachköpfikeit rechnen. Das Testament ist in meinem Besitz. Jener gewiße Jemand, hat es mir anvertraut, und mich ermächtigt, es Ihnen zu zeigen.

Hiemit langte er das Document aus ſeiner Taſche, und überreichte es Béla. Und um ſein Vertrauen Béla gegenüber zu beweiſen, ließ er das Dokument in Béla's Händen, ſtand von ſeinem Sitze auf und ſpazirte auf das Fenſter zu. Nur warf er trotz ſeines unumſchränkten Vertrauens haſtige Blicke in den gegenüberliegenden Spiegel, vielleicht nur um die Wirkung zu beobachten, welche das Document auf Béla machte.

Lávay hatte mit großer Gleichgiltigkeit das Teſtament durchflogen, die Siegel und Unterſchriften geprüft, und machte dabei gar keine Bemerkung.

Plötzlich bemerkte aber Bárſing, daß Béla das entfaltene Document gegen das Licht halte.

— Si'ſt keine Radirung darin! beeilte ſich Bárſing im halbſcherzenden Tone zu bemerken.

— Es iſt wahrlich nichts daran radirt; — ſagte Béla, das Papier zuſammefaltend.

Er hatte aber nicht nach einer Radirung geſpäht, ſondern betrachtete das Waſſerzeichen der Fabrick auf dem Papier.

— Nun, was ſolten wir jetzt? frug Bárſing mit ſiegreichen Lächeln.

— Thun Sie, was in gleichen Fällen ehrliche Menſchen thun würden.

— Das iſt eine merkwürdige Weiſung, ich verſtehe von alldem nichts.

— Ich hoffe, daß Sie ſich erklären können, was in gleichen Fällen ein ehrlicher Menſch thut?

Bárſing zuckte mit der Achſel.

— Die Ehrlichkeit iſt ein ſehr relativer Begriff.

— Geben wir alſo der Sache eine andere Wendung. Thun Sie das, was in gleichen Fällen ein geſchickter Senſal thun würde. Verkaufen Sie das Document an den Meiſtbietenden.

— Fertöy verſprach mir ein Drittel, und Sie?

— Ich verſpreche Ihnen Nichts. . . .

Bárſing begann es zu ſchwindeln ob dieſer unerwarteten Antwort. Béla warf das Document mit ſolch verächtlicher Mine auf den Tiſch, als hätte er eine Spinne oder eine Raupe, welche ihm zufällig auf die Hand gefallen, und vor der es ihm ekelt, von ſich geſchleudert.

Bárſing begriff es, daß hier kein Geſchäft zu machen ſei.

— Iſt das Ihr Ultimatum?

— Ich habe mich ausgeſprochen.

— Ich noch nicht, denn ich werde appelliren.

— An wem?

— An das kompetenteſte Forum; an Ihren Klienten.

— An meine Frau? Ich bitte Sie thuen ſie es.

— Belieben nicht zu lächeln. Auch ich begriff es mit meinem kurzen Verſtande im voraus, daß, wenn ich mich behufs perſönlicher Beſprechung bei der gnädigen Frau anmelden laſſe, ſie mir heraus ſagen läßt, ſie habe Kopfſchmerzen, oder daß ſie eben ihre Rolle ſtudire; ſchreibe ich ihr einen Brief, ſo ſendet ſie mir ihn, ſobald ſie an der Adreſſe meine Schrift erkannt, unerbrochen zurück; — deßhalb ſeien Sie aber überzeugt, mein Herr, daß der kluge Jäger mehr als jene Patrone mitnimmt, mit welcher er den Lauf ſeines Gewehres geladen.

— Nun ſo wünſche ich Ihnen viel Glück auf die Jagd, ſagte Béla und wandte ſeinem Gaſt den Rücken.

Bárſing ſchob das Dokument in ſeine Rocktaſche und entfernte ſich.

Béla klatſchte mit den Händen, und ſeine Augen funkelten vor Freude, als hätte er einen großen Erfolg errungen, dann kleidete er ſich an um auszugehen.

So oft er ſich vom Hauſe entfernte, pflegte er es ſtets ſeiner Gattin mitzutheilen, wohin er ging, und wann er nach Hauſe komme. Ich weiß es nicht, wer dieſes Recht den Frauen verliehen; ſo viel iſt gewiß, daß ſie dieſes Recht ausüben.

Als er in das Zimmer Judith's trat, fand er Melchior dort, der kleine Dockter nützte sehr oft die Gelegenheit, welche sich ihm als Hausarzt bot, um seine alten Freunde zu besuchen.

Da pflegte er diese mit seinem statistischen und chemischen Wissenschaften zu unterhalten, welchen Vorträgen Niemand mit so großer Pietät zugehört hatte, als die alte Frau, die es sich sehr zu Herzen nehmen konnte, wenn Melchior erzählte, wie viel Perzent Hundeknochen in den raffinirten Zucker enthalten seien, und daß die gestärkten Unterröcke das Brot von Millionen Menschen jährlich verzehren.

— Eben war ich im Begriff dich zu besuchen, sagte Béla, als er seinen Freund sah, welcher die Frauen zu überzeugen suchte, daß die Teppiche im Zimmer Lungentuberkeln erzeugen.

— Gehen wir also, sagte Melchior, sich von seinem Sitze erhebend.

— Können Sie ihre Angelegenheiten nicht hier ordnen? fragte Judith, während sie Melchior nöthigte, sich abermals zu setzen.

— Gewiß können wir dies, antwortete Béla, seinen Hut ablegend, das Ganze besteht in einem Worte. Dieses Wort ist der Name eines Städtchens, welchen wir längst suchten.

— Ich habe ihn gefunden. Der Name ist „Neuburg."

Melchior sah eine Weile nach dem Plafon als wären dort alle jenen Namen, Ziffern und Kombinationen geschrieben, die er in dem ungeheuern Wörterbuch seiner Erinnerungen angesammelt hatte; dann schnellte er von seinem Sitze auf, als hätten ihn geheime Federn in die Luft geschleudert, und seines hinkenden Fußes vergessend, tanzte er an seinen Freund heran, drückte dessen Hände und rief freudig auflachend:

— Das geht ja prächtig. Wenn es „Neuburg" heißt, dann brauchen wir uns ja nicht von der Stelle zu rühren; das ist (diese Worte sprach er flüsternd) das Jahr 1859.

— Prächtig, sagte darauf Béla, und lächelte ganz vergnügt. — Was bedeutet Neuburg und 1859? fragte die alte Frau mit unüberwindlicher Neugierde.

— Das bedeutet den glänzendsten Sieg! rief Melchior, und war schon im Begriffe, alles zu erzählen, oder wenigstens ahnen zu lassen, von was die Rede sei, doch zupfte ihn Béla an den Rockschößen, um ihn zur nüchternen Vernunft zu bringen.

— Gilt eine Wette, erwiederte Béla mit vollkommener Verstellung; es gilt eine Wette gegen Mehrere, welche wir gewinnen.

— Nun und was habt Ihr gewonnen? frug die alte Frau, welche alles glaubte, war ihr Sohn sprach, und nur wissen wollte; wie hoch die Wette gehe, in welche er sich eingelassen, und ob er nicht viel auf's Spiel gesetzt.

— O, sehr viel, antwortete Béla, seinerzeit wollen wir schon den Wettschmaus halten. Bis dahin ersuche ich dich — Freund Melchior, kein Wort darüber zu sprechen.

— Ich werde schweigen wie ein Arzt.

— — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen, als die Familie gerade bei Tische saß, kam der Briefträger mit seinen Briefen. Das kleine Männchen stand bereits seit geraumer Zeit im Dienste des Publikums; er kannte nicht nur die Einwohner, denen er die Briefe brachte, sondern auch die Handschriften Derjenigen, welche diesen zu schreiben pflegten. Wenn er nun einen längst erwarteten Brief in seiner Tasche hatte, sprang er je drei und drei Stufen hinauf, mit einer Eile, daß ihm schier der Athem ausging. Der übermäßige Eifer verursachte auch seinen frühen Tod.

— Gehorsamer Diener, wünsche besten Appetit; ein graußliches Wetter da draußen. Hier sind Briefe für den gnädigen Herrn; für den einen sind

13 Kreuzer zu zahlen. Wie der Regen ſtrömt, und der Wind noch dazu! Auch für die gnädige Frau habe ich einen Brief, habe ihn ſeparat gelegt. Und noch dazu ein lieber Brief, kommt von Komorn, vom lieben Herrn Papa.

— Von meinem Vater? frug Judith erſtaunt.

— O ich kenne ſehr gut die Handſchrift des gnädigen Herrn, habe viel Briefe von ihm an die Addreſſe Ihres Herrn Gatten gebracht als er noch Jurat geweſen. Da fragte mich der gnädige Herr immer, wenn er mich ſah: Iſt kein Brief von Herrn Hargitay aus Komorn da? Ob ich dieſe Schrift kenne!

Der beſcheidene Briefträger wußte es freilich nicht, daß derjenige, deſſen Brief man einſt ſo ſehnſüchtig erwartet, ſchon längſt ſeine Kinder verflucht hatte und geſtorben ſei. . . .

Haſtig übergab er die Briefe, mit dem Bedeuten, daß er die 13 Kreuzer ein andermal abholen werde, da dieſe ihm einzuhändigen der verblüffte Dienſtbote vergeſſen hatte, und lief um ein Haus weiter. Die Addreſſe jenes Briefes war die förmliche Handſchrift des verewigten Hargitay. Es waren dieſelben an einander rennenden Buchſtaben, mit den oppoſitionellen Hörnern, den liberal auslaufenden Haarſtrichen und den eigenthümlichen An-

fangsbuchſtaben, die ſich mit proteſtantiſcher Härte in den Nacken werfen, ſo wie mit jenen dicken Erdſtrichen, welcher ſtets das Leben einer Schreibfeder koſtete.

Wer nur einmal die Handſchrift Hargitay's geſehen, konnte ſie allſogleich erkennen.

Judith ſtarrte mit ſtieren Augen und blaſſem Geſichte die Schrift an; ſelbſt Béla war verblüfft. Die Täuſchung war vollkommen.

— Oeffne den Brief, und lies ihn, eiferte Béla ſeine Frau an.

Judith erbrach das Kouvert, drinnen fand ſie, mit derſelben glänzenden Tinte, womit ihr Vater zu ſchreiben pflegte, einen Brief folgenden Inhaltes: „Judith von Hargitay wurde von dem Schickſalsſchlag getroffen, daß ſie ihr Vater wegen Béla Lávay verfluchte und enterbte. Doch langt die unſichtbare Hand der Väter auch aus dem Grabe hervor, um ſeine Kinder zu ſchützen oder zu züchtigen. Dieſe unſichtbare Hand hatte den Beweis des väterlichen Zornes, das Teſtament verſchwinden gemacht; doch die Herzen der Kinder wurden weder durch das Leben, noch durch den Fluch erweicht, ſie blieben hart und ſtolz. Dieſe unſichtbare Hand hatte das Teſtament, das Zeugniß väterlichen Fluches, abermals an das Tageslicht gebracht. Ein alter Familienfreund hatte es dem Gatten

vorgewieſen und ihm bedeutet, daß nur die Hälfte des Fluches geſühnt ſei, die andere Hälfte ſchwebe noch über ihren Häuptern und werde mit ganzer Kraft auf ſie herabbrauſen, wenn ihre Herzen in der Hartnäckigkeit verharreu. Der Gatte wieß die verſöhnliche Hand ſtolz zurück, und rief ſein Schickſal in die Schranken. Die Gattin möge bedenken, daß es ſich hier um ihr und ihres Kindes Schickſal handelt. Es ſteht noch in ihrer Macht zu verhindern, daß der Zornesfluth ihres Vaters ſich nicht über alle Häupter ſeiner Lieben ergieße. Dieß möge ſie bedenken und beſchließen!

Das Geſicht Judith's blieb todtenbleich; an einen jeden Buchſtaben erkannte Sie die Handſchrift ihres Vaters und doch war deſſen Grabſtein ſchon längſt von Moos und Epheu bedeckt.

Stumm reichte ſie den Brief ihrem Manne, als wollte ſie ihn bitten, er möge doch dieſes Räthſel löſen.

Nachdem Béla deu Brief durchgeflogen hatte, fiel ſein Blick auf das blaſſe Geſicht ſeiner Gattin. Es wäre ihm unmöglich geweſen, zu bemerken, daß der Brief Judith ſehr angegriffen hatte.

— Es ſcheint mir man hat mich denunzirt?

— Aber wer? erwiederte Judith mit melancholiſchem Blicke.

Biſt du vielleicht abergläubiſch?

— Nein, doch iſt die Schrift ſo ähnlich. Die Augen Judith's füllten ſich mit Thränen.

— Dieſer Brief beſchuldigt mich, daß ich dein Vermögen aufs Spiel ſetze. Eine ſchwere Beſchuldigung, daß ich mich mit deinen prozeßführenden Verwandten nicht vergleiche. Du ſolſt es einſt erfahren, wer dieſen Brief geſchrieben. Bis dahin erſuche ich dich, dieſen Brief unter deine Reliquien zu bewahren, und nicht zu vernichten, denn du kannſt ihn einſt ſehr nöthig haben.

Béla kannte ſehr gut die Löſung des Räthſels, er kannte ſehr gut jene Hand, welche fremde Handſchriften ſo treu nachzuahmen im Stande war; doch durfte er hierüber noch nichts verlauten laſſen. Er war eben ein Jäger, der gegen ein ſehr gefährliches und vorſichtiges Wild auf den Anſtand gezogen; er hat ſeine Spuren entdeckt, und war an den Kadaver geſtoßen, welchen dieſes verſchleppt, und wußte ganz gut, daß das Wild zurückkehren und vor ihm abermals erſcheinen werde; deßhalb hielt er in ſeiner Unbeweglichkeit den Athem zurück, ließ ſich von den Mücken martern, jagte ſie nicht von ſeinen Wangen; er blickte nicht auf die Seite, ſondern wartete ruhig auf jenen Augenblick, wo das Wild in ſeine Schußweite gerückt; würde er ihm wahrnehmen, es könnte ihn hinterrücks anfallen.

Deßhalb mußte er ſelbſt vor der eigenen Gattin ſein Geheimniß bewahren. Dieſes Geheimniß verurſachte beiden ſehr viel Leiden; doch gebe ich Béla Recht, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß mich die Frauen darob verurtheilen werden, ein Geheimniß ſo lange vor ihr verborgen gehalten zu haben. Das Mittageſſen verlief ruhig; kein Wort wurde gewechſelt.

Nach dem Mittagtiſche ſtand Béla auf und begab ſich in ſein Arbeitszimmer. In einer halben Stunde folgte ihm ſeine Gattin, die Bläſſe war von ihrem Geſichte bereits gewichen.

— Du ſagſt mir, ich möchte den Brief unter meinen Schriften verwahren, da ich ſeiner einſt benöthigen könnte. Ich benöthige ihn nicht, ſondern übergebe ihn dir, wenn du ſo willſt.

— Iſt es Dir den gleichgiltig, wer immer es ſei, der mich anklagt?

— Hab ich je darnach gefragt? Iſt es zum erſtenmal?

— Vertrauſt Du mir?

— Könnt ich ſonſt leben?

— Glaubſt Du es, daß ich noch an den böſen Tag von Komorn denke?

— Und ich gedenke jener „guten Nacht" im Sarge.

— Ein lebender Menſch kann uns nicht ſobald trennen.

— Ein todter um ſo weniger!

Gatte und Gattin hielten ſich umſchlungen. Es wardieß ein Paar, das Tag für Tag den Eid wiederholte, welchen es einſt vor dem Altar geſchworen.

Es grenzt ans Märchenhafte.

(Ende des dritten Bandes.)

Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Vierter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum."
1873.

Berlin. Verlag von Otto Janke.

Vierter Band.

Die bleiche Frau.

Das Geſicht der Frau Fertöy wurde von Tag zu Tag bleicher.

Sie hatte es nicht nöthig, ihre Wangen mit Prinzeſſinwaſſer oder Lilioneſe zu bleichen; ſie beſaß einen unſichtbaren Geiſt, welcher jede Nacht erſchien, um das ſchneeige Weiß auf ihre Züge zu hauchen. Heute glich ſie einer Lilie.

Fürſt Wolozoff trägt keine Schuld daran.

Er iſt in der That einer der aufopferndſten Anbeter; bei ſeinen Eroberungen fröhnt er nur ſeinem Ehrgeize. Es macht ihm eben Vergnügen, wenn die Welt ſpricht, er ſei der Geliebte, der ſchönſten und geiſtreichſten Frau.

Dieſe ſchönſte und geiſtreichſte Frau hatte nun einen Fehler: das die Roſen von ihren Wangen gewichen. Wolozoff würde ein Reich von Leibeigenen

dafür geben, wenn die Wangen dieſer Frau in ihrer früheren Roſenglut prangen würden.

Es iſt immerhin eine odioſe Sache, wenn die Geliebte eines Mannes blaſirt iſt. Die Gattin mag es ſein; die andere, die fröhlichere Gefährtin jedoch ſoll nie die Lebensluſt verlieren.

Wolozoff wäre es recht geweſen, wenn Seraphine für welch Preis immer ihr Gemüth erheitert hätte.

Was dieſer Preis ſei? . . . . wiſſen nur die Männer. Dem Fürſten entging es nicht, daß dieſe Frau ihren Gatten aus tiefen Herzen hbſſe; hatte ſie ihn nur deßhalb zum Gatten genommen.

Es zählte aber zu den reinſten Unmöglichkeiten, daß eine Frau, welche ihren Gatten haßt, möge ſie wie immer bleich ſein, Niemanden auf der Welt hätte, den ſie liebt.

Der Fürſt wußte es recht gut, daß dieſer Jemand nicht er, ſondern ein Anderer ſei.

Die ſchöne Frau empfängt ſeine Komplimente, ſpaziert an ſeinem Arme, tanzt mit ihm, ſitzt in ſeiner Loge, nennt ihn unter vier Augen beim Taufnahmen; iſt zeitweiſe luſtig klagt ihm vertraulich, wenn ſie einen Schmerz hat; — dennoch wurde der Fürſt von Tag zu Tag immer mehr gewahr, daß es Jemand Anderen gibt, der ihre ganze Seele beſchäftigt.

Dieſen Andern muß er ausfindig machen.

Weshalb? Um ihn vielleicht zu tödten? Um ihn mit der ganzen Wuth der Eiferſucht zu verfolgen? Nein, dieſen Jemand muß er finden, daß Seraphine endlich glücklich werde; daß auf ihr bleiches Geſicht, die Roſen zurückkehren. . . .

Es war an einem Abend im Theater. Seraphine betrachtete von ihrer Loge aus, ihrer Gewohnheit gemäß, ſtatt die Vorſtellung. das verſammelte Publikum. Der Fürſt ſaß ihr gegenüber und heftete ſeine Blicke auf das bleiche Antlitz. In einem Momente ſchien es ihm, als ob ein roſigor Morgenroth über dieſe ſchneeigen Gefilde zöge, und Seraphine ganz heimlich Jemanden im Partere gegrüßt hätte... Sonſt pflegte ſie ganz auffallend Grüße zu wechſeln; heute that ſie es heimlich.

Der Fürſt folgte den Blicken Seraphines, und entdeckte Denjenigen, welchem der Gruß gegolten. . . . Statt eine Frage an Seraphine zu richten, erwartete er den Augenblick, wo ein Beſuch in der Loge vorſprach, um ſich unbemerkt zu entfernen, nnd ſich auf den Kaſino-erker zu begeben, wo er neben Elemér Dombay Platz nahm.

Dieſer Kavalier war berühmt deßhalb, daß er jeden Menſchen, Damen, Mädchen, Herrn, ohne Ausnahme kannte, die nur das Theater zu beſuchen pflegten, ſelbſt die Galerie nicht ausgenommeu.

— Sag mir einmal Elemér, wer iſt jener unge Mann dort unter der vierten Loge, welcher auf ſeinen Stock geſtützt ſteht.

— In deu mancheſternen Paletot? der iſt der Gatte einer Schauſpielerin.

— Ah, zum Kukuk; und der neben ihm, im chamois-farben Rock.

— So? der iſt auch der Gatte einer Schauſpielerin.

— Wie nennt er ſich?

— Béla Lávay.

— Was für ein Handwerk betreibt er?

— In beſſeren Zeiten war er Publiziſt; — jetzt iſt er Advokat,

— Lach mich nicht aus, wenn ich dir mittheile, daß dieſer Mann mein geheimnißvoller Gärtner iſt.

— Wie Derjenige etwa, von dem du erzähltеſt, daß er einſt Fertöy in das Aquarium geſtoßen hatte, und dann entſprungen ſei?

— Derſelbe. Ich erkenne ihn nun wieder, und erkläre mir nun das Räthſel; Fertöy ſprach eben davon, daß der Lotos den Namen einer gewiſſen Lávay führe, und er hierauf den famoſen Gruß erhielt. . . .

— Ah, das klingt ja herrlich was du mir da erzählſt, gleich morgen muß ich Béla darüber befragen.

— Kennſt du ihn?

Sehr gut, er ist ein kurioser Kauz!

— Nun wenn es so ist, ersuche ich dich, dieser Sache vor ihm nicht zu erwähnen, Ich habe eben einen anderen Plan. — Wir müssen uns stellen, als ahnten wir nichts von seiner Identität.

Ich habe es nicht nöthig, den Gentlemann von heute, als meinen Diener von gestern zu erkennen, den die Mode der Politik gezwungen hat die Livrée anzuziehen. Mein Plan wäre ihn zu meinen Rechtskonsulenten zu wählen.

— Da hättst du recht, es ist ein ordnungsliebender Mann, und keines Betruges fähig. Uebrigens habe ich es errathen, weßhalben du gerade jetzt auf die Idee gekommen bist!

Der Fürst betrachtete zweifelnd seinen Nachbarn.

— Das hast Du nicht errathen.

— Wetten wir!

— Gut. Es gilt tausend Rubel.

— Geh, sei kein Narr, bist ja nicht in Rußland.

— Wetten wir dennoch in einer Viertelgulden Banknote.

— Die Wette steht. Höre also: Dir fuhr die bizarre Idee durch den Kopf.

Mein Freund Fertöy pflegt mich vermöge jener Freundschaft, welche mich an sein Haus knüpft, sehr oft zum Vertrauten seiner Geldangelegenheiten

zu machen, da pflege ich ihn ſtets an meinen Rechtsanwalt zu weiſen, welcher uns beide verſteht.

Welch' eine unterhaltende Wendung wird es aber nehmen, wenn ich Béla Lávay zu meinen Rechtsanwalte ernenne und dann mit unſchuldigſter Miene, meinen Freund Fertöy zu ihm ſende, er möge beratheu, wenn es ihm beliebt. Der Fürſt lachte, der Einfall ſchien ihm bizarr genug, doch entſprang er nicht ſeinem Gehirn. Er lachte zwar, doch ſchüttelte er den Kopf. Die wahre Urſache hatte ſein Freund nicht errathen, doch diente dieſ Idee dazu, daß man die Wirklichkeit vor den Augen der Welt verberge.

Dieſe wird nur die Satyre ſehen, nicht aber die Idylle, welche hinter derſelben abgeſpielt wird.

Wolozoff gönnte ſeinem Nachbarn die Freude des Triumphes; nahm mit malitioſen Lächeln einen Guldenzettel aus ſeiner Taſche, bog denſelben viertheilig zuſammen, benetzte die Kanten mit ſeiner Zunge und riß behutſam ein viertel der Banknote heraus.

Auch dies gehörte zur damaligen Mode.

— Du haſt die Wette gewonnen, ſagte er, und legte den Banknoten-Fetzen vor Dombay hin.

Dieſe Anekdote machte noch während der Vorſtellung im Theater die Runde.

Alles fand den Gedanken genial, womit ein glücklicher Anbeter den ihn bereits zur Laſt werdenden Gatten den Weg zu ſeiner Geldkaſſe erſchwert.

Wolozoff aber ergänzte in ſeinem Geiſte die Einzelheiten jener Geſchichte, welche der Welt unbekannt geblieben ſind.

Als er nach dem vermeintlichen Miſſethäter, ſeinem Gärtner, ſchießen wollte, erfaßte Seraphine ſeine Hand und vereitelte den Schuß.

Seraphine war damals allein mit dem Gärtner im Wintergarten und pflegte auch ſonſt zu verſchwinden, um ihn aufzuſuchen.

Seraphine erzählte ihm einſt, daß Frau Lávay ihre Freundin geweſen; daß ſie in einer Stadt wohnten, daß ihre Fenſter einander gegenüber lagen, und daß ſie in der Stadt für Nebenbuhlerinen galten.

Auch erinnerte ſich der Fürſt, daß Seraphine einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen, als ſie die Erzählung des Romanes ihrer Mädchenzeit mit den Worten beendet hat, „und jetzt iſt Judith glücklich."

Wolozoff glaubte nun zu verſtehen, und raiſonnirte folgendermaßen: es wäre angezeugter, wenn Seraphine glücklich, und Judith ein wenig unglücklich wäre.

Denn am Ende ſei ja die ganze Weiberglückſeligkeit nur eitel menſchlicher Scherz und Schickſalslaune.

Seraphine wird frölicher ſein, weun ſie zu eben anfängt, die Künſtlerin dagegen wird ſich um ſo mehr ihrer Kunſt befleißen, wenn ſie vom Schmerz heimgeſucht wird. . . . .

Am andern Tage erhielt Béla einen Beſuch von Elemér Dombay.

— Freund ich bringe Dir gute Nachricht, — rückte Dombay heraus — Fürſt Wolozoff beklagte ſich geſtern, das die Kommaßations Arbeiten auf ſeinen Gütern ſehr erſchwert wurden, und daß der Wiener Doktor, welcher bisher ſeine Rechtsangelegenheiteu geführt, von den Fragen der Kommaſſiruug, des Urbarialweſens, der Allodial-Gründe, der Regalien und Remanenzien eben ſo viel verſteht, wie die Henne von a. b. c. und daß er jetzt gezwungen ſei, einen ungariſchen Advokaten zum Rechtsanwalt zu nehmen, er bat mich zugleich ihm Jemanden zu empfehlen; da ich wußte, daß Du, mein Freund, die Urbarial Verhältniße zu deinem beſonderen Studium gemacht, nannte ich Deineu Namen, worauf der Fürſt mir allſogleich die Hand gab, und in den Vorſchlag willigte. Nun was ſagſt Du dazu?

Béla ſchlug nicht ſo ſchnell ein.

— Was zum Kukuk, Du zögerſt, als ob Du dich erſt beſinnen wollteſt, die Stelle anzunehmen? Freund wenn ich Advokat wäre, würde ich mit beiden Händen nach einer ſolchen Gelegenheit greifen.

Was denkſt Du? Durch eine ſolche Stelle iſt dein Glück gegründet.

— Es giebt etwas unangenehmes bei dieſer angebotenen Stelle, ſagte Béla ausweichend, was ich Dir nicht erzählen kann.

— Nun, ſo werde ich's Dir erzählen, vom Anfang bis zum Ende. Höre mich an. Als Du noch politiſcher Flüchtling geweſen, fiel es dir einmal ein, unter andern Maskirungen auch die Livree eines herrſchaftlichen Gärtners zu verſuchen. In letzterer Eigenſchaft dienteſt Du den Fürſten Wolozoff. Haſt Dich aber nicht auf die ſchönſte Art von ihm verabſchiedet, nachdem Du ſeinen Gaſt, der deine Gattin verleumdet, in das Aquarium ſtießeſt, daß er heute noch darin läge, wenn man ihn nicht herausgezogen hätte. Von dieſem Falle weiß die ganze Welt, trotzdem, daß Du ihn Niemanden erzähltеſt. Indeſſen wird der Fürſt Dich nimmer erkennen, wenn er Dir begegnet. Auch haſt Du jetzt ein ganz anderes Geſicht, und der Fürſt wird es nie merken laſſen, daß er ſich erinnert, Dich je geſehen zu haben. Uebrigens haſt Du nur dann mit ihm zu verkehren, wenn ein Vergleich zwiſchen ihm und ſeinen Bauern ſtattfinden ſoll.

—Gut ich werde mir's überlegen.

— Was bei Dir ſo viel bedeutet: „ich werde es früher meiner Frau mittheilen," daran thuſt Du Recht, Freund; ſie iſt ein kluges Weib, hat mehr

Verſtand als Du und ich. Biſt dabei ein glücklicher Mann, haſt zwei Köpfe, was Du mit einem nicht ausklügeln kannſt, darüber holſt Du Rath beim Ardern. So geziemt es ſich auch. Deine Gattin wird dir ſicherlich ſagen: nimm die Stelle an.

— Darüber bin ich im Zweifel.

— Nun ſo erfahre es je eher, und benachrichtige mich.

Dann entfernte ſich Dombay, während Béla zu Judith eilte.

— Meine Liebe, Fürſt Wolozoff hat mir das Rechts-Direktorat über ſeine Güter angetragen. Was ſagſt Du dazu?

Judith dachte nach.

Dann ergriff ſie plötzlich Bélas Hand und ſprach:

— Nehme es jetzt an. Verrichte in möglichſt kurzer Zeit die wichtigſten Angelegenheiten. Und dann danke ab.

Béla bedankte ſich mit einem Handkuß für den guten Rath.

Es ſteht entſchieden feſt, daß Frauen den feinſten Takt beſitzen.

Ein wenig weltlicher Tratſch, ein wenig Schein, ein klein bischen Eiferſucht, und aus dieſen vielen Kleinigkeiten entſteht ein ſo allgemeines Chaos, woraus ſich der gute Ruf eines Menſchen kaum zu retten vermag. Es giebt aber noch Menſchen, denen

der gute Ruf theurer, als das tägliche Brot ist. . .

Wenn Béla solch' ein glänzendes Anerbieten zurückweisen sollte, würde er einen ganzen Schwarm der beleidigendsten Verdächtigungen gegen sich und seine Gattin aufhetzen.

Ein Advokat, der einen Fürsten, welcher seiner Gattin, die durch Zufall auch Schauspielerin ist, Kränze zugeworfen, nicht zum Klienten haben will, setzt sich vor den Augen der Welt den ärgsten Vermuthungen aus. — Nimmt er die Stelle an, und verbleibt in derselben, was würde dabei herauskommen? Ein Advokat, der Gatte einer Schauspielerin ist, welcher sein Klient, der Fürst, Kränze zuwerfen pflegt; setzt er sich nicht den häßlichsten Zumuthungen aus.

—„Beendige seine Angelegenheiten, um deretwillen er Dich berief, dann laß ihn fahren."

— — — — — — — — — —

Als Fertöy erfuhr, welch' nene Bekanntschaft der Fürst mit Béla Lávay angeknüpft hatte, raisonirte er folgendermassen:

„Der Fürst ist eben ein launenhafter Mensch, wie es die Großen zu sein pflegen, Judith eine schöne Frau, hat einen schönen, hohen künstlerischen Ruf, und was noch mehr, sie genießt auch den Ruf einer treuen, ihrem Gatten ergebenen Frau; ein wahrlich sehr verlockender Umstand. Dagegen welkt Seraphine vom Tag zu Tag, ihre Launen langweilen,

ſtatt Bewunderuug zu erregen. Der Fürſt konnte erfahren haben, daß Béla einſt Seraphine den Hof gemacht, und daß dieſe nicht gleichgiltig für ihn geweſen. Er konnte demnach auf die Idee eines gegenſeitigen Tauſches kommen. Alte Flammen laſſen ſich ja ſo leicht wieder anfachen.

Dieſe Kombination hatte Fertöy nicht zufrieden geſtellt.

Er nahm ſich vor beider Frauen Tugend zu vertheidigen:

Die Seraphines gegen Béla, und die Judith's gegen den Fürſten.

Es giebt alſo dennoch Fälle wo die Tugend einen Werth beſitzt!

Fertöy war ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden, als er die Details ſeiner Vertheidigungstaktik feſtgeſtellt hatte.

Die Lage mag ſehr verwickelt geweſen ſein. Fertöy hatte eine ſchöne Frau und eiue ſchöne Niece.

Seine ſchöne Gattin hatte einen reichen Anbeter, der zugleich der ſtille Verehrer ſeiner ſchönen Niece iſt.

Wäre es nicht eine boshafte Eskamotage, wenn die Köpfe der weißen und ſchwarzen Taube plötzlich vertauſcht würden.

Wem kann man hier vertrauen? Einzig und allein Judith. Ihr Karakter ist der stärkste, der wiederstandfähigste unter Allen.

Fertöy hatte etwas ersonnen, wodurch man Judith in den Brennpunkt der Intrigue hinstellen; und durch sie das Ganze vernichten konnte.

Welcher Natur dieses Etwas gewesen? werden wir später erfahren.

Ueber das können wir aber heute schon im Klaren seiu, daß so oft Fertöy an seine Niece dachte, er dieselbe sammt ihrer ganzen Familie auf den Grund des Meeres verwünschte; Niemanden jedoch haßte er so, als Judith selbst.

Mochte er vielleicht die Ahuung haben, daß dieses Viele im Besitze jenes geistigen Kapitals ist, welches an Werth seinen Haß paralisirt; und daß sie ein ebenso unversöhnliches Herz ihm gegenüber stellte, als er eines besitzt?

Es war an einem schönen Herbsttage, zur Zeit der Weinlese, als Béla im Schloße des Fürsten anlangte. Er kannte sehr gut die Räumlichkeiten dieses Schlosses, so wie auch das Dienstpersonale, doch ihn erkannte Niemand, außer dem alten Jagdhunde, welcher ihm im Vorzimmer entgegen sprang und Zeichen der Freude gab, als würde er sich aus der Vergangenheit des Ankömmlings erinnern.

Als sich Béla nach dem Fürsten erkundigte, verwies ihn der alte Kammerdiener in den Garten,

wo der Fürſt mit einer Geſellſchaft bei der Jauſe ſaß. Er hatte viele Gäſte aus der Gegend; man hatte eben heute die Weinleſe beendet.

Béla beeilte ſich den Fürſten aufzuſuchen. Er wußte recht gut, daß ſein Lieblings Aufenthalt ein aus Eiſen und Glas gebautes chineſiſches Luſthaus ſei, an deſſen Säulen er einſt die Efeu-Ranken pflanzte. Dieſe waren bereits hoch herangewachſen, liefen bis an das Dach der Pagode, und hingen mit ihren zarten Ranken wie ſchwebende lichtgrüne Schatten herab.

Die hintere Thüre dieſes Luſthauſes öffnete ſich auf ein Garten-Labyrinth, welcher, wie wir wiſſen, daher ſeine Benennung hatte, daß man Bäume und Geſträuche in Form von Schneckenwindungen angeſetzt, wo, wenn man den Mittelpunkt erreicht, man wieder genöthigt war, denſelben Weg zurück zu machen.

Wollte ſich der Fürſt einen ſogenannten Jux machen, ſo ließ er die Thür-Klinken von den erſten drei Thüren der Pagode abnehmen, ließ die gemalten chineſiſchen Vorhänge der Fenſter herabziehen, und Derjenige welcher in den Pavillon hinein wollte, mußte nun jene Schneckenwindungen betretten, und einen Weg von ungefähr tauſend Schritten zurücklegen, um in die Pagode zu gelangen. Dieſe Erfindung diente dazu, um ſich vor plötzlichen Ueberraſchungen ſicher zu ſtellen.

Béla jedoch kannte ſehrgut den Weg, hatte doch er die Geſträuche und Bäumchen des Labirinthes zugeſtutzt. Er gehörte auch nicht unter jene wil den Gäſte, welche ein jedes Fenſter am Pavillon zu verſuchen pflegten, ob es keine Thüre ſei, bevor ſie ſich entſchloßen hatten den Pfad des Labyrinthes zu betretten.

Aus der Pagode drang ein großer Lärm Männerſtimmen, Gläſer-Geklirr und Gelächter iu einander gemiſcht; zuweilen mengten ſich auch ſcharfe Frauenſtimmen hienein, wahrſcheinlich der Kouſinen des Fürſten.

Béla am Schauplatze ſeiner einſtigen gärtneriſchen Thätigkeit angelangt, fühlte eine unwillkürliche Erregung der Erinnerung an ſeine alten Bekannten, an die durch ihn gepflanzten Bäume.

Iſt es doch eine wahre Leidenſchaft, welche der Gärtner für ſeine Bäume hägt; eine Leidenſchaft, worin Liebe, Kummer, Eiferſucht, Wohlgefühl und finſteres Hinbrüten vermengt ſind. Welch eine Sehnſucht in der Ferne, Fremde im Wiederſehen und Schmerz über das Verwelken empfinden. Ob er gewachſen, ob er reiche Blüthen getrieben, jener Tulpenbaum, den er einſt in der Mitte des Labyrinth's gepflanzt, mußte er doch bereits ſich zu einem großen Baume herausgewachſen haben. Béla hatte in dieſen Momente mehr Intereſſe für den Tulpenbaum, als für die ganze Geſellſchaft.

Der Tulpenbaum war ſeitdem groß gewachſen, hatte üppiges Laub und reiche Blüthen; die um die Rotonde gepflanzten Hibikbäume neigten ſich mit ihren dichten Laub übereinander, dazwiſchen ſchlangen ſich die Ranken der wilden Beern, und bildeten eine lebende grüne Höhle; um das Ganze zu ergänzen, lehnte eine bleiche Frau an dem Baumſtamme, gleich einer Dryas der Mythe, mit einer Hand an einen hervorſtehenden Aſt geklammert, die andere über das blonde Lockenhaupt erhebend, in welchen ſtatt der Blume, halbreife wilde Weinberen prangten. Die durch das grüne Laub durchdringenden Sonnenſtrahlen, hatten mit ihren grünlich bläulichen Licht das genußſüchtige Antlitz noch bleicher gefärbt, jenes Antlitz, deſſen rothe Lippen und Flammenden Augen noch ſo viel Anſpruch auf Leben machten.

Die Geſtallt, welche an dem Baume lehnte, war Seraphine. Béla war ebenſo überraſcht als Seraphine, als ſie das Ungefähr ſo plötzlich zuſammen brachte. Die Beſchaffenheit des Labyrinth's brachte es mit ſich, daß ſie einander erſt bemerken, als ſie ſich Aug in Aug gegenüber ſtanden.

Seraphine, welche aus tiefen Nachdenken zu erwachen ſchien, betrachtete mit ſinnenden Blicken den Ankömmling und nur als ſie Béla begrüßte, trat das bekannte Lächeln auf ihre Lippen.

— Ah, Sie ſind es Lávay? Ach! ſie verſuchte es ſchalkhaft zu lächeln.

— Ich kann wirklich nicht für etwas anderes gehalten werden, als ich wirklich bin, ſagte Béla im gleichem Tone, Sie aber hätten ſich füglich als die Dryade dieſes Haines halten können, welche den Worten des Laubes lauſcht.

— Wiſſen Sie es, lieber Lávay, daß die Sprache des Laubes in dieſem Hauſe die vernünftigſte Sprache iſt. Doch was führt Sie hieher? Kommen Sie vielleicht, um nach einem Auge zu ſehen, welche Sie noch als Gärtner gepfropft hatten.

— Ach möglich. Uebrigens ließ mich der Fürſt in einer faſt proſaiſchen und dennoch erhabenen Angelegenheit zu ſich rufen. Er will eben einen Ausgleich mit ſeinen Bauern anbahnen, und ich ſoll hierin ſein Anwalt ſein.

— Ach das iſt ſehr ſchön. Dann werden wir Sie oft ſehen. Fertöy gedenkt vierzehn Tage hier zuzubringen.

Seraphine ſagte dieß mit unverblümten Spott, ſie wußte es ja gut, daß der Name Fertöy's keineswegs die Freuden Bélas vermehren werde.

— Wie bedauere ich die ſchöne Gelegenheit in Folge Anhäufung meiner Geſchäfte nicht benützen zu können, ich muß mich hier ſehr beeilen, denn es warten auch zu Hauſe Pflichten auf mich.

— Welch abgeſchmackter Mann ſind Sie Lávay, anſtatt, daß Sie ſagten, ... daß heißt, Sie brauchen nichts zu ſagen. Sie haben es ja nicht nöthig auf meine Fragen Antwort zu geben, in jenem Tone, in welchem ich Sie frage, ſprechen Sie nichts. Ich ſehe Sie dann am liebſten, wenn Sie ſchweigen, da pflege ich immer über Ihre Gedanken Vermuthungen anzuſtellen. Wenn Sie ſprechen, ſind ſie viel ſchwerer zu errathen.

Béla lachte.

— Demnach pflege ich immer anders zu denken, als ich ſpreche? Seraphine zuckte mit den Achſeln.

— Wie Sie unausſtehlich ſind? Ich wollte Sie beleidigen, und Sie lachen darüber. Wüßte ich's nur, womit man Ihnen nahe treten, Sie beleidigen kann.

— Sie mit nichts.

— Na, na, nehmen Sie ſich in Acht, ich werde Alles aufbieten, um Sie in Zorn, in Wuth zu bringen, und Sie zu zwingen, mit mir zu ſtreiten.

— Dann werden Sie von mir nichts ernſt nehmen, bedenken Sie, daß ich Advokat bin, und als ſolcher, ja oft ſtreiten muß, als es meine Klienten verlangen, trotzdem, daß ich meinen Gegnern keineswegs Feind bin.

— Gut denn, Herr Advokat, auch ich habe einen Prozeß, darf ich Sie bitten, denſelben anzunehmen.

— Es iſt nur die Frage, ob der Prozeß nicht gegen einen meiner Klienten gerichtet iſt; der Advokat darf nicht doppelzüngig ſein, ſonſt wird er zum Silenziarius gemacht.

— Ach! kümmern Sie ſich heute nicht um Ihren Klienten, wenn Sie den Fürſten meinen. Mit dem iſt heute kein vernünftiges Wort zu wechſeln. Er hat mit Fertöy gewettet, wer den anderen eher unter den Tiſch trinkt? Wie ich beide kenne, wird dieſes edle Turnir „h e u t e" kaum ſein Ende finden. Ich verſchwand vom Schauplatze des Wettkampfes; blieben doch der Damen genug dort, um den Sieger zu bekränzen. Haben Sie etwa Luſt, ſich den Reihen der edlen Kämpfer anzuſchließen, oder bei mir zu verbleiben..... Ein bitteres Dilemma, nicht wahr?

— Im Gegentheil, die Wahl iſt ſehr angenehm, erwiederte Béla, indem er an der Seite Seraphinen's Platz nahm, welche an einer herabgeriſſenen Ranke der wilden Rebe kaute, vielleicht um ſich den Ekel nach dem ſüßen Mahl zu vertreiben. Gehen wir alſo zum Prozeß über, den ſie mir anvertrauen wollen, gegen wen iſt er gerichtet?

— Gegen die ganze Welt, ſagte Seraphine, eine Handvoll wilder Beeren in die Luft ſchleudernd.

— Auf den Rechtsgrund der Erbſchaftstheilung. Auch ich will einem Theil von jenem Glücke, von jener Achtung, von jener Ruhe, die Allen auf der Welt, dem Knechte, dem Bauer, dem Narren zu Theil wird, und, an denen nur ich nicht theilnehmen kann, ſonſt Jeder, der darnach greift.

— Liebe Seraphine! Es ſind dieß zwar Rechte die einem Jeden gebühren. . . .

— Ich bitte Sie geben Sie meinen närriſchen Reden keinen vernünftigen Anſtrich. Warum lachen Sie jetzt nicht, Ihr Lachen könnte mich anſtecken. Sie bemerken es nie, wann ich Scherz treibe.

— Hören Sie mich an — ſagte Lávay — ich ſcherze nicht; habe Ernſtes mit Ihnen zu ſprechen. Sie werden es aus einem meiner Worte errathen können, daß ich mich ſehr viel um Ihr Schickſal kümmere. Ich habe die vergangene Woche damit zugebracht, den Beſchluß in mir reifen zu laſſen, wonach ich Sie zu einen entſcheidenden Schritt bewegen muß. Ich muß Sie nämlich überreden, ſich von Fertöy ſcheiden zu laſſen.

Das Geſicht Seraphines wurde noch bleicher, als es bisher geweſen, plötzlich begann es ſich aber zu röthen, daß es beinahe zu flammen ſchien. Verwundert und zitternd blickte ſie Lávay an.

— Weshalb ſoll ich mich ſcheiden laſſen?

— Das kann ich Ihnen jetzt nicht ſagen, weil es mein Geheimniß iſt. Sie müſſen mir es jedoch

glauben, daß ich es nicht ohne Urſache thue. Ich war entſchloßen, Sie aufzuſuchen oder brieflich aufzufordern, wenn mir das Ungefähr nicht zu Hilfe kommt. Die Pietät für die Erinnerungen einer Vergangenheit, das Wohlwollen, welches Sie mir in meinen bitterſten Schickſalen bewieſen, machen es mir zur Pflicht, Sie zu einem Schritte zu bewegen, den Sie machen müſſen, wenn Sie einem böſen Geſchicke ausweichen wollen, welches Sie unbedingt in den Abgrund reißen würde, wenn Sie meinen Worten kein Gehör ſchenken. Dieſe Worte war ich Ihrer Zukunft ſchuldig. Ich will Sie früher von Ihrem Gatten geſchieden ſehen, und dann erſt werde ich Ihnen die Urſache erklären.

Seraphine blickte träumeriſch in die Augen Bélas, und glaubte aus denſelben leſen zu können.

Doch wie täuſchte ſie ſich!

Seraphine ließ ſich unwillkürlich auf das kleine weiße Bänkchen der Laube nieder, als wäre ſie von einem Schwindel ergriffen.

Sie war nur zu ſehr Frau, um ihr Herz einem Gedanken verſchließen zu können. Der einſtige Jugendgeſpiele empfiehlt ihr, ſich von ihrem Gatten zu trennen. Ein Mann, an dem ſie nie ohne Herzklopfen zu denken vermochte, verlangt von ihr, ein Hinderniß aus dem Wege zu räumeu, welches zwiſchen ihnen Beiden ſich befindet, Seraphine faltete

die Hände, ſah Béla mit flammenden Blicken an, und frug ihn, im Tone innerſter Erregung.

— Béla! haben Sie jetzt im Ernſte mit mir geſprochen?

Béla war von dem flehenden Blicke der bleichen Frau ergriffen, und drückte ihre zuſammengefalteten Hände.

— Seraphine! der Himmel möge jene Strafe über mich verhängen, die nie, nie mich treffen kann: die Verachtung der Menſchen; wenn ich nicht wahr und aufrichtig zu Ihnen ſpreche; ſchenken Sie mir Glauben. Ich weiß es, daß es ein gewagtes Wort war, welches ich ausſprach; doch Sie haben von „geachtet ſein" geſprochen, das war überflüſſig. Ich wußte es, daß eine Frau wie Sie, die im klaren Sonnenſchein der Achtung aufgewachſen, deren jeder Zug den natürlichen Anhang des Stolzes trägt, gegen jenes Gut, welches höher als das Leben anzuſchlagen iſt, nicht gleichgiltig bleiben kann. Ich habe wichtige Gründe, Ihnen als Wegweiſer zu dienen. Betrachten Sie mich, als währe ich nicht anderes, als ein kalter unempfindlicher Stein, auf welchem die Worte ſtehen: „gehe dieſen Weg." Einem ſolchen Stein würden Sie Glauben ſchenken, ohne zu fragen: ob er auch die Wahrheit ſpreche? Ich kann Sie nicht über meine Gründe aufklären, denn in denſelben liegt die Hand der Nemeſis, welche unerbittlich auf Ihrem Schickſale ruht. So viel kann ich Ihnen je-

doch ſagen, daß Sie falls Sie die Verbindung nicht löſen, einem böſem Geſchicke anheim fallen, das keine Rettung mehr geſtattet.

— Sie erſchrecken mich.

— Das will ich eben, einſt werden Sie mich ſehr gut verſtehen und es klar einſehen, daß mich zu dieſem Schritte, weder Laune, noch Intrigue, am Wenigſten aber unreife Empfindelei bewog; ſondern eine natürliche, ſehr gerade Berechnung; Sie werden es einſehen, daß ich Dinge ſehend, die unbedingt geſchehen werden, bei jenen Erinnerungen, welche ich in meiner Seele herumtrage, nicht ſchweigen konnte, ſondern ſprechen, und nur ſo ſprechen mußte.

— Erlauben Sie mir ein wenig zu rathen. Alſo mit Fertöy ſoll etwas Großes geſchehen, Sie ſprechen von einer Nemeſis. Soll er vielleicht an ſeinem Vermögen Schaden leiden?

— Davon weiß ich nichts, würde auch darüber nichts ſprechen. Bin überzeugt, daß Sie dann am Beſten an ſeiner Seite ausharren würden. Armuth gilt zwar als Schande in den Augen Anderer, aber nicht in unſeren eigenen.

— Aendert ſich vielleicht die politiſche Situation, und iſt die Stellung Fertöy's gefährdet.

— Auch das wiſſen Sie zu gut, daß in gegenwärtigen Zeiten in dieſem Lande Niemand von Politik ſpricht.

— Dann beabſichtigt Fertöy einen Streich gegen mich zu führen? Kann er mir noch mehr Böſes zufügen, als er bereits gethan, würde ich denn ſeinetwegen nicht ſchon längſt einem Anderen, wem immer in der ganzen Welt angehören, wenn ich nicht mir ſelbſt angehörte.

— Liebe Seraphine, täuſchen Sie ſich nicht. Eine Frau gehört nie ſich ſelbſt an.

— Demnach iſt ſie theilweiſe das Eigenthum eines Anderen?

— Ja, das Eigenthum jenes Namens, den ſie anſtatt des ihren angenommen. Dieſer kann Sie erheben, oder mit ſich in den Koth herabziehen, ohne daß Sie dagegen etwas zu thun vermöchten.

— Es droht Fertöy ſonach Gefahr, und zwar eine Gefahr, welche ſeinem Namen ſchaden könnte.

— Es iſt möglich.

— Und würden Sie es nicht für möglich halten, daß, wenn die Gattin Fertöy's erführe, es droht ihrem Mann Gefahr, ſie, ſtatt ſich von Ihm zu trennen, ihm das Geheimniß entdeckt?

— Das würde mich durchaus nicht befremden, im Gegentheil, würde ich mich freuen darüber, wenn dadurch der Schande auszuweichen wäre. Vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihnen ſagte: es würde mir zur größten Freude gereichen, wenn Fertöy der Gefahr entrinnen könnte. Doch Sie werden ihn nicht retten können.

— Woraus folgern Sie das? . . .

— Weil er ſelbſt mit Gewalt zu Grunde gehen will.

— Räthſelhafter Menſch! iſt das Ihre Rache?

— Nein, nein, ich rühre keinen Finger, um ihn zu verfolgen; kein Wort entfällt meinen Lippen, welches ihn vorwärts treiben könnte gegen den Abgrund; er ſelbſt eilt demſelben entgegen, und wird darin ſei Verderben finden.

— Wiſſen Sie was ich mir jetzt denke?

— Ich weiß es.

— Sie wiſſen es? Nun, was?

— Sie denken liebe Seraphine, dieſer mein Jugendgeſpiele will mich von meinem Gatten ſcheiden! Um . . . . nun mich auch vom Fürſten trennen zu können.

In dem Momente bedeckte Seraphine ihr Geſicht mit beiden Händen, als wäre ein Blitz vor Ihr nieder gefahren; ſie wendete ſich ab von Béla und fing laut zu ſchluchzen an.

Béla richtete ſich vor ihr auf, und ſprach kein Wort.

Nach einigen Minuten erhob die bleiche Frau ihr thränenbefeuchtetes Antlitz, und ſagte fortwährend ſchluchzend in vorwurfsvollem Tone:

— Warum haben Sie es nöthig gehabt, dies zu errathen?

— Weil das ganze natürlich ist. Eine jede Frau würde in gleichem Falle so denken.

— Deßhalb hätten Sie mir dieß doch nicht ins Gesicht sagen sollen. Mit diesem Worte haben Sie mich zu Ihrem Sklaven gemacht; von nun an können Sie über mich gebiethen. Nun bin ich entlarvt; Sie wissen nun, daß ich Furcht vor Ihnen habe; mit einem Winke können Sie mich schicken, wohin Sie wollen; Sie wissen es, daß ich nichts gegen Sie ersinnen kann, was Sie nicht allsogleich errathen. Was wollen Sie thun mit mir?

— Das, was Sie, vor einigen Augenblicken von mir gewünscht hatten: Ihren Prozeß gegen die Welt gewinnen.

— Sie schlagen mich in der That mit meinen eigenen Worten. Ich bat Sie, mich zu vertheidigen, und machte es wie der Knabe in der Fabel, welchen der Schutz seines Verfolgers anrief.

— Sie sind ungerecht Seraphine; Sie wollen es mir nicht glauben, daß jenes Gefühl, welches ich für Sie bewahrt habe, die aufrichtigste Achtung ist.

— Ich vermag es nicht zu glauben, weil dieß für mich entweder sehrwenig, oder sehr viel ist. Sie spielen sich jetzt ebenso mit mir, wie in unserer Kindheit, wo Sie ein Steinchen das ich Ihnen nehmen wollte, fest in die Hand drückten, und über meine vergebliche Mühe, Ihnen denselben zu entwinden, so herzlich lachten; Sie waren stärker. Sie fühlen auch heute Ihre

Stärke, und wiſſen es, daß ich ſchwach bin; Sie wiſſen noch mehr, z. B. daß wenn Sie ſich mir gegenüber ſchwach zeigen würden, ich die Oberhand gewinnen möchte. Und das iſt es, was Sie ſo gut zu verwerthen verſtehen. Sie haben vor ſich eine Frau, die bezaubert von Ihren Füßen liegt, die Sie mit der Spitze Ihres Fingers emporheben könnten; Sie hüthen ſich jedoch Ihr dieſe Fingerſpitze zu reichen, — denn würden Sie dieſe Frau erheben, müßten Sie zu ihren Füßen ſinken.

Auf den bleichen Wangen Seraphinens erglühten bei dieſen Worten, gleich zwei erblühten Roſen, die entflammende Leidenſchaft.

— Ach! — Seraphine, Sie ſchwelgen noch immer im Reiche der Poeſie, und vergeſſen, daß das Leben auch eine proſaiſche Seite hat, ſagte Béla, ſich neben Seraphinen niederlaſſend und ihre glühende Hand ergreifend.

— In den Romanen findet man Helden, die ſich ſtets mit einem und demſelben Gedanken befaſſen. Auf dem Theater beginnt das Drama mit Schwärmereien und die Schauſpieler ſprechen durch volle fünf Akte ſtets über demſelben Gegenſtand. . . . . Was thun ſie jedoch in den Zwiſchenakten? . . Dort iſt das wirkliche Leben . . . . dort läuft der Menſch vom Morgen bis zum Abend ſeinem Geſchäfte nach; kämpft mit fremden Sorgen, lernt und lehrt, rafft Erfahrungen nach: und findet ſeine

Freude darin, wenn er nach dem Erfolge ſich behaglich ausruhen kann. Das iſt die furchtbare Proſa des Lebens, liebe Seraphine! . . . und dieſes wäre Ihr Ideal nicht.

— Leider, das eben dies mein Ideal iſt, und eben deßhalb, weil es mir am entfernteſten ſteht. Ich ſelbſt bin eine leichtſinnige Närrin, und Diejenigen, die mir nahe ſtehen, ſind hierin ſämmtlich meine Nebenbuhler, und ich bete meine Gegenfüßler an.

Ein bachanaliſcher Lärm erſchall von der Pagode her, und ſtörte das Geſpräch.

Seraphine machte dieſe Störung erbeben.

— Verlaßen wir dieſen Ort, ſagte Seraphine zu Béla.

— „Dieſen Ort," frug Béla die Worte abſichtlich betonend.

Seraphine hatte ihn begriffen.

— Ja dieſen ganzen Ort.

— Und ſollen wir wiederkehren?

— Ich habe es nicht nöthig wiederzukehren. Doch Sie?

— Ich werde es thun, die Angelegenheit welche mir der Fürſt übertrug, will ich beenden; darüber hinaus hören meine Beziehungen auf.

— Sie wollen ihre Stelle hier aufgeben?

— Das iſt mein feſter Entſchluß.

In Seraphinens Seele begann allmälig ein Glaube Wurzel zu ſchlagen; der Glaube an den Traum ihrer Kindheit.

Sie drückte die Hand Bélas.

— Dann übernehmen Sie meinen Eheſcheidungsprozeß?

— Ja und ich gebe Ihnen zugleich die Verſicherung, daß derſelbe einmal begonnen, auch bald beendet ſein wird.

— Nun Gott mit Ihnen, gehen Sie ins Schloß zurück. Heute können Sie nicht mit Wolozoff ſprechen, und ſich mit ihm zu unterhalten, werden Sie gewiß keine Luſt verſpüren.... Ich gehe in den Park; denn ich bedarf der Einſamkeit.

Dieſe Stunde iſt der Wendepunkt meines Lebens, wo man ſpricht: der Sommer iſt zu Ende, und der Herbſt beginnt. Trachten Sie, daß wir uns hier nicht mehr begegnen. Mir ſelbſt kann ich Dieſes nicht überlaſſen. — Sehen Sie wie ich bis zur Lächerlichkeit aufrichtig bin; — doch iſt es für Sie ſchmeichelhaft, wenn ſich Jemand vor Ihnen in den Staub wirft, und ſich nicht fürchtet von Ihnen zertreten zu werden. Gott behüte Sie Béla. Nun drückte ſie die beiden Hände Béla's, und um nicht mit demſelben allein die Schneckenwendungen gehen zu müſſen, brach ſie ſich durch das Geſtrüpp Bahn, mit offenbarer Aufopferung ihrer Toilette.

Béla begab ſich in das Schloß zurück, und ließ ſich von einem Diener in ſein Zimmer führen.

Es war dies ein abſeits gelegenes Gemach, welches mit der Bibliothek in Verbindung ſtand, und dem gewöhnlichen häuslichen Geräuſch entrückt war.

Béla glaubte den Reſt des Tages ruhig zubringen zu können, doch hatte er ſich hierin ſehr getäuſcht.

Kaum begann es zu dämmern, da vernahm er den Geſang der heitern Weinleſegäſte, und Tritte näherten ſich ſeiner Thüre; Es klopfte.

Herein — rief Béla.

Der Fürſt trat herein.

Wolozoff war, dem Naturgeſetze gemäß, betrunken, da er viel getrunken hatte. Er ſtand übrigens im Rufe, daß er in einem ſolchen Zuſtande ein ſehr liebenswürdiger Mann zu ſein pflege. Viele Damen hatten es ſchon rund herausgeſagt, daß ſie ſich eben dann ihn ihn verliebten, wenn er betrunken war.

Er pflegte dann freundlich, verbindlich opferbereit zu ſein; ſeine Heiterkeit hatte etwas anſteckendes und ſeine Züge hatten einen wahrhaft anziehenden Reiz. Da öffnet ſich in ihm ein poetiſche Ader, ſeine Einfälle ſprühen von Geiſt; da war er liberal und Demokrat.

Es gibt einzelne ſeltene Exemplare, auf die der Wein dieſe wohlthätige Wirkung übt.

— Seien Sie willkommen, lieber Lávay — ſprach der Fürſt, ſeinem Gaſt die Hand reichend. — Soeben erfuhr ich, daß Sie eingetroffen; was mich ſehr freut; deßhalb habe ich mich auch beeilt Sie aufzuſuchen. Wir wollen jedoch die Prozeßangelegenheiten ruhen laſſen, heute bin ich, wie Sie ſehen, nicht dazu geſtimmt, heute könnte ich mein letztes Hemd wegſchenken, wenn es Jemand verlangen würde, ſtreiten aber könnt ich mit Niemanden; — ich kam auch nur um Sie in die Geſellſchaft abzuholen; darum laſſen Sie nur ſchnell Ihre etwaigen Einwendungen hören, denn ich nehme Sie auf jeden Fall mit, und wenn es nicht anders geht, trage ich Sie auf den Schultern hinab.

— Ich danke Ihnen Fürſt; — ſagte Béla lachend. Es wäre eine zu große Ehre für mich; ich werde Ihnen auf eigenen Füßen folgen wohin Sie wünſchen.

— Doch zum Kukuk, laſſen wir die Titulaturen und dutzen wir einander. Wir haben in jetziger Zeit wahrlich nicht viel Urſache, mit den Titeln wähleriſch umzugehen. Wir ſind ja gleiche Hunde; Marſch! Kuſch dich! heißt es, und wir müſſen gehen und ſchweigen. . . . Alſo her da mit der Hand, Bruder! Denk ja nicht, daß jetzt der Wein aus mir ſpricht; und wenn er verflogen, ich Dich morgen

wieder „Spektabilis“ tituliren werde. Der Wein gilt bei mir für keinen Autokraten, wir leben mit einander in konſtitutionellen Beziehungen; ich ſchlage vor, er ſanktionirt, doch darf er nichts mit mir ohne mich thun.

— Dutzen wir uns denn — erwiederte Béla — Hab' mich ſchon mit größeren Herrn geduzt: als Du einer biſt.

— Parbleu! das iſt ja wahr! die Antwort gefällt mir. So hat mir noch Niemand replizirt. Ja, ſo iſt es. Hm! Wo ſind Sie die Armen? Na .... wenn ich einmal in einem Toaſte jener „geweſenen Größen“ gedenke, dann ſchlage mit mir an, und ſchleudere dein Glas Demjenigen an den Kopf, deſſen Augen nicht mit Thränen gefüllt ſein werden.

Der Fürſt ſchlepte ſeinen Gaſt, ihn feſt am Arme haltend, den langen Korridor entlang, die Treppe hinab. Während dieſer Wanderung erzählte er, welch' herrliche ländliche Genüße da unten ihrer harrten. Zwei Zigeunerbanden ſollen um die Wette pielen, und zwar Märſche, für welche man morgen die ganze luſtige Geſellſchaft einſperren und in Ketten ſchlagen wird, was einen famoſen Jux abſetzen ſoll. Den Csárdás werden die Herren mit den Bauerndirnen, die Damen mit den Burſchen tanzen, kein Theil der noblen Geſellſchaft wird dabei verlieren. Am Ende der Luſtbarkeit wird ein Feuerwerk abgebrannt, welches einen brillanten Skandal her-

vorrufen ſoll, da Fertöy der Arangeur iſt, der gute Herr aber derzeit ſo betrunken ſei, daß er alles doppelt ſieht. So eben ſagte man ihm, ſeine Gattin Seraphine wünſche ihn zu ſprechen, da frug er mit lallender Zunge: welche? . . . Der Kerl wird mir mit ſeiner Steigraketen ganz gewiß eine Scheuer in Brand ſtecken, oder ſich ſelbſt ein Aug ausſchießen, wobei nur das zu bedauern wäre, daß er ſich nicht beide ausgeſchoßen.

Béla ließ das Geſchwätz zu dem einen Ohr hinein, zum andern hinaus . . .

Die luſtige Geſellſchaft befand ſich in der Veranda des Erdgeſchoßes, der Fürſt wollte, trotz ſeines Taumels, ſeinen Gaſt nicht als Beute der bereits „fertig“ gewordenen Gäſte hinwerfen. . . . Es gibt auch keine präkärere Lage, als wenn ein vollkommen nüchterner Menſch, in eine bereits angetrunkene Geſellſchaft geräth. . . . Der Fürſt bezeichnete einige ſeiner Gäſte beim Namen, wie ſie ihm eben in Wurf kamen. Einige verzweifelte Patrioten näherten ſich Béla, drückten ihn die Hände, und ſtotterten etwas von „langerſehnten Wunſch, ihn perſönlich kennen zu lernen;“ doch der Fürſt zog ſeinen Gaſt mit ſich, und ließ die Patrioten mit den blutunterlaufenen Augen nicht ausreden.

— Dies iſt meine Kouſine Olga, das Feodora . . . ſagte der Fürſt beide vorſtellend; dann ſchleppte er Béla bei Seite, und raunte ihm ins Ohr:

Laſſe Dich in kein Geſpräch mit ihnen ein, beide ſind dumm, wie Gänſe, tanze ſpäter einen Csárdás mit ihnen, damit haſt Du ſie dir verpflichtet .... dann laſſe ſie fahren. Siehſt du die ſchöne Frau, welche ſo bleich iſt; ein ausgezeichnetes Weib, ſcheint jedoch wieder ihren Mond zu haben, man kann ſich ihr nicht nähern, zuvor ließ ſie ihren Gatten rufen, mit dem Bedeuten, ſie wolle mit ihm ſprächen. Als er kam, und ſie frug, womit er ihr zu Dienſten ſtehen könne, da ſchwieg ſie, und maß ihn mit kalten Blicken vom Wirbel bis zur Zehe. Als er ſeine Frage wiederholte, zukte ſie mit den Achſeln und wendete ſich ab. Es iſt am beſten, wenn man ſie etzt in Ruhe läßt, denn ſie iſt zum verzweifeln ſchön!

Béla murmelte etwas, als würde er die Frau kennen.

Damit gingen ſie zu den Zigeunern.

Es gibt Stunden, in welchen der Zigeuner über die ſchönſten Frauen der Erde ſteht. Ach ſchöne Frauen verſtehen ſich auf Muſik, und bringen es auf dem Klavier zu einer gewiſſen Virtuoſität. Wir bewundern — ihre ſchöne rundgeformten Schultern, und preiſen ihr — gelungenes Spiel, ſind zuweilen entzückt, über die ſchneeige Weiße der winzigen Händchen; über die alabaſternen Finger, welche mit künſtleriſcher Fertigkeit über die Taſten gleiten, um dieſe küſſen zu können; wenn jedoch der Zigeuner

da draußen ſeine Geige anſtimmmt, dann küſſen wir die ſchöne weiße Hand der himmliſchen Gnädigen, und denken, die ſchwarze Hand des braunen Zigeuners iſt denn doch etwas anderes.

Der Fürſt war von den Leiſtungen ſeiner Zigeuner entzückt, und verlangte, daß es auch Béla ſein ſoll.

— Schau' Dir' mal dieſen jungen Kerl an, kaum zwanzig Jahre alt, iſt er ſchon das Haupt der ganzen Bande. Wie er den Kopf zurückwirft, wie er ſich weder um Menſchen noch um Engeln ſcheert, als wäre keine Welt für ihm da, und er nur für ſich allein ſpielte. Sieh', wie ihm die Fetzen vom Rockärmel heraus hängen, und wie ihm das durchaus nicht genirt, er iſt ja bewußt, daß er ein viel größerer Künſtler ſei, als Ole-Bull.

Er zwickert nur mit halben Blicken auf uns her, doch hat er es bereits errathen, welcher Ton zum Herzen dringt? und wenn er will, ſo läßt er mich aufjauchzen, wie einen Narren, nnd Dich weinen, wie ein vom Liebſten verlaſſenes Fränlein. . . .

Wie ſich ſeine Muskeln winden und würgen, als wäre er vom altteſtamentariſchen Teufel beſeſſen. In jeden ſeiner Glieder fühlt er, was er ſpielt, und wie die ganze Geſellſchaft durch ſein Spiel wie von einem elektriſchen Strome durchzuckt wird. Dieſen Burſchen wollte man zum Soldaten aſſentiren, ich gab ihm das Geld, um ſich loszulöſen; er vertrank

es, ſchlug ſich aber dafür ſeine beiden Vorderzähne aus, um die Patronen nicht beißen zu können und ſo blieb er vom Militär befreit. Ein Diamant von einem Kerl! Dann beſeh' Dir einmal den Alten dort mit der Baßgeige! Geſtern hat er noch im Ziegelſchlag gearbeitet, ſeine Nägel ſind noch voll Lehm, er pflegt der Gewohnheit des Waſchens nicht. Welche Melancholie entwickelt ſich in jedem ſeiner Züge! Es ſpiegelt ſich da jener Grundſatz der Lebensphiloſophie ab, daß von Allem nur das gut iſt, was man beſitzt, und das ſchlechte, dasjenige deſſen man bedarf. Welch patriotiſches Geſicht! braun wie der ſchönſte Kordovan, der graue Bart, die dichten Augenbraunen ſcheinen, als wären ſie von feinſter Wolle. Eine Locke fällt ihm auf die Stirne, um eine Narbe zu verdecken, welche er ſich in der Schlacht, oder vielleicht auch im Wirthshauſe geholt, mit welch majeſtätiſchem Blick' ruht ſein Auge auf uns! Er fühlt, daß wir ihn bewundern, doch denkt er ſich, hol Euch der Kukuk, wäre vernünftiger von Euch, wenn Ihr mir ein Gläschen ſpenden würdet! Die poetiſchen Ergießungen wurden durch das Zeichen einer Rakete unterbrochen, welche Herr Fertöy in die ſtille Abendluft ſteigen ließ.

— Na, wenn mein Schloß dieſe Nacht überlebt, ohne abzubrennen, dann brauche ich es nicht mehr verſichern zu laſſen, rief der Fürſt lachend, indem er auf einen Stuhl ſprang, und von dort über den

Köpfen ſeiner Gäſte, gleich einem Marktſchreier geſtikulirend, ausrief:

— Meine Herren und Damen. Das Spektakel beginnt, an deſſen Ende wir muthmaßlich ſämmtlich in die Luft geſprengt werden. Dabei iſt folgende Ordre de Bataille zu beobachten: Wenn Sie meine Herrn und Damen ſehen, daß Herr Fertöy, ſeinen ganzen Pulvervorrath anzuzünden im Begriffe ſteht, dann haben Sie ſich ſchnell auf die Erde zu legen. Die Damen mögen keine Furcht haben, ihre Krinolinen werden ſie in den Lüften ſchwebend erhalten.

Man lachte über den Weinleſewitz des Fürſten. Nur aus dem Hintergrunde des Hofes, wo der Pyrotechniker manipulirte, legte eine heiſere Stimme, welche man als die des Herrn Fertöy erkannte, Verwahrung gegen das Explodiren ein.

— Fürchten Sie ſich nicht meine Herrn und Damen, Mephiſto verſteht es, mit dem Feuer umzugehen.

In dieſem Augenblicke begannen zwei feurige Räder und vier römiſche Fackeln farbige Funken zu ſprühen, in dieſer dämoniſchen Beleuchtung, ſtand Fertöy mit keck auf die Seite geſchlagenem Hut und grinſendem Geſichte, deſſen eine Seite blau, die andere roth, durch das bengaliſche Feuer beleuchtet war. In der Hand hilt er ſein Glas hoch empor, auf das Wohl aller ſchönen Frauen; der Wein blitzte im Glaſe als wäre er flüſſiges Feuer. Eine mächtige

Fanfarre der Trompete und Klarinete erſcholl auf den Toaſte, und miſchte ſich in das Ziſchen der Raketen.

— Alſo das hatten wir überlebt; rief der Fürſt. Wie heißt dieſe Piege? fragte er dann den Arrangeur, als es im Hofe wieder finſterer geworden, und nur die Lampen auf der Teraſſe leuchteten.

— Das war „die Höllenfahrt des Zauberkönigs" erſcholl die heiſere Stimme Fertöy's aus dem ſchwarzen Hintergrunde.

— Was folgt jetzt?

— „L'eruption de Popocatepetl" antwortete Fertöy.

— Na — meine Herrn und Damen, wer jetzt mit geſunden Gliedern davon kömmt, kann ſich eines beſonderen Glückes rühmen! . . .

Trotz dem verharrten die Damen auf ihren Plätzen.

— Siehe, ſagte der Fürſt zu Béla, wie verwünſcht launenhaft dieſes Weib iſt. Während des ganzen Spektakels ſitzt ſie mit dem Rücken gegen dasſelbe gewendet, um nichts davon zu ſehen.

Im Herzen Seraphines brannte ein anderes Feuer.

Abermals blitzte es auf und eine Rakete fuhr in die Lüfte.

— Nun Freundchen, ſtichelte der Fürſt, war das der Popocatepetl? Beſteht darin die ganze

Eruption der Vulkane? das kann man ja in jeder Schmiede.

— Nur Geduld, die Raketen dienen nur zur Ausfüllung des Zwischenaktes. Jetzt folgen die Lampenschwärmer und die Sternenstöße.

— Der Sternenstößer wird noch in dieser Nacht sein.

Man lachte sehr über diese Bemerkung. Um die Ursache dieses Lachens zu erklären, müssen wir erwähnen, daß der Fürst mit Fertöy die Wette eingegangen hat, daß Derjenige welcher im Trinken länger ausharrt, mit dem andern das Sternstoßen vornehmen kann. — Diese schöne Unterhaltung besteht aber darin, daß man dem vom Weine bewältigten, Papierstreifen zwischen die Fußzehen steckt und dieselben anzündet, daher das homerische Gelächter.

Fertöy antwortete damit, daß er ein halb Dutzend Raketen abbrannte.

Eine derselben versagte. Fertöy ging um nachzusehen und bemerkte daß der Brander ausgelöscht sei. Mit taumelnden Sinnen nahm er die Rakete von der Stange, und war eben im Begriff den Brander herauszuziehen, um ihn durch einen neuen zu ersetzen, in dem Momente fing aber die Rakete Feuer.

Er schleuderte sie erschrocken zu Boden, diese aber fuhr mit einem höllischen Zischen zwischen die Zuschauer.

Hierauf erſcholl Lachen, Lärmen und Geſchrei; die Damen ſprangen auf Bänke und Seſſel. Zertrettet ſie! riefen die Weiterſtehenden, und es gelang endlich, das rebelliſch gewordene Feuer zu löſchen, um die Exploſion zu verhüten.

Als der Rummel ſein Ende hatte, erſcholl ein Aufſchrei aus einer Ecke. Alles blickte entſetzt dahin; die Kleider Seraphinens hatten Feuer gefangen.

Die erſchrockene Frau ſprang von ihrem Sitze auf, und rannte ins Freie in den Hofraum hinaus. Durch das Laufen vergrößerte ſich die Gefahr, der Luftzug facht ja das Feuer an. Ein Moment noch und die Frau wird in hellen Flammen ſtehen.

Wenn es Niemanden gibt, der dieſen Moment benützt um ſie zu retten, muß ſie des elendſten Todes ſterben.

Doch war Jemand da.

In jenem Momente, wo der Schreck die geſunden Sinne der Geſellſchaft lähmte, daß dieſe in ſtummer Betäubung der flüchtenden Frau nachſah, erſcholl die Stimme Béla's.

— Seraphine halten ſie ein. Und die Frau hielt wie von dem Worte bezaubert an.

In demſelben Momente ſtand Béla an ihrer Seite, umwickelte ſie ſchnellſtens mit ſeinem Plaid, und erſtickte ſo das Feuer. Um dies bewerkſtelligen zu können, mußte Béla die Knie nnd den ganzen zitternden Körper Seraphinens mit ſeinen Armen

umfaſſen und dieſelben an ſich drücken. Er that es, um ihr Leben zu retten, um eine jede ihrer Bewegungen zu vereiteln.

Als Seraphine ſich außer Gefahr befand, fiel ſie ohnmächtig auf die Schulter ihres Retters.

War dies ein Wunder, nach ſolchem tödtlichen Schreck? oder that ſie es aus andern Urſachen?

— — — — — — — — — —

Als der Schrecken und die Gefahr vorüber waren, trugen die Damen Seraphine auf ihr Zimmer, legten ſie ins Bett, und verſicherten ſpäter die Herrn, daß ſie gar keine ernſte Beſchädigungen erlitten. Einige Brandflecke und der Schrecken ſei das Ganze.

Wolozoff rieb ſich vergnügt die Hände und murmelte.

Es geht prächtig! Der Gatte ſchießt ſeine Frau mittelſt einer Rakete an .... da erſcheint das Ideal, um das gefährdete Leben zu retten. Beſſer konnte man es nicht mehr geben.

Table moving.

Später gab es eine Zeit, wo die ganze Welt ſich langweilte. Man konnte es faſt hören das ſympathetiſche Gähnen der Völkermillionen, womit ein ſich langweilendes Land, dem andern lebensüberdrüſſigen Lande antwortete.

Die Gegenſtände des täglichen Geſpräches waren gänzlich erſchöpft, das liebenswürdige Amerika erfand für ihn eins: den tanzenden Tiſch.

Nachdem man auf der Erde nichts mehr zu lernen hatte, griff man in überirdiſche Regionen hinüber, und arrangirte ein Spielchen mit den Geiſtern.

Dieſes Spiel wuchs ſich zur politiſchen Mode heraus. Ganz natürlich ſind die Geiſter ſammt und ſonders liberal geſinnt. Sie ſind abgeſagte Feinde des Konſervatismus — ſonſt würden ſie ihre irdiſchen Hüllen nicht verlaſſen haben — und entſchiedene Freunde des rapideſten Fortſchrittes; denn wenn man einen der Klopfgeiſter des tanzenden Tiſches frug, woher er jetzt käme, konnte man die wun-

derliche Antwort erhalten: aus Kalkuta, Tiflis, oder Connecticut.

Außerdem ſind die Geiſter auch Demokraten, und in dieſer Eigenſchaft mit materiellen Dingen nicht beſtechbar; dagegen zeigen ſie um ſo mehr Neigung zu Verſchwörungen, worin ſie eine wahrhafte Virtuoſität entwickeln.

Knrz nach dem Bekanntwerden dieſer Erfindung, wurden Tiſche, die bisher durch Jahrzehnte ruhig an ihrem Orte geſtanden, durch magnetiſche Verkettung der daraufgelegten Hände zu den poſſirlichſten Tänzen gezwungen; ſpäter fand ſich die praktiſche Welt veranlaßt, die Erfindung zu ihrem Nutzen auszubeuten, und man konnte in jeder Familie, vom Handwerker angefangen, bis zum Fürſten, vom Künſtler bis zum Gelehrten, derlei kleine dreifüſſige Tiſche ſehen, welche durch Berührung des mit ihnen in Verbindung ſtehenden „Medium's" auf die bunteſten Fragen mit der wunderbarſten Präziſion antworteten; dieſe Antworten in Zweifel zu ziehen, wäre der größte Mangel an Ehrfurcht vor den Geiſtern geweſen. Wenn ein ſolches „table moving" z. B. darüber befragt, wie der Großvater des Frageſtellers geheißen? den Namen „Mathias" nannte, jener Großvater aber durch Zufall ſich gerade Kriſtof genannt hatte; ſo fiel es dem Betreffenden gar nicht eiu, die Wahrheitsliebe des Klopf-

geiſtes zu bezweifeln; er mußte Recht haben, aber der Großvater mußte ein Anderer geweſen ſein.

Wir ſahen ernſte, in ſchweren Zeiten ergraute Männer, wie ſie ihre zitternden Fingern auf dem „table moving" drückend, mit feierlicher Stimme ihre Fragen ſtellten: wann tritt dieſe oder jene Veränderung ein? wann werden wir dieſen oder jenen berühmten Mann wiederſehen? was wird jetzt in den politiſchen Kabineten gebraut? Wer iſt der Held dieſer oder jener geheimen That? . . . Solche, und ähnliche Fragen konnnte man hören, worauf die Antwort immer günſtig ausfiel, weil ſie ein jeder ſeinem Herzenswunſche gemäß auslegte.

Wenn ſchon die ernſten Mäuner ſich dieſem Spiele hingaben, wer würde es jenen ehrwürdigen, in Trauer gekleideten Matronen verargen haben, wenn ſie ſich an dem Geiſte des „Table moving" wendeten, um von ihren Verſchollenen, oder vielbeweinten Todten einen Namenszug zu erhaſchen, und wenn dieß geſchah, wie gaben Sie ſich dann dem Glauben hin, daß es die unſichtbare Hand ihres Theuren geweſenen, welche den Namen niederſchrieb.

Heute, wo ſich die Verhältniße geändert, lachen die Leute über das eitle Spiel vergangener Jahren; doch wir, die wir in jenen Zeiten gelebt, erinnern uns der tiefen Geheimniße jener düſteren Völkerſtimmung, welche dieſe Periode mit einem traurigen Flor umzog; wo der hoffnungsloſe Glaube einen

Strohhalm zum Gott gemacht; wo, nachdem der Himmel keinen Beſcheid ertheilt, man ein Stückchen lebloſes Holz um Rath befragte.

Es gab ſehr berühmte Geiſterbeſchwörer des „Table moving," die man aus weiter Ferne aufſuchte, zu denen ganze Pilgerfahrten unternommen wurden; und deren Antworten manchmal einen förmlichen politiſchen oder religiöſen Fanatismus erzeugten, welche beide dann in ein partiſches Gewirre zuſammen floßen.

Zu dieſen berühmten Geiſterbeſchwörern zählte auch die kleine Blum.

Unſere Leſer werden ſich noch dieſer kleinen Perſon, aus jenen Zeiten erinnern, wo ſie in Komorn Verpflegsbeamtens Gattin geweſen; heute figurirt ſie als Finanzräthin.

Ihr Gatte, der gute Blum iſt eben avanzirt. Er iſt ein äußerſt guter Mann, und wird nie Stoff zu irgend einem Roman liefern, deshalb laſſen wir ihn ruhen in ſeinem Bureau, wo er ſeine Tage bis in den ſpäten Abend zubringt. . . . . Um ſo mehr rührte ſich die liebe Frau Blum in der Welt. Sie zählt die ganze Stadt zu ihren Bekannten; weshalb es uns Wunder nehmen kann, daß ſie Judith nicht aufgeſucht.

An einem ſchönen Tage jedoch, begegnen ſich die alten Bekannten auf der Gaſſe. Die Blum erkannte Judith allſogleich und ſpricht ſie an. Die

Kleine hat weder Rang noch Titel ſo ſtolz gemacht, um ihre Freundinen nicht zu kennen ... hie und da; wenn es auch Komediantinen ſind.

— Ah, guten Tag Judith; hundert Jahre ſind es, daß wir einander nicht geſehen. Nun wie geht es Ihnen? Was macht der Kleine? Bekommt er ſchon Zähne? Geben Sie gut Acht auf das Kindlein, denn der Scharlach graſſirt ſehr in der Stadt — Iſt die alte Frau noch bei Ihnen? Ich habe ſie ſo lieb, weil ſie ſo aufrichtig iſt. Hundert Millionenmal habe ich mir vorgenommen, Sie zu beſuchen, aber Morgen ſoll es der Tag ſein, wo ich komme, wenn Sie es erlauben.

— Werde mich freuen; — erwiederte Judith trocken.

— Wohin ſind ſie im Begriff zu gehen? ... Ich will Sie dahin begleiten. Nicht wahr, Sie gehen ins Theater.

— O nein, ich gehe auf den Markt, um dort etwas für die Küche zu kaufen!

— Sie! .. Auf den Markt? ... Sie treiben etwa Hauswirthſchaft?! ... Wenn man gewohnt iſt, Sie auf den Brettern als Fürſtin, als Königin zu ſehen, iſt es ſchwer zu glauben, daß Sie zu Hauſe auch etwas anderes thun, als Jamben deklamiren .. So oft ich meinen kleinen Tiſch über Sie befrage, erhalte ich ſtets die Antwort: Sie ſeien mit ihren Studien beſchäftigt.

— Ihren kleinen Tiſch?... frug Judith ihre groſſen ſchwarzen Augen auf das kleine Figürchen haltend.

— Nun ja!... den „table moving.“ —Haben Sie noch keinen? Haben Sie noch nichts über den Klopfgeiſtertiſch gehört, oder in den Blättern geleſen? Ach! Sie ſollten einen haben; er würde Ihnen gewiß antworten, da Sie ſehr viel Magnetismus beſitzen.

Judith wollte die fröliche Laune des kleinen Weibchens nicht verderben und gab demnach keine Antwort.

— Ah, Sie ſcheinen mir zu den Unglaubigen zu gehören; die behaupten daß das Tiſchrücken und Schreiben nur eine Schwindelei, nur eine Komödie ſei. Das verzeihe ich Ihnen nicht; ich muß Sie bekehren, ſo wie ich es mit vielen Andern gethan, die ſich Philoſophen nannten, die lachend und ſpötelnd kamen, und dann überzeugt davon gingen. Morgen, oder noch beſſer heute Nachmittag will ich Sie beſuchen, und mein Tiſchchen mitnehmen, wenn ich nicht ungelegen bin.

Uebrigens ſind wir ja alte Bekannte und brauchen bei unſeren Viſitten nicht ſo ſtark auf die Etiquetteſtunden zu ſchauen.

Judith ſprach etwas vom Gerneſehen.

Die Blum ſprach dann noch ſehr lange über die Freude, welche ihr das Wiederſehen einer ſo theueren Freundin verurſachte, und ließ endlich Judith ruhig auf den Markt gehen.

.... Am Nachmittag traf die kleine Blum pünktlich bei Judith ein. Ein Amtsdiener trug ihr

das kleine Tischchen bis zur Thüre nach, dort übernahm es die Blum selbst, stellte es vorsichtig beiseite, und umarmte dann, hingerissen von den Freuden des Wiedersehens, die alte und Junge Lávay herzlich.

Judith empfing ihren Gast mit jener Freundlichkeit, welche der ungarischen Gastfreundschaft angeboren ist, die alte Frau jedoch mochte die gewisse Melonen-Soirée noch nicht vergessen haben, den sie hegte einen gewißen Argwohn gegen den unerwarteten Besuch der Frau Blum.

Der Ungar pflegt seinen Nachmittagsgast stets bei gedeckten Tisch zu erwarten.

So geschah es auch hier. Die kleine Blum machte wenig Umstände, setzte sich an den Kaffeetisch und begann allsogleich von ihren „geistreichen" Geschichten zu erzählen.

Während des Gespräches behauptete die kleine Frau, daß, wenn sie ihre Hände so auf den Tisch auflegt, sich die Daumen berühren der Tisch allsogleich zu tanzen beginne und wäre er noch so schwar und würden ihm auch die stärksten Männer niederzuhalten suchen.

Die alte Frau bat jedoch ihren Gast, die Production so lange wenigstens zu unterlassen, bis das Kaffeegeschirr nicht geräumt ist.

Die Blum that, als würde sie sich darüber beleidigt finden, daß man von ihren Geistern in so alltäglichen Tone spricht. Es sei dies kein Gegenstand

des Scherzes; denn in jedem Tiſche wohnt der Geiſt eines großen Dahingeſchiedenen. Dieſer Geiſt wohne im Schubfache des Tiſches,und wenn er keines hat, dort wo er ein Eckchen findet. Ein Tiſch ſei daher kein gewöhnliches Meubel, wie die andern.

Die alte Dame war jedoch an dieſem Tage ſehr ungläubiger Natur. Sie ſchenkte vorerſt der Blum keinen Glauben, dann hielt ſie vom Tiſche nichts, ſchließlich kamen ihr die Klopfgeiſter ganz lächerlich vor; ſie hatte von allen dieſen Sachen eine ſehr ſkeptiſche Meinung.

— Liebe Judith — ſagte dann die Blum, mit der jungen Frau anbindend. — Sie werden ſtaunen, wenn Sie das ſehen. Ich bitte Sie nur einen Bogen reinen Papieres, dann um vier Stecknadeln, damit ich die vier Ecken des Bogens befeſtigen kann; denn er darf ſich nicht rühren.

Die alte Lávay bemerkte hiezu, die kleine Frau möge Acht geben, daß Sie nicht etwa irgend einen Fuß des Geiſtes mit der Nadel verletze.

— Nun, worüber wollen wir den Geiſt befragen? Sind Sie etwa neugierig den Namen eines Geiſtes zu erfahren? Sie ſollen ſeine eigene Handſchrift ſehen, bite Acht zu geben.

Damit ſtellte die Blum den kleinen dreifüßigen Tiſch auf das Papier, und berührte die Fläche desſelben mit ihren zehn Fingern; das Tiſchchen begann ſich unter ihren Fingern zu bewegen;

während die heitern ſtets geſchwätzigen Züge der Blum einen melancholiſchen, dann einen exaltirten Ausdruck nahmen; die Augen blickten ſtarr in das gegenſtandloſe Nichts, die Lippen ſchienen halb geöffnet, Worten zu lauſchen, welche dem Ohre nicht vernehmbar ſind.

Unterdeſſen bewegte ſich das Tiſchchen in einem fort, und machte zuletzt einen langen krummen Strich, der wohl das Manupropria am Ende des Namens bezeichnen ſollte.

— Sehen Sie, meine Damen! rief die kleine Frau im Tone innigſter Ueberzeugung — und auf den geſchriebenen Namen deutend. — Stets derſelbe Name „Talleyrand.“ Und das iſt wahrhaftig ſeine eigene Handſchrift, ſo wie ich ſie im Archive der Wiener Hofburg geſehen, ſie gleicht Haar für Haar, Strich für Strich, dann wäre ich ſelbſt nicht um die Welt im Stande, ſo zu ſchreiben, ich habe ja wie Sie wiſſen eine abſcheuliche Schrift, während dieſes hier ein echtes kalligrafiſches Kunſtwerk iſt. . . . . Sehen Sie: die Schriftzüge Talleyrand's. . . . . Nun, meine guten Damen, befragen Sie ihn über etwas, über was immer? ausgenommen wie lange Sie noch zu leben haben, und welche Nummern in der Lotterie gewinnen, den über das geben die Geiſter keine Auskunft.

— Wie könnte ich mit dieſem Herrn konverſiren? entgegnete die alte Lávay, er iſt ja ein

Franzoſe und ich . . . ich verſtehe nur die ungariſche Sprache.

— O, da muß ich bitten, die Geiſter ſind jeder Sprache mächtig. . . . . Sie ſind beinahe allwiſſend.

— Dann iſt es ſehr ſchade, ſie im Leben mit dem Unterrichte zu plagen, da ſie ohnehin ſehr bald ganz ſelbſt zu allen Wiſſen gelangen.

— Die Theorie dieſer Sache iſt aber, meine Damen, das ein Jeder denjenigen Grad im Jenſeits erlangt, in welchem Grad er ſeinen Geiſt im irdiſchen Daſein gebildet. . . . . Darüber hat man ſchon ganze Bücher geſchrieben.

— Somit iſt es der Lohn eines Gelehrten in der anderen Welt, daß er ſelbſt nach ſeinem Tode noch bemüſſigt iſt, die lebende Geſellſchaft bei ihren Theeabenden zu unterhalten.

— Sie ſind demnach gänzlich ungläubig? Befragen Sie den Geiſt über etwas.

— Ueber was ſoll ich ihn befragen? . . . . Nun gut, er möge mir ſagen wie viel Kreutzer ich im Sacke habe?

Die Blum, weit entfernt davon, beweiſen zu wollen, daß der Geiſt Talleyrand's eine viel zu höhere Aufgabe hat, als die vaterländiſche Numismatik in Jemandens Sacke zu ſtudieren, griff ſogleich zur Arbeit, um die pünktliche und richtige Auflöſung

dieſes mathematiſchen Problems durch ihren obgenannten Geiſt reproduzieren zu können.

Das dreifüßige Tiſchen begann ſeine Bewegungen, die Blum betrachtete mit ſtarren Augen den Plafond, die alte Lávay zwickerte mit ſchalkhaften Lächeln ihrer Schwiegertochter zu, als wäre ſie einer unſchuldigen Schadenfreude an dem Fiasko der Blum gewiß.

Nachdem der Tiſch ſeine Bewegungen beendet, und mit der Antwort fertig geworden, betrachteten die drei das Papier; die verſchiedenen Kratzfüße hatten jedoch weder mit den Ziffern, noch mit den Buchſtaben irgend einer Nation Aehnlichkeit.

— Ah, das ſind chineſiſche Zahlen: betheuerte die Blum mit ihrem vollen Pathos; — bitte nicht darüber zu lachen. Morgen will ich die Antwort zu Doktor Kruxfnx tragen, er iſt ein ausgezeichneter Orientaliſt, und pflegt mir derartige Hieroglyphen zu entziffern. Jedenfalls wird er die Summen der Kreuzer allſogleich heraus haben.

— Ich erſuche Sie den Hern Doktor Kruxfux durchaus nicht zu bemühen — rief die alte Frau mit heiterer Laune; habe doch in meinem Sack nicht einen einzigen Kreuzer! . . .

Um ihre Worte auch mit der That zu bekräftigen, kehrte ſie beide Taſchen ihres Rockes heraus, in welchen ſich eine Brille und ein Fingerhut vorfand.

Unterdeſſen iſt der Kaffee fertig geworden, welchen die junge Frau als gute Hauswirhin in einen durchſichtigen gläſernen Kolben vor den Augen ihres Gaſtes bereitet hatte.

Dieſer Umſtand unterbrach die Produktionen des Klopfgeiſtes.

Indeſſen war Judith bereits neugierig geworden. Die Neuheit des Spieles zog ſie an; dann hatte Sie noch nicht von jener Melone gekoſtet, womit dieſe Blum einſt ihre Schwiegermutter bewirthet hatte; kaum vermochte ſie es zu erwarten, daß die Wunder des, „Table moving" auf die Tagesordnung kämen, trotzdem, daß die Alte dieſe Wunder mit ihren puritaniſchen Sarkasmen auf ihren mechaniſchen Werth zu reduziren bemüht war.

— Kommen Sie, Freundin, ſagte die kleine Blum zu Judith, mit Ihnen iſt noch zu ſprechen, Sie gehören nicht zu den Ungläubigen. . . . Befragen wir nun den Geiſt: was Béla macht?

Es wird ſchwerlich eine junge Frau auf der Welt geben, welcher die Beantwortung einer ſolchen Frage gleichgiltig wäre.

Auch Judith willigte in die Frage; wenn es ein bloſer Scherz iſt? . . . . nun dann um ſo beſſer.

— Da müſſen aber auch Sie theilnehmen; — betheuerte die Blum.

— Wie theilnehmen?

— Nun ja. Auch Sie müſſen mit den Fingerſpitzen den Tiſch berühren, wenn Sie eine Antwort haben wollen. Ziehen Sie ihre Ringe von den Fingern, denn es darf kein Metall an denſelben ſein.

Judith gehorchte lächelnd, und zog die Ringe von den Fingern, einen jedoch, ihren Trauring, hatte ſie an jene Schnur gehangen, an welcher ſie ein Medaillon trug mit den Porträts Béla's nnd ihrer Mutter.

Die alte Lávay brummte einen Satz aus der Bibel über Heidenthum und Hexerei.

— So jetzt legen Sie ihre Hand auf den Tiſch, ſo daß Sie mit ihren beiden kleinen Fingern die meinigen berühren. — So. Nun ſtellen wir die Frage: wo Béla ſich befindet?

Das Tiſchchen begann ſich zu bewegen, und verſchiedene Zeichen auf das Papier zu kritzeln; Judith ſtaunte gedankenlos das ſeltſamme Werkzeug an; auf ihren Lippen ſchwebte ein mattes Lächeln; es ſchien ihr, als wäre die Bewegung des Tiſchchens ganz willkürlich, ohne Zuthun jeder menſchlichen Kraft.

Als die Bewegung aufhörte, ſtand auf den Papier geſchrieben:

„Wolozoff."

— Wolozoff? . . . Las die Blum kopfſchüttelnd. Was iſt das? ein Dorf?

Die Kleine ſtellte ſich, als würde Sie es nicht am beſten gewußt haben, was dieſer Name zu bedeuten habe.

Judith gerieth in jenes Stadium, wo der Menſch an dem zu zweifeln beginnt, was er glaubt.

— Béla iſt wirklich bei Fürſt Wolozoff; er ließ ihn in Rechtsangelegenheiten zu ſich beſcheiden; — ſagte Judith wie für ſich.

— Ah! Sie haben an dieſen Namen nicht gedacht?

— Nein. Ich habe überhaupt auf Nichts gedacht; — erwiederte Judith beklommen, und es fiel ihr nicht ein, die Frage zu ſtellen, ob vielleicht die kleine Frau daran gedacht habe.

— Fragen wir nun, fuhr die ränkeſüchtige Frau weiter fort, mit wem Béla in dieſem Augenblicke unterhält?

— Gut. Befragen wir das.

Das Tiſchchen ſetze ſich unter den Händen der Damen abermals in Bewegnng, und als es ſtill ſtand, war auf den Papier zu leſen:

„Seraph ....

— Ah, lachte die kleine Blum. Das iſt köſtlich; Béla unterhält ſich mit überirdiſchen Weſen. — Eine köſtliche Antwort. Man wäre verſucht, zu glauben, daß Béla um dieſe Zeit ſeine Nachmittags Sieſta hält, und ſich im Traume mit Seraphinens beſchäftigt.

Judith fuhr ein Gedanke durch den Kopf; und das ſchwache Lächeln ſchwand von ihren Lippen. Jetzt erſt wollte ſie Alles recht erfahren, und ſie ſelbſt ſtellte die Frage:

— Worüber ſpricht Béla jetzt? das Tiſchchen ſchrieb als Antwort:

„Prozeß"

— Na das iſt wirklich ſpaſſig, lachte die Blum, mit ihren Händen klatſchend, — mit ſolch überirdiſchen Weſen über Prozeß zu ſprechen. . . . . Nun das iſt ſchon mehr als Scherz.

— Was für ein Prozeß iſt es, frug Judith mit noch ernſterem Geſicht.

Das Tiſchchen ſchrieb:

„Scheidung"

— Die Antworten ſcheinen mir immer unverſtändlicher zu werden, rief die Blum kopfſchüttelnd; doch will ich noch eine Frage riskiren; es iſt hier offenbar ein Scheidungs-Prozeß gemeint; aber gegen wen?

„Fertö . . . ."

— Nein, das iſt ſchon unausſtehlich . . . ärgerte ſich die Geiſterbeſchwörerin . . . . Seraph . . . Scheidungsprozeß . . . Fertö lauter unverſtändlicher Unſinn. Dieſer Geiſt iſt heute abſcheulicher Laune. Die Geiſter ſind auch ſehr launenhaft, an manchen Tagen iſt keine einzige vernünftige Antwort von ihnen zu bekommen, daran iſt aber heute blos ihre

Schwiegermutter Schuld. Wenn ein Ungläubiger bei der Befragung zugegen, werden die Geiſter verdrüßlich und geben ſolche alberne Antworten. Da ... wollen wir heute nichts mehr fragen.

Damit brach die kleine Finanzräthin die Unterhaltung mit dem „Table moving“ ab; griff nach ihrem Hut und Schawl, ſchaute das ſchlafende Kindchen in der Wiege an, bewunderte deſſen winzige Händchen, und empfahl ſich.

Judith begleitete Sie bis zur Thüre. Als ſie zurückkam, ſetzte ſie ſich an den Tiſch, und betrachtete ſinnend das beſchriebene Papier.

Die Alte nahm ihre Arbeit zur Hand, und heckelte an einen kleinen Röckchen für das Kindlein in der Wiege. ...

— Finden Sie das Ganze nicht wunderbar, liebe Mutter, unterbrach Judith das lange Schweigen.

— O ja, ſehr wunderbar, — entgegnete die alte Frau, emſig weiter arbeitend.

— Wer's nicht ſelbſt ſieht, würde es nicht glauben, ſetzte Judith traurig hinzu.

— Ich ſehe es, weiß aber, an was ich zu glauben habe.

— Was?

— An die Klopfgeiſter dieſer Narrethei gewiß nicht. Du weiſt es mein liebes Kind, daß ich aus jenen Zeiten ſtamme, wo man die Leute noch zu

Chriſtenmenſchen erzog, damit ſie das Licht ſehen mögen. In meinen Zeiten lernten zwar die Mädchen weniger Geographie, aber um ſo mehr Bibel. Dort ſteht es geſchrieben, daß Derjenige, welcher außer Gott auch noch die wahrſagenden Geiſter befragt, ſeine Strafe hiefür ſchon in ſich ſelbſt herumträgt. Ich habe es nicht vergeſſen, daß König Saul, weil er durch die Hexe von Endor Geiſter beſchwören ließ, ſich ſelbſt entleibt hatte; ich erinnere mich der Leiden und der Verherrlihung Paul's als er aus dem Mädchen von Philippi den Teufel der Wahrſagerin verjagte. Und wäre es der gelehrteſte Mann, der mir Glauben für dieſe Hexerei einflößen wollte, ich würde ihm meine Wiſſenſchaft entgegen halten und ſprechen: Herr, meine Augen ſind zwar ſchwach, aber meiu Hlaube iſt ſtark, meine Augen vermögen zwar Sie zu täuſchen, aber meine Seele nicht. Um ſo weniger wurde ich mich von einem ſolch' ſchnabelnden Papagei, wie dieſe winzige Finanzräthin einer iſt, übertölpeln laſſen; dazu bin ich doch ein wenig zu früh geboren.

— Was denken Sie alſo über die Geſchichte, Mutter?

— Ich will es dir ſagen, was ich denke. Dieſe Frau verſteht ihr Spiel ſehr gut. Was der Tiſch ſchrieb, das hat ſie ſelbſt geſchrieben .... das ganze Gekrikſel bedeutet ſo viel, daß ſich Seraphine von ihrem Gatten Fertöy ſcheiden laſſen will, und

das an dem ganzen Béla die Schuld trage. Fertöy hat hierüber der Blum geſchrieben, damit ſie den Krieg in unſere friedliche Hütte einführe. . . . Dieſe Blum, dieſe Blum! als ſie ſo plötzlich bei uns erſchien, fühlte ich alſogleich den Geſchmack jener famoſen Melone.

Judith wollte etwas wie zur Entſchuldigung einwenden. Zu weſſen Entſchuldigung? Sollte der Gegenſtand Béla, die Blum, Seraphine, oder gar die Geiſter ſein? ſie kam jedoch nicht dazu. Die alte Frau ſetzte ihre zornige Polemik fort.

— Ich glaube an keine Geiſtererſcheinungen. Ich glaube es nicht, daß irgend ein ſterblicher Menſch ſich die Geiſter der Dahingeſchiedenen dienſtbar machen könne, daß dieſe ſeine Fragen beantworten und auf ſeinen Ruf die himmliſche Glückſeligkeit oder jene hölliſche Verdamniß verlaſſen müßten, von welcher man uns in alten Zeiten ſo vieles erzählte; dagegen glaube ich, das hier auf Erden unter uns böſe Geiſter herumwandeln in geputzten Kleidern uud bauſchigen Krinolinen, dieſe ſind es, welche das Menſchenkind der irdiſchen Vedammniß entgegen führen.

— Mutter! Sie glauben doch nicht daß Béla? . . . .

— Nein das glaube ich nicht, daß Béla ſchuldig ſein könne. Ich kann es nicht glauben. Ich weiß es ja, was ich in den Baum gepfropft! Das kann ja keine böſen Früchte tragen. Aber manchmal

ſchleicht ſich ein unbekanntes Inſekt heran, ſtößt den giftigen Stachel in ein Blatt des Baumes, ſo daß es ein Auswuchs wird, deſſen Inneres mit Aſche und Schimmel gefüllt iſt. Béla iſt ein guter Mann, und das iſt ein großer Fehler. Auch ſein Vater war es, er konnte Niemanden böſe ſein. Ich mußte mich an ſeinen Feinden rächen. Dieſe Frau, die Blum, und dieſe Seraphine kenne ich recht gut! In den Tagen der allgemeinen Gefahr, war ich durch lange trübſelige Zeit gezwungen, mit ihnen in einer und derſelben Hütte zu wohnen. Während dieſer Zeit thaten ſie kaum anders als ſich in Lobpreiſungen über Béla zu ergehen. Ich mußte beinahe annehmeu, daß ſie ihn auch noch liebte, als er ſchon der Gatte einer andern Frau war. Später, als einer ihrer geweſenen Anbeter von Glanz und Ruhm umſtrahlt in der Stadt eintraf, warf ſie ſich dieſem in die Arme, und wurde ſeine Frau. Ha, wie ſie gelacht haben wird über mich, dieſe Seraphine! Wie ſie ſich oft wiederholt haben mochte; da ſteht ſie einmal dieſe Alte verrückte Frau, wie man nur ihren Sohn zu loben brauchte, damit ſie arbeite und uns bediene wie eine Magd. . . . Später ſtarb der heldenmüthige Gatte, und ſie reichte abermals ihre Hand einem Menſchen, wie er eben einer iſt. Dieſer richtete ſie an ihrem Vermögen zu Grunde, dieſe Menſchen haben mich mit ihren niederträchtigen Ränken umſponnen, um mich gegen die Gattin meines Sohnes aufzuhetzen.

Dieſe Leute wollen meinen Sohn verderben. Und nachdem Gott ihre Abſicht vereitelt, und ſie beſchämt hatte, wollen ſie Zwietracht ſäen, zwiſchen uns.

— Mutter glauben Sie das nicht, flehte Judith.

— Wenn ich auch nicht frage, ſo höre und ſehe ich doch. Was hat es dieſe Frau nöthig gehabt, hieher zu kommen; hat ſie bisher ihre Beachtung für uns nöthig gefunden?

Zum Teufel mit ihrem tanzenden Tiſch, ſie hatte mit demſelben keinen anderen Zweck, als uns wiſſen zu machen, daß ſich Seraphine von ihrem Gatten ſcheiden laſſen will, und daß Béla den Prozeß führen wird. Iſt Béla bemüſſigt, das zu thun? Welche Nothwendigkeit treibt ihn dazu.

— Daß iſt ja auch noch gar nicht gewiß, warf Judith ängſtlich dazwiſchen.

— Es muß gewiß ſein, weil es eben dieſe Frau geſagt. Seraphine möge ſich ſcheiden laſſen. Wozu braucht ſie jedoch meinen Sohn in die Angelegenheit zu mengen.

Judith war der Meinung, daß ſie etwas zu der Vertheidigung Béla's vorbringen müſſe.

— Béla iſt ja Advokat.

— Blos Advokat?! fuhr die alte Frau zornig in die Höhe . . . Béla iſt außerdem auch Gatte,

Vater und Sohn! Er iſt mir, Dir und ſeinem Kinde dort in der Wiege verpflichtet und Gott würde ihn ſtrafen, wenn er auch nur gegen eines von uns ſeine Pflicht vergeſſen könnte.

Judith lief zur Wiege, und drückte den halb ſchlummernden Säugling in ihre Arme, als gebe es Geſpenſter, gegen welche ſie dieſes kleine Weſen vertheidigen müſſe.

Die alte Lávay war jedoch leidenſchaftlich erregt und fuhr fort.

— Vor mir gilt es nicht als Entſchuldignng, daß es hunderttauſende gibt, die gleichmäßig handeln; unter den Hundert und Tauſend iſt er der Einzige, mit welchem Gott ein Wunder verübt, daß er durch die Hand einer Frau aus dem Grabe gezogen ward, aß die Hand ihm den Reſt ſeiner Jahre zurückgab, und wenn es nun ein Wunder genannt werden kann, daß ein Gatte ſeiner Frau im Wachen und Träumen ſtets treu geblieben, ſo verlange ich von ihm, daß er dieſes Wunder für dieſe eine Frau verübe.

Judith drückte das lächelnde Geſicht ihres Säuglings an ihre Wangen, als wollte ſie es ſo gegen dieſe ſchweren Worte ſchützen.

— Was ſoll das heißen? Könnte er wegen eines bleichen Geſichtes das lächelnde Glück an ſeinem Heerde vergeſſen! Nein, vergeſſen ſoll er es

nicht, oder ich ſchwöre bei Gott, daß ich zu ihm hingehen werde um ihm in die Erinnerung zurück zu rufen, daß jene Frau, welche für ihn einſt im Sarge gelegen, noch immer am Leben ſei.

— Unternehmen Sie nichts, gute Mutter beſchwichtigte Judith die alte Frau in traurigem Tone.

— Oh, fürchte nichts, ich werde keine Narrheit begehen. Ich war ſtets aufbrauſend in meinem Leben, doch kann ich von mir behaupten, daß ich den Nagel ſtets auf den Kopf getroffen. Jemand wird noch die Zeche für die böſe Stunde zahlen, und wird es nicht einmal wiſſen, wer ihm die Rechnung vorgelegt hat.

— Mutter, rief Judith entſchloſſen, bedenken Sie, daß Béla mein „Herr" iſt.

Bei uns nennen die Frauen ihre Gatten ſtets „Herren."

— Ich habe das bedacht, Béla iſt kein Kind mehr, ſondern ein Herr. Als er noch ein kleiner Knabe geweſen und im Garten Judenkirſchen geſammelt hatte, ſchlug ich im auf die Hände, damit er ſich nicht vergifte. Heute kann ich es nicht mehr thun, daß ich ihm auf die Hände ſchlage, weil er ein „Herr" und ein „Mann" iſt. Aber — das Gift — das will ich ihm noch heute aus der Hand ſchlagen!

Ein jeder Zug in dem Geſichte der alten Frau glüht vor Leidenſchaft; die Augen der jungen Frau ſchwammen in Thränen, das kleine Kindlein aber lächelte Beiden zu, wie ein Engel der Verheißung.

Die beiden Alten.

Der alte Garten mit den invaliden Bäumen, den quieszirten Roſen-Büſchchen, den penſionirten Kaktuſſen, den amputirten Trillaſchen, hatte ſich noch immer in ſeinem verkrüpelten Zuſtande erhalten. Umſonſt rechnen die Nachbarn darauf, daß ſie den Grund ankaufen, ihrem Eigenen anſchließen und dann vom Neuen friſch bepflanzen.

Der alte Knochen, Major Kolbay humpelt noch immer auf der Erde, und zählt noch immer zu den Lebenden.

Und doch hat er kaum einen Bekannten in der Stadt.

Die ganze Bevölkerung hat ſich umgeſtaltet. Nicht nur, daß aus den Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, daß Männer und Frauen zu Greiſe geworden, daß die Alten heim gingen, um „ſtille Leute" zu werden, ſondern es zog auch ganz anderes Volk an die Stelle des Alten.

Die Führer des einſtigen Komitates, die „Tábla-Biró's," hocken in ihren Neſtern auf den Dörfern, und nur eine ſehr dringende Angelegenheit vermag ſie zuweilen nach der Stadt zu treiben, dann ſind dieſe altbekannten Geſichter kaum wieder zu erkennen. Das ſonſt glatte Kinn ſtrotzt von einem grauen ſtachligen Vollbart. Es ſcheint, als wollten ſie ſelbſt in ihren Aeußeren mit der Vergangenheit brechen.

Einſt hatten die ſogenannten guten Leute, ein ſogenanntes gutes Haus, daß ſie mit ihrer fröhlichen Familie bewohnten. Wenn mann durch eine Gaſſe ging, blickte einem beinahe aus jedem Fenſter ein freundliches Geſicht entgegen, und erwiederte mit herzlichen Wohlwollen den Gruß ; dieſe Häuſer ſind jetzt von ihren Bewohnern verlaſſen. Ein anderes Volk hauſt in ihnen, welches die Fenſter, wo einſt zwiſchen den blühenden Blumen ein lockiger Blondkopf heraus lächelte, zu Thüren umgeſtallten ließ, um davor ein Tiſchken aufzuſtellen und zur Illuſtrirung der herrſchenden Glückſeligkeit — Brandwein zu ſchenken. . . .

Wenn der alte Mann, unſer bekannte Major Kolbay, ſeinen gewöhnlichen Spazirgang durch die ihm nicht ſo bekannte Gaſſe macht, pflegt er für ſich ſelbſt murrend aufzuzählen: na, da hat man wieder eine Laden-Thüre geöffnet; da hat wieder einer Bän-

der nnd Sacktücher feil; ja aus den alten Herrnhäuſern werden nun Verkaufsbuden.

Nun iſt das der natürliche Gang der Welt, welche vorwärts ſchreitet; dem „alten Knochen" fällt es jedoch ſchwer, ſich daran zu gewöhnen.

Die neue Generation beeilt ſich zu arbeiten, und verdienen zu können; ſie demüthigt ſich, ſchachert und handelt, und kümmert ſich wenig um veraltete Privilegien.

Das verſteht der alte Knochen nicht. Seine Jugendreminiscenzen führen ihm zurück in die glänzenden Tage der Schlachten, der reichen Galla-Uniform, des Privilegienthums, und es iſt ihm unmöglich, ſich in dieſe ſo gänzlich veränderte Welt hinein zu leben.

Nur das Haus der alten Lávay erlitt noch keine Veränderung, da gibt es noch keinen „Greislerladen." Schade das ſie in Peſt wohnt, meinte der Alte, ſeitdem ſie ihren Sohn wieder gefunden. Wie konnte ſie ſich überhaupt an Peſt gewöhnen!

Dem alten Kolbay fiel es ſehr ſchwer, daß er ſeine alte Freundin nicht mehr im Fenſter ſehen und ihr, wenn er znr Mittagszeit vorüberging, ſeinen griesgrämigen „guten Tag" wünſchen konnte.

An einem Tage jedoch, als er in tiefen Gedanken verſunken, auf ſeinem gewöhnlichen Heimwege begriffen war, vernahm er plötzlich eine bekannte Stimme aus dem wohlbekannten Fenſter.

— Guten Tag, Herr Major! . . . Kolbay blickte betroffen auf, und ſeine ſtarren Geſichtszüge erheiterten ſich merklich, als er ſeiner alten Freundin, die er ſo oft an dieſem Fenſter getröſtet, anſichtig wurde; „jetzt wird ſie des Troſtes kaum mehr bedürfen," dachte der Veteran.

— Sie würden einen gar nicht bemerken, wenn man Sie nicht anſpräche.

— Ach, bei meiner Seele, ich habe alle Tage durch Ihre Fenſterſcheiben geguckt, aber nie etwas anderes geſehen als dieſe Blumen da. Jetzt will ich Ihnen aber allſogleich meine Aufwartung machen.

Die alte Dame eilte ihrem Gaſte entgegen; im Hofe hatte ſie Mühe, den alten Haushund zu beſchwichtigen, welcher ſich noch immer ſein Brod verdienen wollte, trotzdem er kaum mehr zu bellen vermochte.

Der Veteran drückte unter ſiegreichen Lächeln die Hand ſeiner Freundin; aus ſeinen Zügen konnte man den ſtolzen Gedanken leſen: „hab' ich's nicht geſagt daß Ihre Schwiegertochter eine vortreffliche Frau ſei;" er wollte ſich jedoch ſeines Sieges nicht rühmen.

— Ich glaubte wahrlich ſchon, daß Sie für immer in Peſt verbleiben, müſſen ſich ſehr an die große Stadt gewohnt haben.

Die alte Frau hieß ihren Gaſt auf dem Divan Platz nehmen, ſie ſelbſt ſetzte ſich an ihren Spinnerocken, ohne die Frage zu beantworten.

Kolbay glaubte auch ferner ſcherzen zu könnnen.

— Natürlich gibt dort eine Unterhaltung die andere; die vielen Abendunterhaltungen, Soiréen, oder wie man ſie nennt, die vielen Konzerte, dann täglich Theater, wenn die Tochter eine Loge hat. Sie müſſen viel Freude an Ihren Kindern erlebt haben. . . . Ich begreife es gar nicht, wie Sie in dieſe fremdgewordene Heimat zurückkehren konnten.

Ueber das Geſicht der alten Lávay rannen zwei Thränen herab; ſie ſuchte jedoch dieſelben zu verbergen, indem ſie ſich niederbeugte, um an ihren Spinnrade etwas zu richten.

— Herr Major — begann ſie dann im ernſten Tone — hätten Sie mir nicht heute die Ehre geſchenkt, ſo würde ich Sie morgen beſucht haben.

— Ich würde mir's als große Ehre angerechnet haben; trotzdem daß Sie mir dieſe Höflichkeit ſchuldig waren; war doch ich es, der Sie bei Gelegenheit Ihres letzten Beſuches beinahe aus dem Hauſe jagte, und Sie habeu mir für dieſe Höflichkeit noch gar nicht gedankt. Ich will es Ihnen jedoch verzeihen. . . . Was habe ich Ihnen damals geſagt? Habe ich vielleicht nicht Recht gehabt? . . . . Haben

Sie Ihre Kinder nicht als die glücklichſten auf Erde wiedergefunden?

Die alte Dame ſchüttelte traurig mit dem Kopfe nnd erwiederte mit bitterer Entſchloſſenheit:

— Meine Kinder ſind nichts weniger als glücklich!

— Wie ſo? rief der Veteran plötzlich herabgeſtimmt:

Nicht glücklich? .... Meine Freundin, Sie hatten ſich ſchon einmal getäuſcht; bedenken Sie jetzt das zweitemal was Sie da ausſprechen. Einmal haben Sie dieſe Frau ſchon verkannt; damals ſagte ich Ihnen: dieſe Frau iſt eine treue, ehrliche Gattin; das behaupte ich auch noch heute; Judith iſt eine brave, ehrliche Frau!

— Da haben Sie recht, Judith iſt eine brave Frau und eine ehrliche Gattin.

— Dann verſtehe ich die Sache nicht,

— Die Schuld liegt nicht an ihr.

— Nun alſo, wer trägt den die Schuld? rief der Major entrüſtet, — der andere?

— Ja der Andere!

— Béla?

— Béla, mein Sohn.

— Das iſt furchtbar, ſo etwas von Ihnen hören zu müſſen. Das grenzt an das Unglaubliche... denn erlauben Sie mir Freundin: ſelbſt wenn Judith nicht ſo ſchön, ſo vernünftig und ſo gut wäre, als ſie

es iſt, ſondern eine Harpie, mit einem Meduſenhaupte, und dumm! wie ein Klotz, müßte ſie ein erlicher Mann, wie es Béla iſt, nach all dem, was ſie für ihn gethan, was ſie in ihrer grenzenloſen Liebe unternommen, noch immer auf den Händen herumtragen.

— So iſt es. Judith iſt ſchön, geſcheidt und gut; — dennoch hatte Béla alles dies vergeſſen.

— Unglaublich. Sie erzählen mir da ein Märchen. Gibt es denn eine Frau, die den Muth hätte als Nebenbuhlerin einer Gattin aufzutreten, die für ihren Mann durch die Hölle gedrungen, die den Muth hatte den Mann Judith's zu verführen?

— Es gibt eine!

— Das muß ein herzloſes, ein böſes, ein ränkeſüchtiges Geſchöpf ſein.

— So iſt's, Sie iſt eine herzloſe, eine ränkeſüchtige Frau dieſe Fertöy! . . .

Kolbay taumelte zurück, er mußte ſich an die Lehne des Divans ſtützen.

— Seraphine? . . . Meine . . . meine Nichte?

— Ja. Ihre Nichte; — woher das kam? . . . wie es kam? . . . . wer könnte ergründen? . . . Genug daran, einſt traf Béla mit der Fertöy beim Fürſten Wolozoff zuſammen.

— Beim Fürſten Wolozoff?

— Ja. Ich weiß es nicht, wer das iſt? Will es auch nicht wiſſen. Aber ſo viel weiß ich, daß Béla

ſich, ſeitdem er von dort zurückgekehrt iſt, ganz verändert hat. Er that geheimnißvoll vor mir und ſeiner Frau; that ſtets mürriſch nnd launiſch, ging ſehr oft auf Reiſen, ohne zu ſagen, wohin? Wir vermochten es nicht zu errathen. . . . So viel wußten wir, daß ſich Seraphine von ihren Gatten ſcheiden laſſen will, und daß Béla ihren Prozeß führt.

. . . Ah — ah! . . . machte der Alte, was Sie mir da für Neuigkeiten erzählen.

— Sie wiſſen das nicht? Nun ſo erfahren Sie es denn, daß Béla im Intereſſe Seraphinens die lange Reiſe bis nach Siebenbürgen macht. Dort ſoll die Scheidung leichter vor ſich gehen . . . welchen Lohn er hiefür zu erwarten hat, iſt ſein Geheimniß. Dabei vernachläßigt er ſeine Frau merklich. Auch dieſe hat einen Erbſchaftsprozeß, die Schlußverhandlung ſteht vor der Thüre und er hat in dieſem Prozeße ſeit Monaten keinen Buchſtaben gearbeitet. Wenn ich ihm darüber Erwähnung that, fertigte er auch mich mit den kurzen Worten ab, daß alles in Ordnung ſei. . . . Und Judith ahnt Alles; würde ſie nie Frau und Gattin ſein, wenn ſie nicht alles ahnen würde. Sie ſieht, ſie fühlt es täglich, daß Sie vernachläßigt wird, doch ſchweigt und duldet ſie, ohne es Jemanden merken zu laſſen. Sie iſt zu ſtolz, zu erhaben in ihrer Liebe um ihren Schmerz der profanen Welt zu verrathen. Nie habe ich ſie weinen, nie klagen gehört, nur ihrer Stirne ſieht

man es an, daß ſie viel nachdenkt. . . . Mein Freund von dieſer Frau habe ich viel gelernt. Sie iſt eine Märtyrerin, ein Engel. Mit keinem Blicke hatte ſie noch ihrem Gatten Vorwürfe gemacht, im Gegentheil Sie vertheidigt ihn gegen meine Anſchuldigungen.

— Das ſind ja infame Geſchichten, die Sie mir da erzählen, rief der Veteran im vollem Zorne ausbrechend. Weßhalb mußte Seraphine die Ruhe einer ehrlichen Familie ſtören, wo ſie doch von Wien bis Peſt genug jener galanten Kavaliere findet, die es werth ſind, um von ihr genarrt zu werden. Muß Sie ſich denn einen verheiratheten Mann in ihr Netz ziehen? . . . Ich danke Ihnen meine Freundin, daß Sie mir dies mitgetheilt, und ich werde es, ſowohl Ihnen, als auch andern beweiſen, daß der alte Kolbay noch nicht ſo alt iſt, als er ſcheint.

— Was beabſichtigen Sie zu thun?

— Was? Gleich morgen reiſe ich nach Peſt, ſuche dort Seraphine auf, und werde ſie zur Rechenſchaft ziehen. Es ſoll ihr dies bitter bekommen.

— Das habe ich von Ihnen erwartet, ſprach die Lávay ſich von ihrem Sitze erhebend und die Hand ihres alten Freundes drückend.

— Nicht wahr, Sie waren im voraus überzeugt, daß ich ſo handeln werde? Sie ſollen ſich in mir nicht getäuſcht haben. Oh, ſie ſoll mir ſtrenge Rechenſchaft geben.

— Dann werden wir zuſammen reiſen. Auch ich reiſe morgen nach Peſt znrück.

— Nicht wahr? auch Sie werden Ihren Sohn zur Rechenſchaft ziehen.

— Das werde ich thun, und zwar aus allen Kräften.

— Na, dann möchte ich ſehen, wer uns beiden wiederſtehen kann, wenn wir uns vereinigen! das ſoll einmal ein Angriff werden! und erſt die Rechenſchaftslegung! ereiferte der Alte.

— Ich danke Ihnen wein Herr. Ich bin nur deßhalb heraufgereiſt, um mit Ihnen in dieſer Angelegenheit zu ſprechen und Sie zum Beiſtand aufzufordern.

Der alte Kolbay war ganz entzückt darüber, daß Frau Lávay, ſo viel Vertrauen in ſeine Aufrichtigkeit und Macht ſetzte; als er nach Hauſe ging, trat er mit ſeinen ſteifen Beinen viel ſtolzer auf als ſonſt, und murmelte ununterbrochen: Das ſoll eine große Rechenſchaftslegung werden!

— — — — — — — — — —

Seraphine war ſehr überraſcht, als ſie an einem Nachmittage von ihren Spazierfahrt heimkehrend, die Viſitkarte des Majors Kolbay auf ihrem Tiſche fand.

Kolbay flog aus ſeinem Neſte! Er, der ſich ſeit zwanzig Jahren nicht über die Grenzen der Stadt begab. Und daß er gerade ſeine Nichte auf-

ſuchte, welche er noch vor der Hochzeit mit ihrem erſtem Manne ſo zornig abgewieſen hat, deutete das nicht auf außergewöhnliche Umſtände?

Der Alte muß aber etwas Großes vorhaben.

Seraphine war in den letzten Tagen von ihren neuen Fantasmagorien derart eingenommen, daß die Erinnerung an den Alten ihr Gemüth in völligen Aufruhr brachte.

Seit jenem Tage, wo ihr Béla den Rath gegeben, ſich von ihrem Manne zu trennen, und ſeit jenem Abend, wo er ſie vom Flammentode gerettet, hatte das Gemüth der launenhaften Frau eine völlige Umwandlung erlitten, den Tag hindurch ſuchte ſie die Einſamkeit, um ihren Träumen, ihren Fantaſien nachzuhängen. Und ihre Nächte?

Was ſagten ihre nächtlichen Träume dazu?

Auch dieſe hatten ſie bethört.

Seit jenem Tage verſchwand das ewig lebende Geſpenſt aus ihren Träumen, als wollte es einem andern Trugbilde Platz machen, als wäre es mit den Tauſche einverſtanden.

Von nun an war der Geſpiele ihrer Jugend, ein ewig wiederkehrendes Bild ihrer Träume. In hundert Geſtalten, in hunderterlei Verhältniſſen ſtets dasſelbe Bild; in den verſchiedenartigſten Szenen, der Aufmunterung, der Zufriedenheit, des Familienglücks, der Leidenſchaft, der Eiferſucht ſtets und immer dasſelbe Bild.

Das Geſpenſt Roberts erſchien nicht mehr. Auf den Wangen der bleichen Frau begann abermals die Roſe des Lebens zu blühen.

Der Fürſt welcher ſie zuweilen beſuchte, eiferte ſie an, ſich jetzt portraitieren und das Porträt vergangener Jahre vernichten zu laſſen, weil es entſchieden ſchlecht ſei.

Seraphine hatte ſich in eine unbeſtimmte, geſtaltloſe Zukunft ſo hineingelebt, daß das Auftauchen ihrer bekannten Vergangenheit, welches der Name ihres Onkels hervorrief, auf ſie denſelben Eindruck machte, wie auf einen der Geneſung entgegenſchreitenden Kranken, die neu hervorbrechenden Symptome des alten Uebels.

— Weßhalb mag Kolbay gekommen ſein?

Er hatte dem Kammerdiener verſprochen, nach einer Stunde zurück zu kehren. That er dieß, ſo wird er es gewiß auch halten.

Dieſe Stunde reichte für Seraphine nicht hin, um ſich darüber zu entſcheiden, welche Rolle ſie einem Manne gegenüber ſpielen ſollte, der in die Schablone ihrer Umgebung gar nicht paſſen kann? Soll ſie heiter, ſcherzhaft, ſpitzfindig ſein, ſoll ſie ihren Einfällen freien Spielraum gewähren, wie ſie es zu Hauſe in ihren Mädchenjahren geweſen? oder ſoll ſie eine gewiſſe Gravität zur Schau tragen, wie es einer großen Dame geziemt? Soll ſie ſich herzlich, freundlich, ſüßlich benehmen, wie man es einem

Verwandten gegenüber thut, den man lange nicht geſehen? Oder ſoll ſie ſich blaſirt ſtellen, wie einer, dem es ganz gleichgiltig iſt, wer immer kommt oder geht.

Der Onkel erſchien pünktlich. Seraphine vernahm, wie er im Vorzimmer ſchon ſein bekanntes Räuſpern von ſich gab. Der Kammerdiener wies ihn zur gnädigen Frau, welche ihn bereits in ihrem Boudoir erwartet. Seraphine fiel es nicht auf, daß Major Kolbay mit einer gewiſſen militäriſchen Steife herein trat: es war dies eben ſeine Manier. Seraphine empfing ihn trotzdem ſehr freundlich: „Willkommen lieber Onkel! Tauſend Jahre, daß wir uns nicht geſehen. Welcher gute Glückſtern führt Sie zu uns.“

— Zu Euch? Erwiederte der Alte, das letzte Wort betonend. Haſt wohl ſagen wollen zu Dir. Ich habe Dich im Hauſe Fertöy's geſucht und erhielt zum Beſcheid, daß Ihr ſchon ſeit einigen Monaten getrennt lebt.

— Ja wir ſind im Begriff uns ſcheiden zu laſſen. Nehmen Sie jedoch Platz bei mir Onkel.

Seraphine war ſehr überraſcht, daß ſie Kolbay beim erſten zuſammentreffen mit Du anſprach, was er ſonſt nie gethan hatte.

— Danke, erwiederte der Major. Ich kam eben um die Urſache Eurer Scheidung zu erfahren.

— Kennen Sie Fertöy?

— Ob ich ihn kenne!

— Dann müſſen Sie auch über die Urſache unſerer Scheidung im Reinen ſein.

— Uebrigens muß ich dir bemerken, daß ich Fertöy keineswegs beſſer kenne, als du ihn gekannt haſt, bevor du ihn geheirathet. Verſtehe ich es, weßhalb du dich von ihn trennen willſt, dann verſtehe ich nicht, weßhalb du ihn geheirathet haſt? Und verſtehe ich's, welche Urſachen du gehabt haſt ihn zu heirathen: dann weiß ich nicht, weshalb du dich von ihm ſcheiden laſſen willſt.

Seraphine hatte das Unglück, — anſtatt ſich aus dieſem Dilemma mit einem Bonmot herauszuziehen: die Frage an den Onkel zu ſtellen:

— Wie verſtehen Sie das?

Darauf erhielt ſie, was ſie ſuchte.

— Liebe Seraphine nehmen Sie es nicht übel, (der Alte duzte ſie nicht mehr) Sie können es auch nicht übel nehmen, wenn ich Ihr Leben mit kritiſchem Blicke verfolgte. Ich that dieſes ſeit Langem; habe ich doch nichts mehr auf der Welt zu thun, als jenen Roman zu ſtudiren, welchen Sie aus Ihrem eigenen Leben machen.

— Bitte, fiel Seraphine ein; die Feuilleton Romane, pflegt man erſt zu beurtheilen, wenn ſie zu Ende ſind.

Jene Fälle ausgenommen, wenn der Stoff des Romanes in jene Regionen hinabſinkt, wo der Leſer unwillkürlich ausruft: „auf dieſes Blatt prä=numerire ich nicht mehr.“

— Wäre dies auch bei meinen Romane der Fall? rief Seraphine in beleidigtem Tone.

— Vielleicht, vielleicht auch nicht. Deßhalb komme ich auch nicht als Kritiker, ſondern als guter Freund um den Verfaſſer auf Etwas aufmerkſam zu machen, denn wenn der Roman einmal zu Ende iſt, dann fällt er der unerbittlichen Kritik anheim; dann iſt nichts mehr an ihm zu verbeſſern. Jetzt könnte die Entwickelung noch en famille geordnet, jetzt iſt das Streichen, das Ausbeſſern noch erlaubt.

Seraphine war über die Gewähltheit der Ausdrücke ihres Onkels, der ſonſt eine gerade unge=ſuchte Sprache führte, höchſt überraſcht. Es muß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen ſein.

— Liebe Seraphine, Sie wiſſen es recht gut, wie wenig ich Ihnen mit der Langweiligkeit meiner Bemerkungen, die ich mir bei Gelegenheit der merk=würdigen Wendung Ihres Schickſals ſtellte, ungele=gen kam. . . . Ich ſagte mir: dieſe Frau iſt zu ſtolz, um von Jemanden einen Rath anzunehmen, möge ſie ihren eigenen Pfad wandeln. . . . . Jener Weg, welchem der Stolz als Weiſer dient, kann wohl auf's Eis, ins Waſſer: — nie aber in den Koth führen.

Die Lippen Seraphinen's zuckten bei dieſen Worten; ſie war nicht mächtig ein Wort zu erwiedern.

— Ein jedes Mitglied unſerer Familie beſaß Stolz; das gefiel mir; — fuhr der Alte fort, indem er ſeinem Halſe in der hohen Militärkravatte eine noch ſteiferes Halten gab. Die Leute hatten uns nicht beſonders lieb, ſie ſagten, wir ſeien ſtolz. Ich verlangte nichts anderes von ihnen. Wir waren die „Haute volée" der Gegend. Man verſpottete uns, jedoch gefiel mir dieſer Spott. Ihr Vater war nicht nur ein Geburts- ſondern auch ein Geldariſtokrat; er hielt ſich für etwas mehr im Komitate, als der Obergeſpan. Sein Stolz koſtete ihm viel Geld: ich ſah es wie er ſein Geld mit vollen Händen ſtreute, um dieſem Stolz zu fröhnen. — Er hätte eine Million hinterlaſſen können, wenn er demüthig geweſen wäre; er war es jedoch nie; ich hielt es ihm nie vor weil ich die ſtolzen Leute liebe. — Von mir will ich gar nicht ſprechen.

Weiß es doch Jedermann, daß, wenn ich in der Stadt, die ich bewohne, den einzigen Menſchen, den ich für Werth halte anzuſprechen, und ſeine Worte anzuhören, nicht ſehe und antreffe, ich für die Uebrigen ein Taubſtummer bin.

— Sprechen Sie demnach von mir Onkel! ... Drängte Seraphine, welche durch die lange Einleitung bereits nervös geworden.

— Sogleich will ich von Ihnen ſprechen. — Auch Sie waren ein ſo ſtolzes Kind. Ich habe Ihnen deßhalb nie Vorwürfe gemacht. Als Sie Robert heiratheten, wies ich die Rolle des Beiſtandes zurück, weil ich wußte, daß dieſe Heirath mit einer Demüthigung enden wird. . . .

— Ich bitte Sie, lieber Onkel; ſprechen Sie nicht von Robert . . . .

— Ich ſpreche ja nicht von ihm; nur von Ihnen. Auf das Geklatſch irgend eines irrenden Flüchtlings, legten Sie Wittwenkleider an. Ich bezweifle nicht, daß Sie dazu Grund hatten, es ſind ja ſchon acht Jahre ſeit dem verfloſſen. Die Wittwentracht iſt das Zeichen der Demuth: die in jener Zeit in Trauerkleidern gingen, waren auf dieſe ihre Tracht ſtolz; Sie aber hatten, bevor das Trauerjahr ablief, ihren Schleier zum zweiten Male mit dem Brautkleide gewechſelt, uub wurden die Gattin Fertöy's. Da dachte ich mir: Fertöy wird Karriere machen, ſteht ihm hiezu doch der Weg offen; Seraphine iſt ſtolz, hochmüthig und wünſcht zu glänzen. Ich liebe die Menſchen ja, die von der Glanzſucht befallen ſind. Uebrigens wechſeln auch Männer für hohe Stellungen und Titel, ihre Hüte, warum ſollen Frauen nicht ihre Hauben wechſeln?

— Ich verſichere Sie Onkel, daß es nicht deßhalb geſchah — warf Seraphine im Tone ſchüchterner Entſchuldigung ein.

— Ich ſage ja nur, daß ich „damals" geglaubt; daß es aber nicht ſo geweſen, brauchen Sie mir erſt nicht zu beweiſen.

— Sie kannten die ſchlechten Eigenſchaften Fertöy's, und eben dieſerhalben wählten ihn zum Gatten. Ich erſuche Sie nicht in Aufregung zu gerathen, bisher haben weder Sie noch ich Urſache dazu. Jetzt können wir noch fromm und freundlich mit einander reden, das iſt noch alles reiner Scherz. Später werden wir eine Sprache führen, daß wir von unſern Sitzen aufſpringen und einen Lärm anſchlagen, daß die Nachbarn und die Leute auf der Gaſſe zuſammen ſtrömen .... daß Sie mich durch Ihren Diener hinaus werfen laſſen, und ich ſelbſt noch von der Stiege zu Ihnen hinauf ſchreien werde; bis dahin bleiben wir bei kaltem Blute.

Seraphine faltete zitternd die Hände, als wollte ſie um Schonung flehen.

— Nun fahren wir fort. Sie haben ſehr gut mit jenem Fond gewirthſchaftet, den man die Nachſicht eines nichtswürdigen Gatten nennt. Sie konnten thun was Sie wollten. All' dies war kein Geheimniß vor der Welt; doch war es verdeckt durch den Namen des Gatten! Es mag eine Gattung des Stolzes geben, die den Schatten, welchen eine fürſtliche Krone auf ſie wirft, für blendendes Licht hält; ich theile dieſe Anſicht nicht, doch verdeckt der Name eines Gatten auch dieſen Schatten.

— Onkel, Sie ſind zu grauſam.

— Laſſen Sie mich hinauswerfen. Ich ſelbſt bitte Sie darum in Ihrem Intereſſe, denn ich habe die Abſicht noch grauſamer zu werden.

— Ich werde ſchweigen.

— Und ich behaupte, bisher war dieſe Frau ſtets ſtolz, ihr Stolz hatte zwar eine ſchiefe Richtung, es war jedoch immer noch ein Stolz, eine Ambition der Weltfrau, welche ſich neben dem Range ihres Gatten auch durch den Glanz der fürſtlichen Krone ihres Anbeters geſchmeichelt fühlt. Plötzlich ſind ſie jedoch aus Ihrer Rolle gefallen. Das Schickſal führte ſie unverſehens mit einem Manne zuſammen, an den Sie mit den Banden erſter jugendlicher Liebe geknüpft ſind. Da hatten Sie vollends ihren Kopf verloren.

Seraphine zitterte, wie ein ſchwaches Kind, und erbleichte, als ſie ihr Geheimniß entdeckt ſah.

— Hören Sie mich an, Seraphine, fuhr der unerbittliche Alte fort: Sie und Ihr Jugendfreund hatten in einer Zeit Gelegenheit genug, wo man ungehindert die Worte: „Ich gehöre Dir und Du biſt mein," ausſprechen kann und darf. Warum Sie es damals nicht thaten, müſſen Sie ſelbſt am beſten wiſſen, warum Sie es eben heute thun, werde ich Ihnen erzählen.

— Es thut mir ſehr leid, daß ich es ſagen muß, aber ich muß es, weil mein Leben nur mehr

eine Szene ist. Möglich, daß ich meine alten Knochen schon morgen zur ewigen Ruhe legen muß, und wenn ich heute nicht spräche, wäre ich, bei Gott, gezwungen mich morgen in eines jener albernen „Table moving's" zu verkriechen, um als Klopfgeist Ihnen meine Meinung kundzugeben. . . . Ich mache Sie jedoch nochmals aufmerksam, daß, wenn Sie irgend ein Mittel gegen die Ohnmacht besitzen, Sie dieses zur Hand halten sollen, denn was ich Ihnen sage, ist eine verteufelt grausame Geschichte.

— Ich werde sie anhören umsomehr, als ich die Geschichte schon kenne.

— Liebe Seraphine, diese Geschichte ist Ihnen unbekannt. Sie sind vielleicht der Meinuug, daß ich Ihnen sentimentale Vorstellungen machen werde über die aufgestörte Ruhe einer glücklichen Familie, wegen der vergossenen Thränen der jungeu Lávay. . . Was scheere ich mich um das? Was kümmern mich die Lávay's. Ich habe es nur mit Ihnen zu thun. Nun hören Sie! die Scheidung von Ihrem Gatten hat Ihnen Béla Lávay angerathen.

— Woraus vermuthen Sie das? frug Seraphine betroffen.

— Wenn Sie mich weiter anhören, werden Sie es erfahren. Herr Béla hatte keine Lust, Sie zum Altar zu führen, denn man überlegt es sich zweimal, Ihren Launen ewige Geduld zu schwören. Es beliebte ihm nicht, Sie zur Frau zu nehmen und

um der vergänglichen Freude willen, die Ihr Lächeln bietet, Herz, Ruf und Geschick ihrem Leichtsinn anzuvertrauen. In dem Augenblick aber, da wir der Welt nichts mehr schuldig zu sein glauben, nähern wir uns einander wieder. Die Frau ist schön, und taugt sie auch nicht zur Gattin, so kann sie desto angenehmer sein als — Geliebte.

Auf diese Worte schrie Seraphine auf, als hättte sie eine Tarantel gestochen.

— Nichtwahr, diese entsetzliche Grobheit haben Sie nicht erwartet, sprach Kolbay von seinem Sitze aufstehend und nach dem Hut langend. Und doch, bin ich noch keineswegs zu Ende. Noch ein Wort.

Seraphine schritt hocherregt auf und ab im Zimmer. Wie ein schöner Leopard im Käfig unter dem machtvollen Blick des Bändigers; ihr Busen wogte stürmisch, ihre Lippen zitterten. Einen Augenblick stand sie an dem Fenster still, als ob sie darau sänne, die Flügel zu öffnen und sich jählings hinabzustürzen, um nicht das hören zu müssen, was der Alte noch auf der Zunge hatte.

Dieser aber fuhr erbarmungslos fort:

— Bisher waren Sie etwas: eine Frau, deren Gatte ihr alles durch die Finger sieht. Ein unbedeutender Titel, aber noch immer gut genug. Jetzt scheiden Sie von Ihrem Gatten und sie werden — was man „eine schöne Frau" zu nennen pflegt.

Alle Welt wird Ihnen ſagen, daß Sie eine ſchöne Frau ſind, und alle Welt wird — das Recht haben, Ihnen das zu ſagen. Und es wird dies keine Schmeichelei ſein, und die Frau, welcher man es ſagt, wird kein Recht mehr haben ſtolz zu ſein.

Seraphine ſetzte ſich dem Alten gegenüber, entſchloſſen, den Becher zu leeren, wenn er auch Gift enthalten ſollte.

— Seit drei Tagen ſuche ich Ihren Gatten, um ihm ins Geſicht zu ſagen, daß ich ihn unter allen Leuten, die ich achte, für den allerletzten halte, und daß er mit einem Fuße ſchon jenen Pfad betreten, auf welchem elende charakterloſe Menſchen wandeln; doch er verſteckt ſich, läßt ſich abläugnen. Ich weiß es, daß er ſich anfangs betroffen zeigte, als Sie von der Scheidung ſprachen, doch hatte er ſeine Skrupel aufgegeben, als ihm der „reiche Mann“ mit ſeinen Beweismitteln näher rücke; und jetzt iſt auch er für die ſchnelle Löſung des Prozeßes. Wenn ich ihn nicht finden ſollte, werde ich ſchon den „reichen Mann“ und Ihren Advokaten finden. Das ſind Männer, denen es werth iſt Grobheiten zu ſagen. . . . . Denn Sie müſſen es wiſſen, theuere Kouſine, daß ich der Bruder Ihrer Mutter, nichts anderes hinterlaſſen werde, als ein verwahrloſtes Haus und eine kleine elende Wirthſchaft; aber meinen Namen will ich Ihnen ſo rein und unbefleckt hinterlaſſen, wie ich ihn von meinem Vater

geerbt. — So, jetzt können Sie mich fortjagen. .... ich habe ausgesprochen.

Seraphine fuhr von ihrem Sitze empor und ergriff hastig die Hand des Alten, welcher im Begriff stand, sich zu entfernen.

— Bleiben Sie noch. .... Gehen Sie nicht zu Jenen, die Sie erwähnten.

— Sie fürchten für Jemanden? vielleicht gar für mich den alten Knochen?!

— Warten Sie bis morgen Mittag; da sollen Sie etwas erfahren; und wenn Sie auch dann nicht zufrieden sind, so können Sie thun, was Sie für nothwendig erachten, gegen mich, oder gegen Jedem andern.

— Bis morgen Mittag? Wann ist bei Ihnen Mittag?

— Um zwölf Uhr.

— Gut. Ich werde Punkt zwölf Uhr bei Ihnen erscheinen, bis dahin will ich mich nirgends zeigen.

Damit entfernte sich der Alte; und Seraphine blieb allein. .... Allein? Ah, sie hatte eine ganze Hölle zur Gesellschaft.

Was ihr dieser Alte Mann gesagt, blendete sie wie der Feuerschein eines über den Köpfen brennenden Hauses.

Da war den glücklichen Träumen mit einem Male ein Ende gemacht und dahin waren die verlockenden Fantasiegebilde — dahin, zerronnen, im Schaum und Nebel aufgelöst, vor dem einen frostigen Gedanken: Er machte dich nicht zur Gattin, aber als Geliebte bist du ihm gut genug.

Der Tag der Abrechnung.

Der folgende Tag war auch ſonſt ein merkwürdiger Datum für die beiden Familien.

Am Vorabende dieſes Tages hatte Béla zu ſeiner Familie geſagt, daß er die ganze Nacht wach bleiben werde, weil er dringende Geſchäfte habe, die bis am Morgen beendigt ſein müſſen.

— Morgen iſt die Schlußverhandlung in deinem Prozeße gegen Fertöy, ſagte die alte Frau zu ihrer Schwiegertochter, der junge Herr hat die Sache vernachläßigt, jetzt muß er eilen.

Béla wachte in der That die Nacht hindurch und noch am Morgen konnte man hören, wie er im Zimmer auf und abſchritt.

Er ließ ſich auch das Frühſtück in ſein Zimmer bringen, denn noch hatte er nicht alles beendet.

Um neun Uhr ließ er einen Lohnwagen holen uud er trug einen ganzes Acktenbündl unter dem Arm, als er zu den Frauen hinüber kam, um ſich, wie er es gewöhnlich that, von ihnen zu verabſchie-

den und ihnen zu ſagen, wohin er ſich begebe und wann er zurückkehren werde.

— Heute wird die Schlußverhandlung in deinem Prozeße ſein, ſagte er, indem er Judith in die Arme ſchloß; ſonſt gab er ihr keinerlei Erklärung. Dann erkundigte er ſich nach dem Befinden des Kindes und ob es in der Nacht gehuſtet.

— Das würdeſt du wohl gehört haben, denn du warſt wach, antwortete die Mutter.

— Ich wahr ſehr vertieft in der Arbeit.

— Nicht wahr, du haſt dich mit den Arbeiten in Judith's Prozeße verſpätet.

— In Judith's Prozeße? O, daran habe ich nicht gearbeitet, da iſt die Replik eine ganz einfache, die ich im Gerichtsſaale niederſchreiben werde.

Alles ſchwig hierauf. Der Diener meldete, daß der Lohnwagen angekommen; Béla nahm ſeinen Hut und ging.

Die alte Frau begleitete ihn gar nicht hinaus, wie ſie zu thun pflegte.

Alſo auch in der Nacht, da daß Vermögen ſeiner Gattin, ſeines Kindes auf dem Spiele ſteht, beſchäftigte er ſich mit den Angelegenheiten jener andern Frau. Die alte Lávay war in Verzweiflung. Judith aber lehrt ihr Kind das Wort „Vater" ausſprechen. Béla fuhr directe nach der Wohnung Seraphinens.

Für ihn war das Haus auch zu so früher Stunde offen; der Kammerdiener wußte, daß er ihm zu jeder Zeit den Eintritt geſtatten dürfe.

Die blaſſe Frau war heute beſonders ſchön. In den Augen der magnetiſche Glanz einer Betäubung, die eine durchwachte Nacht erzeugt, ihr ungeordnetes Haar ruhte in einem Perlennetze. Auf den blaſſen Zügen aber ruhte das ſelbſtbewußte Lächeln, welches das farbloſe Geſicht ſo ſtrahlend macht. Ihre Morgentoillette war mit Geſchmack gewählt; ein geſticktes weißes Oberkleid mit blauem Gürtl. Sie ſah darin wie ein Kind, wie ein junges Mädchen aus.

Béla fiel es unwillkürlich ein, daß er vor Jahren ein ſolches Kind geſehen, mit einem ſolchen unſchuldigen Lächeln, mit einem ſolch' eng anſchließenden weißen Kleide und in ſolch' vertraulicher Nähe.

. . . . Doch was geht dies den Advokaten an.

— Euer Gnaden werden entſchuldigen, daß ich ſo früh komme, doch muß ich zu einer Verhandlung eilen, und wie ich Ihnen ſchon öfter erklärt, wird es mir ſehr lieb ſein, wenn in dieſem Prozeße früher ein Urtheil gefällt, als in dem Andern.

— Iſt das der Prozeß „Ihrer Gattin" frug Seraphine.

— Es iſt der Prozeß Judith's.

— Gegen meinen „Gatten"?

— Ja, gegen Herrn Fertöy.

Seraphine betonte die letzten zwei Worte so ſtark, daß dieſe Betonung einem jedem Andern aufgefallen wäre, nur Béla bemerke es nicht. Er dachte gar nicht daran, wo Seraphinens Gedanken weilen können.

— Demnach wäre es Ihnen angenehm, wenn in dieſem Prozeß ein ſchnelleres Urtheil gefällt würde?

— Ich habe meine Gründe, weßhalb mir dies angenehm, auch habe ich alle Akten mitgebracht, damit Sie einige derſelben, mit ihrer nothwendigen Unterſchrift fertigen.

— Alſo iſt auch meine Unterſchrift nothwendig?

— Natürlich.

— Wünſchen Sie, daß ich ſie ungeleſen unterzeichne?

— O nein, Sie müſſen es mit Aufmerkſamkeit durchleſen, worunter Sie ihren Namen ſchreiben.

— Auch wenn Sie das Schriftſtück verfaßt haben?

Seraphine blickte bei dieſen Worten Béla mit ſo verführeriſchen Lächeln an, wie ſie es nie zuvor gethan.

— Auch ich könnte irren. Deßhalb erſuche ich Sie zu leſen.

— Soll das gleich geſchehen?

— Ich habe Eile.

— Sie ſcheinen ſich der feinen Geſellſchaft ſehr entrückt zu haben. Ein Mann von größerer Höflichkeit würde ſagen: Möge mein Warten eine Ewigkeit dauern. Doch will ich Sie nicht länger aufhalten. Sie haben heute Ihre Gattin gegen Fertöy zu vertheidigen; was keine kleine Aufgabe iſt. Sie können ſich daher nicht mit mir beſchäftigen. Laſſen Sie mir dieſe Schriftſtücke zurück; ich werde mit denſelben bis zu Ihrer Rückkunft fertig werden.

— Es wäre mir lieber geweſen, wenn Sie dieſelben in meiner Gegenwart geleſen und unterzeichnet hätten. Bis halb ein Uhr glaube ich wieder bei Ihnen zu ſein.

— Um halb eins? lachte Seraphine.

Béla fragte nicht, weshalb ſie lache? Er ſuchte jene Schriftſtücke hervor, die ſie durchzuleſen und zu unterzeichnen hatte; dieß legte er auf einen kleinen Tiſch; die übrigen band er in ein Bünd'l zuſammen und legte ſie an einen anderen Ort.

— Sie werden alſo bis halb ein Uhr zurückkehren, und ich kann Sie alſo erwarten, ſprach Seraphine, dem ſich verabſchiedenden die Hände reichend, und tief in ſeine Augen blickend — Sie werden ganz gewiß zurückkehren?! Das iſt ſchön von Ihnen, das iſt herrlich von Ihnen.

Dabei ſtreichelte ſie mit ihren zarten Händen den Bart Béla's, wie es zarte Herzen ihrem Geliebten gegenüber zu thun pflegen; und nachdem er die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, begann ſie zu lachen, und ihrer Einſamkeit ließ ſie die Worte hören:

„Es wäre ihm alſo nicht zuwider, mich zu lieben.

— — — — — — — — — —

Der Verſammlungsſaal des weiland Komitates war zu dieſer Zeit in kleine Bureaus eingetheilt. Es war eben eine Epoche hereingebrochen, wo man nicht mehr derlei große Säle benöthigte, wo tauſend Menſchen zuſammen die Reden Einzelner anhören mußten. Die Räumlichkeiten mußten benutzt werden, aus dem großen Saale ſchuf man kleine Bureaus, man zog Zwiſchenmauern; brachte Thüren an, und verſah ſelbe mit Nummern. Der gefällige Leſer möge mir es verzei hen, daß ich die Urſache deſſen nicht angeben kann, warum Nummer 14 gerade jene Oertlichkeit war, wo im Prozeße Fertöy's contra Hargitay die Schlußverhandlung ſtattfand, daß ich die dort Anweſenden namentlich nicht anzugeben weiß und warum Herr Blum, der geweſene Verpflegs-Beamte dort als Präſident fungirt? Auf all' dies kann ich mich ebenſo wenig erinnern, wie auf einen Traum, von dem man plötzlich aufgeſchreckt worden iſt.

Nun ich thue Buße wegen meiner Vergeſſlichkeit. Doch möge es mir zur Entſchuldigung dienen, daß ich in jener Zeit ſo viel Namen gehört und ſo viele Geſichter geſehen, daß ich mich deren nicht mehr erinnern kann.

So viel kann ich jedoch ſicher behaupten, daß der Präſes Herr Blum geweſen, und daß die übrigen Herrn auch ſehr ehrenwerthe Männer geweſen ſein durften, die in einem andern Lande auch heute noch in hohen Ehren ſtehen, wie ſie es auch verdienen; doch unter unſerem Meridian erinnert ſich ihrer kaum noch Jemand mehr. Die Herrn Fertöy und Bárſing beflißen ſich pünktlich zu erſcheinen; nicht ſo Béla Lávay, auf den man noch eine halbe Stunde warten mußte.

Herr Blum vermochte es nicht zu unterlaſſen, um Herru Fertöy im Geheimen **sub rosa** zuzuflüſtern, daß ſein Prozeß ohne Zweifel gewonnen ſei. „**Scripta manent**“ (das Geſchriebene bleibt). Das eingereichte Teſtament ſchließt jeden Zweifel aus; das Gericht kann nicht anders entſcheiden, als das Fertöy in das Beſitzthum Hargitay's als geſetzlicher Erbe allſogleich einzuſetzen ſei.

Trotz dieſer Verſicherung ſchien Herr Fertöy heute ſehr niedergeſchlagen.

Es gibt Geſichter, welche die Welt ſehr lange als jung betrachtet hatte, und die an einem ſchönen Morgen ihre Bekannten damit überraſchen, daß ſie

alt geworden ſind. Falten die bisher Niemand bemerkt hatte, beginnen ganze Furchen über das Geſicht zu ziehen, und die Zeit beginnt auf der Stirne den gebührenden Platz einzunehmen. Fertöy ſchien heute um zehn Jahre älter, als er es geſtern geweſen iſt.

Herr Bárſing allein ſchien ſeiner guten Laune nichts vergeben zu wollen.

Er reichte jedem der Beiſitzer die Hand, und verſtieg ſich in ſeiner Laune ſogar ſo weit, daß er nach der Tabaks-Doſe des Herrn Blum langte, und um die Vortreflichkeit des Inhaltes derſelben mit großer Oſtentation darzuthun, in furchtbares Nieſen ausbrach.

Herr Blum war ein ſehr guter Freund der beiden anweſenden Herrn.

Endlich erſchien der gegneriſche Advokat, Herr Blum winkte den Gerichtsbeiſitzern ihre Plätze einzunehmen. Die Verhandlung begann. Ein junger Mann mit einem für ſeine Ohren gefährlichen Vatermörder bewaffnet, damals Auskultant genannt, las etwas aus den Schriften vor, und, als er geendigt, ſetzte Herr Blum ſeine Brille auf, ſah ſich den gegneriſchen Advokaten an, und befragte ihn, ob er noch etwas vorzubringen habe, Béla verlangte kaltblüthig, man möge ihm das Original des Teſtamentes vorweiſen.

Auf ſein Verlangen übergab man Béla das Dokument.

Er that jetzt dasſelbe, was er in Gegenwart Bárſing's gethan: er hielt es nämlich aufmerkſam gegen das Licht und ſchaute eine Weile durch das Papier.

Dann legte er es ruhig auf den Tiſch des Gerichtsſaales nieder, und ſprach, ſeine Worte ſcharf betonend:

— Dieſes Dokument iſt gefälſcht!

Fertöy fuhr zuſammen, während Bárſing wie von einer Tarantel geſtochen von ſeinem Sitze ſprang, und etwas von Unverſchämtheit ſtotterte.

Blum nahm ſeine Brillen von den Augen, und winkte Bárſing er möge ſchweigen.

— Womit beweiſen Sie, daß dieſes Dokument gefälſcht ſei?

— Die Beweisführung iſt ganz einfach. Die geehrten Beiſitzer des Gerichtshofes werden es wiſſen, daß man einſt Dokumente nur auf geſchöpftes, und nicht auf Maſchinen-Papier ſchrieb.

— Das iſt ja doch geſchöpftes Papier — rief Bárſing dazwiſchen, während die Sommerſproſſen in ſeinem Geſichte gleich Sternen zu funkeln begonnen.

— Bitte mich zu Ende zu hören. Dieſe Gepflogenheit hatte eine ſehr rationelle Urſache. Auf das geſchöpfte Papier iſt in Waſſerſchrift der Name

der Fabrik angebracht und dabei ein Buchſtabe welcher das Jahr bezeichnet, in welchem das Papier erzeugt worden iſt. Im erſten Jahre der Errichtnng der Fabrik wendet man den Buchſtaben A. in zweiten B. u. ſ. w. an. Wenn nun Jemand ein Dokument fälſcht, und es antedatirt, wird das ſpäter erzeugte Papier zum Verräther an ihm. Ich machte in dieſer Hinſicht eingehende Studien im Archive der königlichen Kurie, bei einem gleichen Prozeßfalle noch aus dem vorigem Jahrhundert. — Was im vorliegenden Falle bemerkenswerth iſt, daß der Name der Fabrik auf den Waſſerzeichen des Papiers gar nicht vorkommen könnte, denn dieſe Fabrik wurde erſt im Jahre 1851 errichtet, während das Dokument von 1847 datirt. Der Buchſtabe E. beweiſt aber klar, daß das Dokument im Jahre 1856 verfaßt wurde, alſo neun Jahre ſpäter nach dem Tode des angeblichen Teſtament-Verfaſſers.

Fertöy fiel bei dieſen Worten ohmächtig vom Stuhle; man mußte ihn bei Seite tragen.

Bárſing aber erhob ſich otternd, und ſtotterte zähneklappernd, man möge auch ihm das Dokument zur Beſichtigung übergeben, welches die Beiſitzer einer nach den Andern gegen das Licht hielten und dabei, wie entrüſtet den Kopf ſchüttelten. Einer derſelben behauptete ſogar, er wäre anweſend geweſen als man dieſe Fabrik in Böhmen mit großer Feier-

lichkeit eröffnete, dies ſei aber drei Jahre ſpäter geweſen, als das Teſtament datirt ſei.

Herr Blum zog ſeine Tabaksdoſe aus der Taſche, öffnete deren Deckel, jedoch nicht um Herrn Bärſing nochmals eine Priſe anzubieten, ſondern um deren Inhalt, welcher durch die Berührung von den Fingern eines Fälſchers profanirt wurde, verächtlich auf die Erde zu ſtreuen.

Dann klingelte er; die zwei Gendarmen, welche den ohnmächtigen Fertöy hinausgetragen hatten, erſchienen.

Herr Blum ſprach kaltblütig zu den Dienern des Gerichtes:

— Dieſe zwei Herrn ſind in zwei verſchiedene Zellen in proviſoriſche Unterſuchungshaft zu bringen.

Bärſing wunderte ſich nicht darüber, daß ihn ein ſolches Fatum ereilte; ſondern, daß Herrn Fertöy ſolch' menſchliche Dinge paſſiren können.

Fertöy war ein gewaltiger Herr, ein Mann von großen Einfluß, und hoher Autorität und was mehr, ein alter Freund Blums. Trotzdem hatte Blum mit ſo kalter gleichgiltiger Miene dem Gefängnißwärter aufgetragen, dieſen beiden Herrn jedes Schreibzeug, Meſſer, u. ſ. w. abzunehmen, als hätte er es mit gefährlichen Bethárn, oder ſechskreuzerſtück Fälſcher aus irgend einer Vorſtadtkneipe zu thun.

Dann wandte er ſich mit gleich kaltem Blute zu Béla:

— Wollen Sie gefälligſt Herr Advokat ihr Schluß-Plaidoyer zu Protokoll geben, das Uebrige wird Sache des Staatsanwaltes ſein.

— — — — — — — — — —

Als Béla den Gerichtsſaal verließ, traf er auf den Korridor mit ſeinem Freund Melchior zuſammen.

— Man rief mich eilig aus dem Spital hieher, ich mußte Herrn Fertöy zur Ader laſſen. Er iſt bereits zur Beſinnung gelangt, doch fühlt er ſich, wie Einer, den man einen ganz regelrechten Kopfhieb verſetzt hat.

— Das will ich glauben, und der Andere?

— Der hat vor lauter Schrecken ungeheueren Hunger bekommen, und hat ſoeben in das benachbarte Gaſthaus um eine Portion Beafſteak geſchickt.

— Wie es ſcheint, will dieſer Schurke alles dem Fertöy in die Schuhe ſchieben. Um ſo ſchlechter für ihn. Biſt du bereits von Allem unterrichtet, was hier geſchehen iſt?

— Von Allem. Während du drinnen ſchriebſt, berichtete mir der Notär alles, was drinnen vorgegangen.

— Dann erſuch ich dich zu meiner Frau zu eilen, wenn du Zeit haſt.

— Wenn ich Zeit habe? Welch' eine Sprach!

— Um ihr über den Ausgang der Angelegenheit Bericht zu erſtatten.

— Wie? rief der kleine lahme Mann, der Erſte zu ſein, welcher dieſe Botſchaft deiner Gattin und deiner Mutter überbringt? Ah, Freund, welch, goldener Mann du biſt! Ich laufe.

— Damit du beſſer laufen kannſt, nehme meinen Fiaker, welcher unten beim Thore ſteht; ich habe ohnedies bis Mittag noch einen Weg zu machen, doch will ich ihn zu Fuß zurücklegen.

Melchior überglücklich der Ueberbringer einer ſolch' freudigen Botſchaft zu ſein, ſtürzte trotz ſeiner Lahmheit mit ſolcher Schnelligkeit die Stiege hinab, daß er in der That ſeinem Freunde zuvor kam.

— — — — — — — — — —

Béla Lávay kehrte zu Seraphine zurück.

Mit dem vielen offiziellen Geſchreibſel verging die Zeit derart, daß er ſich beeilen mußte, um zur verſprochenen Zeit dort zu ſein. Die Eile hatte ihn ganz erhitzt. Als er ſo aufgeregt in das Vorzimmer Seraphinen's trat, fand er ſich plötzlich dem alten Kolbay gegenüber, welcher ſich ſo eben entfernen wollte.

Das Geſicht des alten Herrn ſtrahlte vor Zufriedenheit, welche in eine Fröhlichkeit ausbrach, als er Béla's anſichtig wurde.

— Ah, ergebenſter Diener Euer Gnaden! Beliebten zu kommen. Freut mich ſehr Sie zu treffen! Belieben vielleicht meine Nichte zu beſuchen? Bitte nur hienein zu ſpazieren, bitte, Sie iſt ganz allein und erwartet Sie.

Alles dies war in einem Tone geſprochen, wie er ihn vom alten Herrn noch nie geſehen.

Doch hatte er den Kopf mit ganz andern Gedanken voll, um ſich darnm zu kümmern, was wohl dieſen empathiſchen Freuden-Ausbruch des Alten verurſachen mochte? Er eilte zu Seraphine.

Die Dame erwartete ihn in dem Empfangsſalon. Sie war ganz für die Gelegenheit angekleidet; trug ein dunkel violettes Sammtkleid mit ſchwarzen Spitzen aufgeputzt; nach der damaligen Mode auf der Bruſt kühn ausgeſchnitten; die langen herabwallenden Locken ſpielten mit den ſchneeigen Schultern, und den marmorenen Buſen. Sie war eine blendende Schönheit.

Ah, guten Morgen, rief ſie mit bezaubernden Lächeln, wie ſchön von Ihnen, daß Sie ſo pünktlich erſcheinen.

Béla mißfiel es heute beſonders, daß Seraphine ſich „ſo ſchön zu ſein“ bemühte.

— Ich kam, um die Dokumente abzuholen. Haben Euer Gnaden bereits unterzeichnet? — Die Dokumente ſind fertig, ſagte Seraphine mit ironiſcher Sanftmuth; — und zeigte dabei auf die Flam-

men des Kamins. Was dort brennt, ist eben der Prozeß, wenn Sie Einsicht nehmen wollen, können Sie es immerhin noch thun.

Béla blickte die Dame noch immer verwundert an. Seine Augen schienen zu fragen, was dies zu bedeuten habe?

— Wie Sie sehen, habe ich „Ihren Prozeß" in das Feuer geworfen.

Dabei blickte sie ihn mit der siegreichen Miene dämonischer Rache an.

— Und nun erfahren Sie es mein Herr, worüber Sie vielleicht bisher im Zweifel sein konnten. Ich war die Gespielin Ihrer Jugend, es war zwar Scherz, doch betete ich Sie an. Sie wurden der Gatte einer anderen Frau; ich die Gattin eines andern Mannes. Sie vergaßen mich gänzlich, trotzdem betete ich Sie an, meinen guten Ruf verdunkelte die Verläumdung jener Kreaturen, die schlechter gewesen, als ich; Sie mieden mich, Sie verachteten mich, um so mehr betete ich Sie an. Plötzlich dachten Sie: Dieses Weib ist schon elend genug dazu, um liebens würdig zu sein. Da näherten Sie sich mir; und ich, ich lache Sie jetzt aus.

In Béla's Adern erstarrte das Blut. Wie denn nicht; war doch dieser Spott, dieses Lachen kälter, als eine Nacht der Eis Region.

Dazu hatt Seraphine ihre mit feinem Atlasschuhe bekleidetes zierliches Füßchen auf das mes-

ſingerne Geländer des Kamins gelegt, als wollte ſie dasſelbe beim Feuer des brennenden Scheidungs-Prozeſſes wärmen.

— Unglückliche Frau, was haben Sie gethan! rief Béla, traurig die Hände faltend. — Wann haben Sie dieſen unglücklichen Gedanken geträumt? So eben komme ich vom Gerichte, wo man Fertöy als Fälſcher ins Gefängniß warf!

Seraphine ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus, und zog ihren Fuß zurück, als würde ſie denſelben verbrannt haben.

— Ich wußte es längſt, daß Fertöy ein gefälſchtes Teſtament eingereicht hat. Als unumſtößlicher Beweis diente das Papier ſelbſt, auf welches er es ſchreiben ließ! doch wartete ich mit der Entdeckung; als ich mir darüber Gewißheit verſchaffte, war mein erſter Gedanke der: Dieſer Menſch iſt mein Feind; er hat ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet; doch ſeine Gattin iſt meine Freundin, ſie war die Geſpielin meiner Jugend, ſie darf nimmermehr mit ihm untergehen. Verſtehen Sie mich gut. Ich hatte das glühende Eiſen in Händen, womit ich auf den Namen eines Menſchen, der es verdient hatte, ein unauslöſchliches Schandzeichen brennen mußte; war es nicht meine Pflicht, die Gattin jenes Mannes, wenn ich die Frau einſt verehrt habe, zu warnen: gehe aus dem Wege, damit meine Hand, nicht auch dich verwunde?

— Ach, ſtöhnte die bleiche Frau bis in das Innerſte ihres Herzens getroffen, griff mit beiden Händen nach ihren Schläfen, und knickte gebrochen zuſammmen.

— Ich wußte es, daß die Schmach Fertöy's ſein ganzes noch übriges Leben in den Pfuhl der Schande herabziehen wird. Ich beeilte mich, Ihnen die Hand zu reichen, um ſie jenem Abgruude zu entreißen, in welchen er Sie mitgezogen hätte. Tag und Nacht arbeitete ich dafür; klopfte bei allen Gerichten an; reiſte von Stadt zu Stadt; verheimlichte alles vor meiner Gattin, verſtehenSie das, vor meiner eigenen Gattin, um, wenn ich den unabwendbaren Schlag auf den Namen Fertöy's führen mußte, Sie im Stande ſeien zu ſagen: dieſer Name iſt nicht mehr der meine, ich habe mich von ihn losgeſagt, bevor ihn die öffentliche Schmach getroffen.

Seraphine erhob ſich zitternd von ihrem Sitz; ihre Augen waren mit Enſetzen, flehend auf Béla gerichtet.

Dieſer fuhr fort.

Und Sie ſahen in alldem nichts anderes, als das Erwachen einer niedrigen, verächtlichen Neigung. Ich bin Ihnen dank ſchuldig für dieſe Lehre, „Biſt du Advokat, haſt du mit den Herzensangelegenheiten nichts zu thun," Und Sie, Madame, tragen Sie nun den Namen ihres Gatten, und erdulden Sie

jenes Schickſal, welches Sie ſelbſt über ſich herauf beſchworen.

Die ſtolze Dame ſtürzte zu den Füßen des Mannes nieder.

Sie verſuchte es nicht, dieſe Hand nochmal zu ergreifen, die ſie gerade in jenem Momente ſo ſpöttiſch zurückgewieſen, als dieſelben ſie erheben wollte. Sie ſtürzte zu den Füßen des Mannes und ſchluchzte! In dieſem herrlichen Sammtkleide, mit den wallenden Seidenhaaren, mit dem wogenden Marmorbuſen, mit den vor Schluchzen zuckenden Achſeln, lag ſie da auf den Knieen, ein Bild des glänzenden Jammers, die Worte wiederholend: „zertretten Sie mich.“

Béla fühlte noch immer Bedauern für dieſes Weib.

— Gegen mich haben Sie nicht geſündigt, nur gegen ſich ſelbſt. Ich verzeihe Ihnen vom Herzen, wenn Sie ſich ſelbſt verzeihen können. Meine Abſicht war gut, Sie wünſchten es ja ſelbſt, ich möge Sie der Welt gegenüber vertheidigen. Ich habe den Prozeß eingeleitet, und würde ihn auch gewonnen haben. Ich wollte Sie Ihnen ſelbſt zurückgeben, Sie mißverſtanden mich, und als Sie mich zu ſtürzen wähnten, fielen Sie ſelbſt. Hilfe iſt hier nicht mehr möglich. Die Dokumente des Scheidungsprozeſſes ſind verbrannt. Man kann einen Prozeß gegen eine Partei nicht erneuern, welche im Kerker ſitzt. Was

werden Sie von nun an ſein? Die Gattin eines Fälſchers; eine Schmach zieht die andere nach ſich, und der Menſch auf dem die Schande laſtet, ſinkt unter dieſer Laſt von Stufe zu Stufe tiefer. Die Schande verleiht ein gewiſſes Recht, und die Schande der ſchönen Frauen, wird zu einen furchtbaren Privilegium. Es wäre ſehr angezeigt für Sie, in ein anderes Land zu ziehen. Geſtatten Sie mir daß ich Sie empor hebe.

Béla reichte noch einmal ſeine Hand dieſer Frau; doch nahm ſie dieſelbe nicht an. Sie krümmte ſich verzweifelnd noch immer vor ſeinen Füßen.

— Zertreten Sie mich, zermalmen Sie mich. Ach gegen Sie habe ich geſündigt, und dieſes iſt meine größte Sünde. Ich habe das, was ich Ihnen früher vorwarf, auch Ihrer Gattin geſchrieben.

— Ach, rief Béla zornig, die Hand zurückziehend. — Sie haben ein böſes Herz!

Und ohne das Weib mehr eines Wortes zu würdigen, griff er haſtig nach ſeinem Hut, und ſtürzte zur Thüre hinaus. Ein jeder Tropfen Blutes kochte in ſeinen Adern. Er rannte durch die Gaſſen, ohne den Gruß ſeiner Bekannten zu erwiedern. Er dachte dabei: biſt du Advokat, ſo ſei kein Narr, ſei nicht großmüthig. Uebergibt dir Jemand einen Prozeß, ſo ſage ihm: zahle im voraus, entrichte die Taxe, die Stempelgebühr, das Honorar.

Nichts darfſt du in der Hoffnung thun, daß dich dein Bewuſtſein entſchädigt, daß dich die Welt dafür achtet, und daß du im Jenſeits dafür belohnt wirſt, du edelmüthiger Advokat, welch' eine lächerliche Figur ſpielſt du: du läufſt, ſchlägſt dich herum, nützeſt dich ab, für ein halbverrückte eitle Weibsperſon, nur deßhalb, damit ſie dir das Haus über dem Kopf in Brand ſtecke, und dir das Mahl, welches du mit deiner Familie einnimmſt, vergifte. Mache es nun, wen du in Stande biſt einem Weibe begreiflich, daß nicht jenes andere Weib Recht gehabt. — Mit welchem Geſichte wirſt du vor ſie treten? Wird ſie nicht deinen Kuß, und zwar mit Recht zurückweiſen, in dem Wahne, das du ihn deßhalb bieteſt, weil ihn die andere nicht empfangen.

Es wäre beſſer geweſen, wenn du dich während dieſer Zeit mit der Heilung kranker Ratten beſchäftigt hätteſt.

Béla zittert vor Wuth und Erbitterung, als er die Thüre ſeiner Wohnung öffnete.

Judith trat ihm entgegen.

Béla ſchrack bei ihrem Anblick zurück, als hätte er wirklich gegen ſie geſündigt.

Doch kam die Gattin nicht mit vorwurfsvollen Blick, ſie lächelte, umarmte herzlich ihren Gatten, und drückte einen innigen Kuß auf ſeine Lippen. Ihr folgte die Mutter, auch ihre Zärtlichkeit

kannte keine Grenzen. Schließlich kam noch Melchior, welcher auch desgleichen that.

Béla kam es vor, als wäre er von der Hölle plötzlich in den Himmel gefahren.

Judith war heute sehr wortkarg. Sie nahm ihr Kindlein in die Arme, und trug es zu dem Gatten, als würde es mehr sprechen können. Béla nahm Beide in seinen Schoß, und glaubte den Himmel auf Erden zu besitzen.

Die alte Lávay jedoch konnte das Glück nicht so ruhig hinnehmen, sie brach in ein förmliches Gewitter los. „Er hat sie besiegt; er hat sie niedergeschmettert! Bis in den Koth hat er sie getreten!... Und wir träumten nicht einmal davon. Er hat uns alles verschwiegen; und that Recht daran. Wir sind Weiber, wir hätten es in unserer Freude ausgeplaudert; die andern hätten es erfahren, und sich plötzlich zurückgezogen. Als wir Béla dafür ausschalten, daß er sich mit ihnen abgibt, die wir so sehr hassen; da haßte er sie stärker, er hat sie wie die Füchse aus dem Bau gelockt, um sie in der eigenen Falle zu fangen. Nun hat er sie auch verdorben, und so ist es gut! Endlich ist der Tag der Abrechnung gekommen! O, diese Leute hatten viel auf der Rechnung stehen; — jetzt ist die Schuld getilgt. Béla ist wieder mein Sohn." — Dann wendete sie sich an Judith: Weib achte diesen Mann! wer so zu hassen versteht; — weiß auch heiß zu lieben.

Judith war eine gehorſame Schwiegertochter Sie umarmte und küßte ihren Gatten.

Doch ſchwebte auf der Stirne Béla's noch ein Schatten, welchen ſein Kuß zu verſcheuchen vermochte. In ſeiner Seele ſaß noch ein Stachel: der unwürdige Verdacht Seraphinens .... ob dieſer Stachel auch in Judith's Seele ſitzt? ...

Dieſe aber errieth, was der Schatten auf der Stirne ihres Gatten zu bedeuten habe?

— Sehen Sie, liebe Mutter, jetzt wiſſen wir auch, weßhalb Béla den Scheidungsprozeß Seraphinens ſo beſchleunigen mußte; .... Heute morgens zürnten wir ſogar darüber.

— Nur ich habe gezürnt: du nicht. .... Ich habe ihn geſcholten, du vertheidigteſt ihn.

— Konnte er es den zulaſſen, daß eine Frau, die einſt „meine" gute Freundin geweſen; gerade wegen meiner, und gerade durch ſeine Hand, ſammt ihrem Gatten der Schande anheim fallen? .... Recht thateſt du, mein Béla, daß du Seraphinen gerettet. .... Nun kann Sie das Schickſal ihres Gatten nicht mehr treffen.

— Ja wohl, ſie wird davon betroffen werden; — erwiederte Béla ernſt. .... Sie ſelbſt will das Schickſal ihres Gatten theilen, und hatte die Akten des Scheidungsprozeſſes verbrannt. .... Wie kann ſie ihn im Unglücke verlaſſen? ...

— Das war ein ſchöner Zug ihres Charakters! . . .

Die Anweſenden theilten die Anſicht Judits!

— Ein wahrhaft ſchöner Entſchluß — rief Melchior, ſich vergnügt die Hände reibend.

Béla gab die Vertheidigung Seraphinen's vor der Welt noch immer nicht auf.

Doch wollte der Schatten von ſeiner Stirne nicht weichen.

— Es fällt mir ſo eben ein — rief Judith plötzlich, daß ich vor kaum einer Stunde einen Brief zugeſtellt bekam, auf deſſen Adreſſe ich die Schriftzüge Seraphins erkannte.

— Haſt du ihn geleſen? — frug Béla.

— Du weißt es ja, daß ich ſeit jener Zeit, wo ich den Brief, mit der nachgeahmten Schrift meines Vaters erhielt, (jetzt weiß ich auch ſchon von wem) keinen derſelben öffne, bevor du ihn nicht geleſen; dann ſteht es deinem Gutdünken frei, ihn mir zu geben, oder von mir ungeleſen zu vernichten.

— Haſt du jenen Brief bei dir? frug Béla, indem der Schatten von ſeiner Stirne zu weichen begann.

— Ich trug ihn in der Taſche; da ich dich mit demſelben erwartete.

Damit zog Judith aus der Taſche ihrer Schürze, den auf grünes Papier geſchriebenen Brief hervor.

— Das verbreitete alſo jenen Duft, den ich bei Dir ſo fremd fand?

— Du Schalk, wollteſt ſagen „bekannt.“

Béla's Stirne verfinſterte ſich abermals.

— Zürne nicht — beſchwichtigte Judith. Es war nur ein Scherz. Was ſoll mit dem Brief geſchehen?“

— Erlaubſt du es, daß ich ihn ungeleſen zurückſende?

— Wird es Seraphine nicht für Beleidigung nehmen?

— O, du wirſt Sie ſehr glücklich machen, wenn du ihr dieſen Brief unerbrochen zurückſendeſt.

— Thue nach deinem Gutdünken.

Béla ging auf einen Augenblick in ſein Arbeitszimmer, und ſchrieb dort folgende zwei Zeilen an Seraphine:

„Niemand hat den Brief geleſen; den Inhalt verzeihen Ihnen alle.“

Er that dieſe Zeilen, und den verhängnißvollen Brief in ein anderes Kouvert, verſiegelte dieſes, und ſandte es allſogleich an Frau von Fertöy ab.

— — — — — — — — — —

Als Seraphine den Umſchlag öffnete, darin ihren eigenen unerbrochenen Brief gewahrt und die begleitenden Zeilen las, fiel ſie auf die Kniee und betete unter Schuchzen und Thränen.

Dann zerriß sie ihren eigenen Brief in hundert Stücke und warf diese ins Feuer.

Das Papier aber mit den zwei Zeilen faltete sie sorgfältig zusammen, küßte es, und verbarg es in ihrem Busen.

Eine Stunde früher, hatte sie einen ganzen Stoß jener Handschrift verbrannt; — und doch hatte diese Hand nur für ihr Heil gearbeitet.

— — — — — — — — — —

Die Lávay's schwelgten unterdessen in ihrem Glücke, und vergaßen auf Seraphine ganz. . . .

Melchior muß zum Mittagtisch bleiben, damit sie sich alle zusammen freuen können.

Der kleine Doktor betheuerte hoch und theuer, daß heute selbst sein lahmer Fuß geheilt sei, und er gute Lust zum Tanzen verspüre.

Dieser Tag hat ja seinen Freunden ihr Vermögen, die Ruhe der Familie, und die Entgeltung gebracht.

Diese dachten jedoch weder auf das rückerworbene Vermögen, noch auf die befriedigte Rache, noch auf die neue Aera ihrer Liebe; . . . ihre Aufmerksamkeit ist nur einem einzigen Gegenstande zugewendet und dieses war das kleine Kindlein, welches zuerst den Namen „Vater" lalte.

Die Schatten wichen von allen Stirnen; nur die beiden gleichförmigen Narben auf der Stirne der

Gatten erzählen von geheimnißvollen Zaubermärchen, welche einander wunderbar ergänzen.

Dieſe beiden anauslöſchlichen Zeichen erzählen es deutlich, daß es einſt einen Mann und eine Frau gegeben, deren Liebe über alles irdiſche erhaben geweſen.

Judith ſtieß einen Seufzer aus, welcher in das Reich der geſtaltloſen Weſen hinüber flog.

— Siehe Mutter: und dennoch bin ich glücklich.

Das Geſpenſt.

Der Menſch den die Schande drückt, ſinkt von Stufe zu Stufe!

„Die Schande der ſchönen Frauen iſt ein furchtbares Privilegium.“

Wie Recht hatte Béla, als er Seraphine dieſe traurige Philoſophie lehrte.

Fertöy iſt elend gefallen. Er war ſo unrettbar verloren, daß er ſich nicht einmal vertheidigen konnte. Jene politiſche Mode, welche Herrn Fertöy auf die Oberfläche der damaligen Geſellſchaft hob, war bereits im Veralten begriffen und eine neue politiſche Aera trat heran. Im Luftkreiſe dieſer Aera war Fertöy für die Maßgebenden unmöglich geworden, da er im öffentlichen Leben in Folge ſeines Auftretens verhaßt geweſen, und da kam der kleine privat Skandal ganz gelegen. um ihn fallen zu laſſen.

Niemand hatte mehr Luſt, einen gemeinen Delinquenten zu ſeinem politiſchen Parteigenoſſen zu zählen. Daß iſt ſchon die Sitte der Welt. — Derjenige, welcher gefallen, wird am meiſten von

Denjenigen mit Fußtritten bedient, die es die Welt vergeſſen machen wollen, daß ſie mit ihm auf gleichem Fuße geſtanden.

Das Geſetz fällte ein eben ſo ſtrenges Urtheil über Fertöy, wie es die öffentliche Meinung gethan.

Was kann aus der Gattin eines verurtheilten Fälſchers werden?

Was kann aus einer ſchönen Frau werden, die eine „*größere*“ Schande nicht mehr zu fürchten hat.

Was kann aus ihr werden.

Entweder ein ſchöner Leichnam, den die blauen Wellen der Donau eines ſchönen Morgens auf den weißen Uferſand ſpielen; — oder eine ſchöne Maske, welche mit ewig heiterem Lächeln eine Unterhaltung nach der Andern beſucht — der Luſt und dem Taumel nachjagt, und Niemanden offenbart, welch' tödtlicher Wurm an ihrem Innern nagt. . . .

Seraphine wußte zu leben! Sie hatte bereits einen *großen* Ruf. Eine andere Benennung wäre ſchwer zu finden.

Freude, Heiterkeit, leichtſinniges Leben! . . . . Wer könnte ihr vorwerfen, daß ſie ihre Zeit ſchlecht benützte? . . .

Niemand, nur ſie ſelbſt.

Sie hatte abermals die Gewohnheit angenommen, bei Tag zu ſchlafen. Bis 10—11 Uhr ſich im

Theater oder im Konzerte zu unterhalten, dann eine fröhliche Gesellschaft zu empfangen, deren Held stets Fürst Wolozoff gewesen; die Nacht mit Trinken und Kartenspiel zuzubringen, und erst, als das Grauen des Morgens durch die Vorhänge drang, sich schlafen zu legen; das war ihre Tagesordnung.

Im Bette hatte sie jedoch kaum einige Stunden verbracht; trotzdem blieb ihr Zimmer bis Mittag verschloßen.

Aber nicht um etwa die unfehlbaren Kosmetiken der modernen Weltverschönerer zu studiren — war sie doch schön auch ohne diese — sondern um mit jenem unerbittlichen Verfolger Rücksprache zu nehmen, den der fühlende Mensch *sein eigenes Gewissen nennt*.

Denn wenn es wahr wäre, womit die Weisen des Materialismus ihre Jünger so schön beruhigen, daß nämlich die Seele nichts anderes als ein Fluidum sei, vielleicht wäre es diesem zu gebieten, jetzt mußt du Freude, jetzt Heiterkeit empfinden, jetzt hast du ruhig zu sein, jetzt mußt du schlafen . . . aber die Seele gehorcht nicht . . . . sie denkt; sie träumt von ganz andere Dingen, als es der nervose Körper wünschen möchte; — das Gewissen quält und peinigt und läßt sich nicht in den Schlaf wiegen.

Seit jener Zeit, als Seraphine durch Béla's Arme vom Feuertodte gerettet wurde, hatte sie aufgehört ein Tagebuch über ihre Träume zu

führen. Dieſe Träume beſchäftigten ſie nicht mehr mit dem zurückkehrenden Antlitze des Verſtorbenen .... ſie wiegten Seraphinen in andere Phantaſiegebilde, welche ſie nicht mehr zu Papier geben konnte.

Seit jener Szene aber, wo Béla ſich mit den Worten von ihr verabſchiedete: „Sie haben ein böſes Herz," hatte das alte Traumgeſpenſt ihren Platz wieder eingenommen und erſchien pünktlich in hunderterlei Geſtallten, um den urwächhigen Schlaf Seraphinens mit ſeiner Gegenwart auszufüllen.

Seit dieſer Zeit nahm Seraphine ihr Tagebuch wieder auf.

Sie mußte ja ihre quälenden Träume verewigen. Dann hatten dieſe Träume ihre neuen Studien, je nach dem, als ſich die Außenwelt geſtaltete.

Eine ausgedehnte Amneſtie, welche zu jener Zeit erlaſſen wurde, hatte viele, die als Opfer der vergangenen bewegten Zeiten in verſchiedenen Kerkern begraben lagen, von dieſem Tode erweckt, und ſie dem Leben, ihren Familien zurückgegeben.

Wie viele der Feſte gab es da im ganzen Lande! ... Feſte der Freude für die Heimkehrenden, Gattin, Kinder, Geſchwiſter und Freunde harrten des Heimkehrenden, um das Geſicht jenes Mannes zu küſſen, der mit ſchwarzem Barte die Laufbahn der Bewegung betrat, und jetzt mit grauen Haaren zurückkömmt.

Doch was geſchah mit jenen traurigen Geſtalten, die niemand mehr erwartete?

Mit jenen, über deren muthmaßliche Rückkehr man zitterte? . . .

. . . Einſt bekam Seraphine ein Gedicht zu leſen; welches in irgend einem Morgenblatte erſchienen war. Der Refrain dieſes Gedichtes lautete:

„Weshalb kömmt er zurück, den man ſchon längſt begraben?!“ . . . Das Gedicht erſchien pſeudonym unterzeichnet, dennoch fühlte ſich Seraphine vom Inhalt dieſes Gedichtes im Tiefſten ihres Herzens getroffen.

Es kam ihr vor, als ſähe ſie Denjenigen, welcher es geſchrieben, vor ſich ſtehen.

— — — — — — — — — —

„Längſt iſt der Platz ſchon ausgefüllt, den er einſt eingenommen.

Auch iſt ſein Angedenken längſt im leeren Raum zerronnen.

Ein neues Glück erblüht hier.

Das alte iſt vergeſſen.“

— — — — — — — — — —

Weßhalb kömmt er zurück, den man ſchon längſt begraben?

— — — — — — — — — —

Auf Seraphinen machte dieſes Gedicht einen ſchauerlichen Eindruck.

Sie hatte vor dem kalten Geſpenſt Furcht, welches ſeinem Grabe erſteigen könnte.

Wenn es plötzlich erſchiene, mitten in der gläuzenden Abendgeſellſchaft, unter den Klängen der Muſik, und ſie „zu einem Tanz aufforderte! . . . .“

Welch grauſiger Gedanke. . . .

Seraphine hatte keine Ruhe. Sie forſchte ſo lange, bis ſie erfuhr, daß unter einem falſchen Namen, ein politiſcher Gefangener in ſeinem düſteren Kerker einen Band Gedichte geſchrieben, den aber kein Verleger anzukaufen ſich getraue, da der Verfaſſer ſeinen wahren Namen hartnäckig verläugnete; und weil das Publikum in ſeinem patriotiſchen Schmerze gar keine Bücher außer den Kalendern kauft. . . . Sie verſuchten es demnach das Werk im Subſkriptions Wege zu veröffentlichen.

Seraphine übernahm allſogleich einen dieſer Bögen. Schrieb 200 fingirte Namen darunter und zahlte den Preis; und ſo machte ſie es möglich, daß die Gedichte baldigſt gedruckt zu ihren Händen gelangten.

Der Titel des Buches lautete:

„Herbe Lieder“

geſungen

von einem Geſpenſt.

Seraphine hatte jede Zeile des Buches ſtudirt. Sie ſchlief damit ein, und nahm es beim Erwachen zur Hand. Aus jeder Zeile ſchöpfte ſie die Ueberzeugung, daß das dichtende Geſpenſt, nur „ihr Geſpenſt“

ſein könne, können denn Verſe, wie die folgenden, an Jemanden Andern als an ſie gerichtet ſein.

„Wäre ich doch längſt geſtorben
In der Erde Schoß begraben; —
Du und ich, wir alle Beide
Würden es viel beſſer haben.

In der Erde würd' ich ruhen,
Und du hier auf Erden;
Keines von uns Beiden könnte
Seiner Liebe untreu werden."

Können dieſe Worte an jemanden Andern gerichtet ſein?

Das Tagebuch Seraphinens begann ſich zu einer wirklichen Anthologie umzugeſtallten. Sie hatte ganze Bruchſtücke der Gedichte in dasſelbe übertragen, mit ihren Bemerkungen, ihren Geſtändniſſen; gegen manche Stellen vertheidigte ſie ſich, bei andern hatte ſie ſelbſt die Anklage verſchärft.

Ein namenloſer Ankläger ſtand ihr gegenüber; beide aber ſtanden vor einen unſichtbaren Richter; täglich zu jeder Stunde des Alleinſeins. .... Und dieſer Prozeß dauerte lange, ſehr lange.

— — — — — — — — — —

Bei einer Stelle, wo der Dichter klagt: daß, als er obdachlos, zerlumpt, vor Hunger und Müdigkeit erſterbend, mit blutenden Wunden umher-

irrte, man ihm wohl Obdach und Speiſe gab, ſeine Wunden verband, für das blutende Herz jedoch keinen Balſam hatte, ſchalt Seraphine folgendes ein:

„Es iſt wahr„ — auch meine Großmuth war dieſer Art, auch ich handelte in derſelben Weiſe. ... auch ich gab ja denjenigen, die für die Staatsgefangenen heimlich ſammelten, Geld, Kleider, Arzneien im reichlichſten Maße — nie habe ich aber ein gutes, ſelbſt nicht ein fragendes Wort für ihn eingelegt, Glaubte ich doch dem Worte eines einzigen Menſchen, daß er geſtorben ſei; — und dieſes war das Wort eines Fälſchers.

Somit laſtete auch Fertöy's Schuld auf ihrer Seele.

Der Fälſcher von heute, konnte er nicht auch damals ein Fälſcher geweſen ſein, als er den Tod Roberts bewies?!...

Das finſtere Gemüth des Dichters äußerte ſich an vielen Stellen in den ſchärfſten Sarkasmen; wie ein auf die Gaſſe geſetzter Raſender ſchien er die Fenſter jenes Hauſes, das einſt ihm gehört, mit Koth zu bewerfen; ſeine Gedichte waren wie das Hohnlachen eines Todtengerippes, welches ſeinem Grabe entſtieg, um die Freuden der Lebenden zu verhöhnen.

Seraphine hatte beinahe die feſte Ueberzeugung ſich beigebracht, daß der Verfaßer dieſer Gedichte kein Anderer, als Robert ſein könne, daß er

möglicherweiſe unter der Maske einer derjenigen finſtern Geſtalten ſtecken könne, die unter den Thorgängen der Häuſer ſich verbergend, das Handwerk des Betteln lernen. Sie ſagen blos „mein Herr," „Madame" und auch daß nicht jedem Menſchen, höchſtens dem Zehnten, zu dem ſie Vertrauen haben, daß er ſie nicht verachten, nicht zurückweiſen, ihnen nicht ſagen wird, daß ſie noch arbeiten könnten. Einige haben vielleicht bereits graues Haar und ſchwarze Kleider, die fadenſcheinig, zerriſſen und geflickt ſind. Seraphine pflegte ihnen kleine Münzen zu geben, ohne ſie anzublicken. Später wird ſie ihnen nichts mehr geben, denn ſie wird es nicht wagen, vor ihnen ſtehen zu bleiben, die Augen zu ihnen zu erheben — den ſie könnte unter den Bettlern i h n erkennen.

Ja, dieſe Gedichte — jedes einzelne derſelben war ein Dolchſtoß gegen das Herz Seraphines. Hätte der Dichter das gewußt, welche Grauſamkeit er an einer Frau begeht, die ihm nichts zu Leid gethan!

Wir wiſſen es wohl, daß nicht Robert dieſe Gedichte geſchrieben, denn er iſt längſt dort, wo man alle Unbill verzeiht, und von wo Niemand zurückkehrt, um Rache zu üben.

Der anonyme Dichter dachte ſicherlich nicht an Seraphine; vielleicht wußte er garnichts von ihren Erlebniſſen. Es war blos Einbildung; es war

das Gewebe einer Spinne, die aus dem angeſammelten Gift bunte Seidenfäden ſpinnt; oder es war vielleicht das Drama eines anderen Menſchen, welches zufällig Aenlichkeit mit Seraphinens Lebensereigniſſen hatte.

Die Frau, auf welche die Gedichte ſich bezogen, iſt vielleicht nicht einmal die Gattin desjenigen, der die Gedichte geſchrieben. Vielleicht iſt ſie ſchon geſtorben; vielleicht hatte ſie nie gelebt? wer wollte es mit den Idealen des Dichters ſo genau nehmen.

Seraphine litt durch dieſe Gedichte außerordentlich. Nachgerade wagte ſie ſich nicht mehr zu Fuße auf die Straße, und wenn ſie einer Geſtalt begegnete, bezüglich welcher ſie eine dunkle Ahnung hatte, ſie in glänzenden Tagen geſehen zu haben, dann zog ſie ſich ſcheu in den Hintergrund des Wagens zurück. „Wie wenn er es wäre."

Arme Frau! er ſchläft ſchon lange,

— — — — — — — — — —

An einem kalten Oktobermorgen kam Béla eilig nach Hauſe aus irgend einem Gerichtshofe.

— Halt Junge, wirf mich nicht um, ſchrie ihn eine heiſere Stimme an und eine eigenthümlich verwitterte Geſtalt faßte ihn an der Bruſt.

Béla war von dieſer ungewöhnlichen Anſprache überraſcht. Es iſt ſchon lange her, daß man ihn Junge genannt, und auch damals nahm nur

ein Menſch dieſe Kühnheit ſich heraus. Er ſah dem Menſchen ſcharf ins Geſicht.

Es war eine ſehr verwahrloſte Erſcheinung. Haare und Bart wirr, ſtark mit Grau gemiſcht; die Geſtalt ſchwerfällig, die Stirne gefurcht, das Geſicht aber hatte die Kupferfarbe, welche ſtarke Getränke an die Haut malen. Die Kleider hingen ihm blos am Leibe, als ob er ſie nur ausnahmweiſe trüge, ſonſt aber in bloßen Hemde zu gehen pflegte. Das Halstuch dürfte ohne zweifel ſeit mehreren Tagen ihm nicht vom Halſe gekommen ſein, es iſt ſo verknüpft, daß man es nur durch Zerſchneiden löſen könnte.

— Na, das fehlt noch, daß auch du mich nimmer erkennſt! grollte der Mann.

Darauf fiel ihm Béla um den Hals und küßte ihm.

Pußtafi!

— Ja wohl, Pußtafi! ſprach der Mann und lachte bitter. Du haſt alſo doch meinen Namen nicht vergeſſen. Schau! ich habe Dich erkannt.

— Du haſt Dich ſehr verändert.

— Nicht wahr? ich bin dick geworden? ja die armen Gefangenen leben ſehr gut.

— Nein aber du biſt grau geworden.

— Das hätteſt du wohl wiſſen können. Wir ſind nicht erſt ſeit geſtern auf der Wander. Sag' mir aufrichtig, iſt mein Geſicht ſehr kupfern geworden, ſeitdem du mich nicht geſehen?

— Komm' zu mir, verlaſſen wir die Straße!

— Hm, mit welcher Verachtung du von der Straße ſprichſt. Dir iſt es leicht, haſt ſie oft genug durchwandert. Mir aber gefällt die Straße, mir gefallen die Menſchen, die mich rechts und links bei Seite ſchieben, die ſchönen Mädchen, die zurück ſchauen, und die großen Herrn, die mich nicht einmal anblicken. Solche Genüße findet man nicht dort, wo ich gewandert. Aber, zum Teufel, du mußt nicht glauben, daß ich dich mit meinen Kerkererlebniſſen zu unterhalten gedenke, wie ein neugebackener Märtyrer, der ſechs Wochen geſeſſen und nun bei jedem Schweinſchlachten davon erzählt. — Thut nichts. Alles in Ordnung. Das Leben iſt ſchön. Alſo führe mich in deine Höhle, wo iſt ſie?

Béla nahm ſeinen Freund an der Hand, der ſo ſtolz war, daß er nicht einmal ihm mittheilte, wo er ſich aufhielt. Dafür wird er Vorwürfe genug erhalten, wenn ſie allein ſind.

Und Béla that ſehr wohl, daß er ihn an der Hand nahm, denn die Beine des braven Mannes ſchwankten bedenklich.

Béla ſah ihn traurig an. Was iſt aus dir geworden?

Beſondere Anſtrengung koſtete es Béla, ihn auf die Treppen hinaufzubringen. Pußtaſi behauptete, daß ſeine Beine geſchwollen ſeien.

— Ah, du haſt ja eine herrliche Wohnung, ſagte Pußtaſi, als Béla ihn in's Zimmer führte; keine ſolche, wie jene, die in einen Garten ſtieß, wo ich Dich das letztemal geſehen. Aber es gefällt mir beſonders, daß du keinen Spiegel im Zimmer haſt. Gehört auch nicht in das Zimmer eines Mannes. Denn weißt du, es gibt viele Geſichter, die ich nicht gerne ſehen mag, und zu dieſen gehört vor allen Andern das meinige. Neun Jahre ſind's, daß ich in keinen Spiegel geſehen. Aber da ſpreche ich ſchon wieder nur von mir. Dumme Rede. Wie geht es dir? Sprich davon. Noch immer die Honigmonate?

— Noch immer.

— Ich weiß es, darüber machte ich mir keine Sorgen. Das Band welches ich geknüpft, zerreißt nicht leicht. Haſt Du viel „neue Generationen?"

— Eines iſt die ganze Armee.

— Ein Knäblein?

— Ja, aber es iſt noch ſehr jung.

— Na, das werde ich erziehen.

— Das braucht noch eine Amme und keinen Erzieher.

— So würde ich wohl ſagen: gut, ich werde ſeine Amme. Aber ich ſelbſt lebe nur von einer Ammme. Trinke nur Milch. Der fromme Wirth zur „blauen Katze" iſt meine Amme.

Béla wußte nicht ob er weinen oder lachen ſoll.

Pußtaſi gab die Entſcheidung. Er fing ſo laut zu lachen an, daß der Seſſel unter ihm krachte und ſeine Augen ſich rötheten, die er dann mit einem ſehr bunten Seidentuche trocknete.

— Siehſt du, mein Sohn, wie toll das Leben iſt, ſagte er dann ernſt, als er bemerkte, daß das Gelächter bei Béla nicht verfangen wollte. Reich mir die Hand, ich möchte aufſtehen.

Béla half ihm vom Seſſel auf. Der Dichter neigte ſich zu ihm und flüſterte ihm in die Ohren:

— Seit geſtern Abend bis zu unſer heutigen Begegnung habe ich ununterbrochen getrunken, bald Wein, bald Branntwein.

— Um Gotteswillen, Du tödteſt Dich damit.

— Auch Du glaubſt es?

— Ich bin ernſtlich beſorgt.

— Schau, das haben mir ſchon viele geſagt, welche ich für Freunde halte. „Wenn du ſo fort fährſt, mußt Du in einem Jahre ſterben.“

— Und Du glaubſt ihnen nicht?

— Gerade deßhalb trink ich ja, weil ich ihnen glaube.

— Haſt Du alſo mit der Zukunft abgeſchloſſen?

— Sprich nicht ſo thörichtes Zeug, mein Junge! Siehſt Du, ich muß ununterbrochen trinken, damit ich ein guter ruhiger Mann ſei. Aus mir macht der Wein einen ſanften ſpaſſigen Menſchen.

Und das ist sehr nothwendig, denn wenn ich auch nur auf eine Viertelstunde ernüchtere, daß ich Herr meiner Gedanken und Gefühle wäre, dann müßte ich wahnsinnig durch die Straßen laufen und Jeden den ich antreffe, wie ein scheues Roß stoßen und beißen, ich müßte mich auf den Markt stellen und aus voller Kehle fluchen. Ein Glück, daß ich nie nüchtern bin. Taucht irgend eine Erinnerung in mir auf, so gieß ich ihr sogleich ein Glas Wein auf den Hals, damit sie einschlafe; oder steckt aus dem Sumpfe der Zukunft irgend ein mystisches Gespenst seinen Kopf hervor — so gieß ich Wein darauf, so lange, bis es ersäuft. Schließlich umgibt mich dann diese fromme, ruhige, bezilinderte Gegenwart mit ihrem eintönigen Getöse, das mich zu andern Zeiten wahnsinnig gemacht hätte. Wein und immer nur Wein darauf, bis ich in der Fluth schwimme, wie ein armer, in's Wasser gestürzter Tropf, der, so lange er lebt, immer zu Boden sinkt, und nur wenn er gestorben ist, an die Oberfläche taucht.

— Aber der Mensch hat nicht nur für sich zu leben.

— Für wen sonst?

— Für sein Vaterland.

Pußtafi lachte auf, und sein Gelächter klang, wie wenn ein kranker Mensch aus ganzer Kraft hustet.

— Seinem Vaterlande? Hahaha! Möchteſt Du mir nicht erklären, was das iſt, ob eine Stadt, oder ein Komitat, oder gar ein ganzer Statthalterei-diſtrikt? Bedenke, daß ich in der Wojwodina geboren bin. Oder verſtehſt du ein weiteres Vaterland. Vielleicht gar den ganzen Rheinbund, ſprichſt du von meinem engeren oder von meinem weiteren Vaterlande? Denn ich weiß nicht, welchem ich den Schuldbrief unterſchrieben habe.

Béla wendete ſich traurig ab.

— Na, na, guter Junge, erzürne Dich nicht und wende Dich nicht ab. Siehſt Du, Ihr Uebrigen, Ihr habt Recht. Ihr ſagt, ſeien wir Ameiſen, tragen wir atomenweiſe zuſammen, was der Blitz auf einmal zermalmt hat, und Ihr ſeid ſchon geſtählt durch die Arbeit. Aber ich bin jetzt aus den Wolken niedergefallen, ich fühle mich wie Jemand, der ein Jahrzehente geſchlafen und, nun erwacht, nicht zu glauben vermag, daß andere Loſungsworte die Geſchichte des Tages dirigiren. Ein Steinſchleuder nach Erfindung des Schießpulvers. Was ſoll ich hier unter Euch? Soll ich Stempel auf Akten kleben? Oder ſoll ich mit traurigen Patrioten auf die Wander gehen, um den „Szózat" zu ſingen bei feierlichen Gelegenheiten? Oder ſoll ich verrückte Verſe über Liebesgeſchichten ſchreiben? Oder ſoll mich wie ein Narr anſtellen und neun Purzelbäume ſchlagen, um mit dem Kopf nach unten gekehrt, einen zweideutigen Witz zu ſchla-

gen, mit welchem ich die Zenſur betrüge. Soll ich von China, vom Monde, von Liliput Allegorien ſchreiben? Oder ſoll ich als Sklave zu irgend einem Blatte mich verdingen, und den ſandigen, ſterilen Boden der europäiſchen Diplomatie ackern?

— Nein, es iſt nicht nothwendig, daß du irgend eines von alldem wähleſt.

— Was ſonſt?

— Du lachteſt mich aus, da ich ſagte, daß das Vaterland Rechte an dich hat. Hat das Vaterland keine Anſprüche, ſo habe ich; lebe für mich.

Pußtafi umarmte Béla, drückte ihn an ſich und weinte.

— Du biſt ein närriſcher Junge! warſt es immer. Ich ſoll für Dich leben? für Dich?

— Das wäre doch wohl ganz einfach. Es iſt dies ja eine alte Geſchichte zwiſchen uns. Hatten wir ein Stück Brod, ſo theilten wir es. Wir werden dies fortſetzen. Es geht ja auch mir ſo mit der Welt, wie Dir. Ich ziehe darin viel umher, aber ich lebe nur zwiſchen den vier Wänden. Bleibe bei uns. Du wirſt ein kleines ruhiges Zimmer haben, wo Niemand Dich ſtört, und alle, die Du ſehen wirdſt, ſind erprobte Menſchen, meine Mutter, meine Frau und Melchior.

— Deine Frau? ſagte Pußtafi, und wieder zog jener ſatiriſche Zug über ſein Geſicht herauf, der

einer weicheren Stimmung gewichen war. Er dachte ungefähr: „Ich ſoll deiner braven Frau einen ſolchen Säufer ins Haus bringen, wie ich einer bin?"

— Ja wohl, meine Frau erwähnt Dich öfter. Hat ſo unſer Leben kaum eine Epoche, in welcher Du keine Rolle ſpielteſt. Sie wird ſich ſehr freuen, wenn Du bei unsbleibſt, das kann ich Dir wohl ſagen.

— Weißt Du Kamerad, ſagte Pußtaſi mit abweiſendem Hochmuth. Ihr ſeid keine Menſchen für mich. Ich brauche Menſchen die mich haſſen, die ihre Seſſeln bei Seite ſchieben, wenn ich mich unter ſie ſetze, die ihre Ohren verſtopfen, wenn ich ſpreche, und die Gallfieber bekommen, wenn ſie mit mir geſtritten. Ich gehe am liebſten unter Diejenigen, die mich beißen; und die ich auch beißen kann. Die bei jedesmaligen Zuſammentreffen mit mir wüthender werden, die mich mit ſtechenden Blicken anſehen. Wenn fünf oder ſechs mich anfallen, wie klaffende Hunde, die eine Schlange aufgejagt und ſie nicht anzurühren wagen — ſo iſt dieß mein Vergnügen. Ich ſage ihnen Grobheiten, die mir das Herz erleichtern. Ich weiß nicht, iſt dies der Vorgeſchmack der Seligkeit, oder der Verdammniß, aber jedenfalls iſt dies eine überirdiſche Unterhaltung. Bei euch würde ich mir am erſten Tage den Hals abſchneiden. Einen Mann zu ſehen, der ehrlich iſt, eine Frau die treu, einen Freund, der mich liebt, ein Schickſal, das gerecht, eine

Familie, die glücklich ist und dazu mich und diese Welt. —Das würde mich wahnsinnig machen. Laß mich herum beißen mit den Menschen. Vielleicht erschlägt man mich irgendwo. Doch fürchte nichts, man schägt mich nicht todt, denn man geht mir aus dem Wege.

Es war dieß ein Meer voll Bitterkeit, dessen Ufer und Grund man nicht sehen konnte.

Bela blieb trauererfüllt vor diesen Ruinen stehen, die man nicht mehr aufbauen konnte. Selbst der Künstler, dessen Werk sie war, könnte sie vielleicht nicht wieder erdichten.

— Doch laß mir jetzt etwas zu trinken reichen; nein nein, mißverstehe mich nicht. Nicht Wein gib mir zu trinken, sondern Wasser. Ich muß heute noch eine schöne Frau besuchen, und es wäre mir unangenehm, wenn man den Wein an mir wahrnehme.

— Du? Du bereitest dich vor zu einer schönen Frau zu gehen?

— Ja. Zu Frau Fertöy. Sie ist ja auch Deine Bekannte.

— Was hast Du dort zu thun? Fragte Béla verwundert.

— Ich habe eine menge Unsinn unter pseudonymen Namen zusammengeschrieben, auf welche die

fromme Seele zweihundert Subſkribenten ſammelte, dafür muß ich ihr danken.

— Du willſt perſönlich dafür danken, daß man deine Werke kauft? Wo iſt dein Stolz hingerathen?

— Stolz? ſprach Pußtafi mit cyniſchem Spotte. — Niſtet alſo dieſes Thier noch unter dieſem Klima? Ich glaubte, daß dieſe Race längſt ausgeſtorben, wie die des Mopſes. Denn wenn nur ein kleines Theilchen des ſchamhaften Stolzes auf dieſen vertheilt wäre, ſo müßte jeder Menſch mit verſchleiertem Geſichte auf der Gaſſe gehen. Iſt es denn nicht die höchſte Potenz der menſchlichen Unverſchämtheit, daß „wir" noch leben? Doch laſſen wir die Sophiſtik. Ich wollte ein Geheimniß vor Dir verbergen, und verrieth mich dabei. Das iſt's nicht, weßwegen ich Frau Fertöy aufſuchen muß.

— Du würdeſt es auch vergeblich ſagen, denn ich würde es nicht glauben.

— Du haſt Recht; ich kann für Nichts danken. Hab' ich etwas, ſo iſts gut; habe ich Nichts, auch gut. Alios vidi ego ventos! Ein Staatsgefangener erhält täglich ſiebenzehn Kreuzer, und das iſt ein enormes Geld. Ein Tapezierer, der mit mir in Joſefſtadt eingeſperrt war, iſt der einzige Menſch, welcher mich, in meinem Leben beſchämte — der erſparte noch täglich acht Kreuzer, welche er ſeiner hungernden

Familie ſchickte, und lebte dabei von den übrigen neun Kreuzern wie ein Fürſt. Doch bitte ich Dich, mir den Gefallen zu thun, mir einen Rippenſtoß zu verſetzen, ſo oft ich von meinem Kerkerleben zu erzählen beginne. Es ſcheint mir auch etwas von der Manie angeklebt zu ſein, aus den Gefängnißerlebnißen ein Anekdotenkapitl zu ſchlagen um von deſſen Zinſen zu leben; alſo ich wollte von Seraphine ſprechen.

— Ja wohl.

— Ja wohl. Du kaltblütiger Gatte. . . . Er ſagt beim Namen einer ſchönen Frau „ja wohl.“ — Ich habe ihr zwei Nachrichten mitgebracht von ihren beiden Gatten.

— Von ihren beiden Gatten?

— Nun ja; von dem Todten und von dem Lebenden. Dabei darfſt Du aber ja nicht etwa glauben, daß ich mit Geiſtern verkehre, außer im flüßigen Zuſtand.

— Robert iſt alſo wirklich geſtorben?

— Gewiß. Ich ſelbſt habe ihn begraben. Ich bereitete ihm eine römiſche Leichenfeier auf den Rogus. Konnte es nicht anders; wurde durch Koſaken und Wölfe verfolgt. In ſeiner Sterbeſtunde betraute er mich mit einer Nachricht, die ich wegen kleinlichen hindernden Umſtänden bisher nicht ausrichten konnte.

— Mit ihrem andern Gatten — den Du in eine ſo ſchöne Sauce getunkt — traf ich in meiner alten Wohnung zuſammen. Der brave Mann wurde in dasſelbe Loch geſteckt, aus welchem man mich hinausſchmiß. Ich habe ihn alſogleich erkannt, trotzdem, daß ich ihn nur ein einziges mal im Leben ſah. Hahaha!... Welch eine klägliche Figur der Aermſte ſpielte. Seitdem er im Arreſte ſitzt, hat er weder ſeine Haare, noch ſeinen Bart und Schurbart gefärbt; mit den weißen und ſchwarzen Borſten, die ihm nachwuchſen, ſah er wie ein auſtraliſches Stachelſchwein aus. Ich liquidirte ihm all meinen Beſitzthum, welches ich mir während den ſieben Jahren theils an irdenem Geſchirr, theis an Erfahrungen erworben; wofür er mir mit loyalerOffenheit erzählte, welche Fatalitäten Du ihm auf den Hals gebracht. Wahrlich ein proſaiſches Fatum! Auf einem kleinen Bogen Papier ſich den Hals zu brechen! Er erzählte mir auch, wie Bárſing während des Transportes auf der Eiſenbahn entwiſchte.

— Was? Bárſing iſt entwiſcht?

— Du kannſt ſicher ſein, daß er einſt noch als ein für das Vaterland leidender Emigrant zurückkehren, und über minder radikale Patrioten, als er geweſen, urtheilen wird. Seiner wartet noch eine große Rolle. Erinnere Dich einſt, wenn dein Hals unter die Guillotine geräth, daß Bárſing es iſt, der

dir den Kopf abhauen läßt; weil er ein größerer Patriot iſt als Du.

Pußtaſi ließ ein bitteres Lachen bei dieſen Worten vernehmen.

— Wie oft hörte ich dieſen Menſchen deklamiren und wie oft ſah ich ihn laufen! wo etwas zu erwiſchen war, da müßte er dabei ſein; wo es zu Thaten kam, da trollte er ſich aus dem Staub. Stets fand er ein gehörntes Vieh, daß ihm Glauben ſchenkte, ſtets ein dummes Roß, daß ihm willig den Rücken bot.... Die Gelſe, welche ſich mit Blut vollgeſaugt, ſchuldigte die Biene der Selbſtſucht an; weil ſie ſich für die Zukunft abnützt..... Elende, undankbare Zeit! Die du alles vergißt! Den Arm, welcher gekämpft, das Herz, welches geblutet, das Haupt, welches vom Denken grau geworden; nur die Zunge vergiß nie Du, welche dir die Ohren voll ſchrie.... Ich bitte dich Béla, verſetz mir Doch einen Rippenſtoß.

— Ich bitte Dich fahre fort.

— Wie ſchön das Leben iſt; ſehr ſchön. Könnte ich mir ein größeres Glück wünſchen, als daß ich, der Kourier eines Spitzbuben ſein kann, welcher mich dazu benützt, um an ſeine Gattin Nachrichten zu ſenden, die eine par exellence ſchöne Frau iſt.

Ah, wie mich die Götter lieben; wie zum Teufel ſollten ſie's auch nicht thun?

Als man für Pußtaſi das Waſſer herein brachte, trank er den ganzen Innhalt des Kruges aus.

— So..... Nun erinnere ich mich auch welche Nachrichten die beiden Gatten an ihre gemeinſame Gemahlin ſandten? Die Botſchaft des einen lautet ſehr kurz: „mein Blümchen, ich bin todt, kannſt mich vergeſſen.“ Die des andern deſto länger. Der fleht im Gegentheil, daß ſeine Frau ſeiner ja nicht vergeſſe; ſie möge ihm dies und jenes ſchicken, namentlich ſo viel Geld als möglich, denn er brauche es. Woher ſie es nehmen möge, das läßt er ihr nicht ſagen; doch konnte ich ſeiner Reden entnehmen, daß eine Menge geſetzlicher Naſarener ſein Vermögen mit Beſchlag belegt hatten und daß auch die Mitgift der Frau bereits in Gefahr ſei; doch daß ſie gute, alte Freunde habe, — weißt Du: gute Freunde! — Unter andern irgend einen ruſſiſchen Fürſten, der viel für ſie thun könnte. Unter uns geſprochen, wenn ich eine Frau wäre, könnte ich auch in die Ruſſen verliebt ſein. Das iſt ſo mein Geſchmack. Auch ſo ſind ſie Gegenſtand meiner Bewunderung, ſeit Mentſchikoff mit dem Hute auf dem Kopfe in den Divan ging. Doch bitte ich Dich, gib mir einen Stoß — damit ich nicht politiſire. Siehe was für ein alter Schwätzer ich geworden. — Ich verſchwende die Worte, als ob man mir per Bogen dafür zahlte.

Béla's geiſtiger Blick ſchweifte zu jenem Grabe zurück, von welchem Pußtaſi nur ſo vorübergehend geſprochen.

— Alſo Robert iſt wirklich todt?

— Ja, mein liebes Kind. Und ſeither erblühen aus ſeiner Aſche ſo ſchöne Herbſtblümchen, wie ſie eben nur gegen Oktober vorkommen. Wenn Du über eine übrige Zeit verfügſt, kommſt Du mit mir nach Siebenbürgen; da ſuchen wir jenen Sumpf auf und führe Dich hin zu jener Weide, wir rollen einen Stein an den Ort, wo unſerer tapferer Kamerad ruht, und graben ſeinen Namen in den Stein.

— Ich nehme Dich beim Wort. Noch in dieſem Winter, wenn der Moraſt zufriert, da kann man leichter dahin kommen.

— Armer Burſche! Sein letztes Wort war: Kamerad, vergeſſe meinen Trauring nicht. Ich vergaß auch nie darauf, trug ihn immer auf dem Finger, als wäre ich mit ihm verlobt geweſen. — Und wie oft doch hätte ich ihn mit einem guten Maaß Wein umtauſchen können! Der Gnädigen ſchrieb ich noch von Arad, daß Ihr Mann geſtorben, nnd ihr Trauring bei mir zu haben, doch kam ſie nie darum, oder bekam meinen Brief nicht. — Nun kommſt Du ſicher mit mir zu Seraphine?

— Ich gehe nicht.

— Du kommſt nicht?

— Ich meide dieſes Weib.

— Du auch? Was verbrach denn dieſe Frau? daß ſie heute dieſen liebte, morgen jenen? Iſt denn das eine Sünde? Wenn ein Mann binnen Jahr und Tag ſeinen Glauben, ſeinen Gott, ſeine Überzeugungen ſiebenmal gewechſelt hat, ſo bleibt der ein Ehrenmann; wenn aber ein Weib, deſſen Herz der Schöpfer ſo zart gebaut hat, den ſüßen Worten der Liebe zuhört, und ſich lenken läßt, wodurch ſie Niemanden geſchadet; dann iſt ſie entehrt! Was that ſie denn? Hat ſie geraubt? Nein. Sie hat Geſchenke ausgetheilt. Hat ſie gemordet? Nein. Sie hat beglückt. Und die Welt verurtheilt ſie dennoch. Ich vertheidige ſie aber! und wenn alle Welt Steine auf ihr Haupt wirft, ſo werfe ich die Steine auf alle Welt zurück.

— Donnere nicht mein Alter, ſo gewaltig. Ich werfe keinen Stein über Frau Fertöy. Ich ſchenke ihr die ganze ſchöne Welt. Soll ihr gehören. Verſtehe mich recht. Ich muß hier zu Hauſe darüber Rechenſchaft ablegen, wo ich herumgehe?

Pußtafi ſchlug ſich vor die Stirne.

— Ah! Ich amerikaniſcher Büffel! Daß ich dieſes nicht errieth, daß ſo ein Ehrenmann, wie Du, nothwendigerweiſe unter Pantoffelherrſchaft ſteht. Erröthe nicht, mein Kind! daß iſt die einzige Tyran-

nei, die man reſpektiren muß. Komm, laß dich umarmen.

Bela leugnete mit keinem Wort.

— Es iſt ſo. Iſt man jung, ſo ſieht man die Welt ſo groß, man denkt ſie iſt voll mit lauter guten Freunden, Geliebten, Verehrern, Unterthänigen, Dienern. Dann ſchrumpft die Welt allmählig zuſammen bis mans erfährt, daß die ganze Welt die vier Wände ſind, und daß einzige, was uns gehört, das Weib, die Mutter und das Kind.

— Eine ſchreckliche Wahrheit, die Du ausſprichſt. Wenn ich hundert Menſchen befrage, wie es geht: ſchimpft ein jeder über die ſchlechte Welt, doch eine ſo grauſame Kritik — ſprach noch Keiner darüber, wie Du in den Worten „ich bin glücklich — zu Hauſe" — doch wenn ich die Leute ſo ärgern könnte!

— Du könnteſt es. Erobere Dich ſelbſt zurück, und ſei, was Du vorhin geweſen: der Stern deines Landes.

— Lieber Freund. Sterne gibt es nur noch auf den Krägen der Beamten. Mein Geiſt und Körper gehen ihrer Auflöſung entgegen. Was ich ſchreibe, iſt ätzendes Gift: kein Geſang mehr, nur gereimtes Fluchen. Wenn ich verrecke, wird jeder Menſch ſagen: „wohl geſchah ihm!" — doch nein, nein. Seien wir nicht ungerecht zu meiner Nation. Man

wird mich pomphaft beerdigen. Es iſt ja eine nationale Unterhaltung die geſtorbenen Dichter glänzend zu begraben. Und alle Welt ſo mich hinausbegleiten wird, ſoll mir unisono nachrühmen: „war auch ein großer Mann, hat ſich auch zu todtgeſoffen.“ Hahaha!

— Ach ich bitte Dich: ſpreche nicht, lache nicht ſo!

— Nein, nein. Du wirſt auch dabei ſein und dir denken: dieſer Menſch hat ſich nicht dieſes Begräbniß gewünſcht. Ich bitte Dich, laß mir noch einen Krug voll Waſſer geben, Du ſiehſt ja, daß ich noch immer betrunken bin.

Armer alter Poet. Betrunken biſt Du, und bleibſt bis zu deinem Tode. Doch nicht vom Wein, ſondern von dem bittern Kelche, den Du bis zur Hefe geleert!

— Alſo bleibe Du zu Hauſe. Ich finde mich ſchon allein hin, wo die ſchöne Dame wohnt. Ich ſah ſie bei ihrer Thüre herausfahren. Notirte mir das Haus. Es iſt zwar unter dem Thorgang geſchrieben, daß das „Betteln und Hauſiren verboten iſt,“ aber vielleicht wirft man mich nicht hinaus. Ich verlaſſe mich auf die Protektion ihres Bedienten, den ich auf dem Bock erkannte. Ich glaube, er heißt Wenzel. Lernte dieſen hochgeſtellten Mann

in Komorn kennen. Damals gab ich ihm einmal zwei Silberzwanziger zum Trinkgeld und ich las in diverſen Romanen, daß die Menſchen die Wohlthaten zu vergelten pflegen. Vielleicht erwirkt mir Wenzel, daß ich vor ihre Herrin treten kannn. — Hahahahaha!

Der Ring des Gatten.

Zwei Tage früher, vor dem im obigen Kapitel geſchilderten, hatte Seraphine einen böſen Tag. Bis zum Abend empfing ſie Niemanden. Am Abend blieb ſie zu Hauſe; für die Nacht ſperrte ſie ihr Zimmer ab, und war bis zum Morgen wach! Sie hatte an ihrem Tagebuch geſchrieben. Ein neues Kapitel begonnen: „Heute ſah ich ihn. Als mein Wagen aus dem Thore fuhr, ſtand er vor mir. Er wäre beinahe zertreten worden.

Er lächelte jedoch und grüßte. Das Blut gerann mir in den Adern. Dieſe Züge, dieſe Augen, dieſer Blick! .... Er war es. Zeit, Elend und Schmerz hatten ſein Antlitz gefurcht; demnach kann ich es mir nicht verleugnen, daß ich ihn erkannt. Meine Seele klammert ſich an eine vage Idee, wie an einen rettenden Strohhalm: es ſcheint, als hätte es Jemanden auf der Welt gegeben, der Robert ähnlich ſah, und als hätte ich dieſen Jemand einſt gekannt,

doch ſtrenge ich vergebens mein Gedächniß an; ... vielleicht hatte ich es auch nur geträumt? ... Wie ſollte ich Jemand kennen, den ich nicht kenne? .... Er grüßte mich mit einem bekannten Lächeln; dieſes hatte etwas dämoniſches, etwas hölliſch bitteres, was mir in das Herz ſchnitt. Seine Lippen ſchienen zu ſagen: „Wie gut wäreſt du gefahren, wenn mich deine glänzende Equipage niedergefahren hätte.“ — Ich ſehe jetzt noch ſein Geſicht. Er iſt's! Die Todten kommen alſo zeitlich zurück? ... O! er wird mich ganz gewiß beſuchen. .... Wie gerne möchte ich mit ihm „Verſteckens“ ſpielen: — er käme von der andern Welt, um mich auf dieſer aufzuſuchen, während ich bereits drüben wäre. .... Wie werde ich ihm aber ſo begegnen können; wie ihm antworten, wenn er an mich die Frage ſtellt: wie heißen Sie Madame? .... Womit werde ich mich entſchuldigen; wie ſeinen anklagenden Blick ertragen können? Er wird mich tödten! ... O, thäte er es, aber ſchnell, auf einmal, in einem Augenblicke; — aber nicht langſam mit dem verzehrenden Feuer ſeiner vorwurfsvollen Blicke.

Es iſt mir jedoch unbegreiflich, weshalb er nicht kömmt, da er mich ſchon aufgefunden? ...

Weshalb er auf ſich warten läßt; weßhalb er mich damit peinigt, daß er ſich zeigt und wieder verſchwindet.

Er ſieht es ja, daß ich ihn nicht fliehe, daß ich ihm nicht zu entweichen ſuche; ich warte ihn ab, wie der Verurtheilte den Hieb des Henkerbeiles. . . .

Ich habe es gefunden.

Morgen iſt mein Geburtstag. Ungerufen verſammeln ſich fröhliche Gäſte, wie es die Sitte mit ſich bringt. Andere werden kommeu, um die „ſchöne Frau" zu begrüßen. . . . . Auch Er wird erſcheinen, um ſeinen Glückswunſch darzubringen. . . . Wenn die Muſik am lebhafteſten rauſcht, wird eine heiſere Stimme ertönen, und mit ihrer eiſigen Kälte die Unterhaltung erſtarren machen:

„Es lebe das alleruntreueſte Weib!"

Aller Blicke werden auf den ſtruppigen Mann gerichtet ſein; und fragen: Was ſucht der hier? . . . Oder es wird ihn niemand ſehen, nur ich; nur vor meine lebende Seele wird er ſich ſtellen; nur ich und mein Herz werden erzittern und die flammenden Lichter angeweht von der Grabesluft die ihn umgiebt . . . . Das wird eine furchtbare Szene geben! Und ich kann, ich will ihr nicht ausweichen . . . Ich Ich werde ihn nicht fliehen, ich will ihn erwarten, bis er mit ſeiner eiſigen Hand die meine ergreift! . . . Dann . . . will ich ihm folgen!

Welchen Wahnſinn ich da niederſchreibe!

Iſt es doch kein Todter, der ſeinem Grabe entſtiegen, ſondern ein freigelaſſener Gefangener, den ſeine Gattin vergeſſen hatte.

Man hatte mich bisher die „bleiche Frau" geſpottet; von nun an wird das Roth der Schande auf meinen Wangen flammen, welches ſelbſt die Hand des Todes nicht verwiſchen können wird. . . . Ich habe einen Gatten verlaſſen, der ein Held geweſen und mich geliebt hat; und reichte die Hand einem Andern, der falſche Haare und eine falſche Seele hat. . . . Morgen, wenn dieſe von Goldflitter glitzernde Geſellſchaft, meine duftenden Salons füllt, wird er kommen . . . und da ſtehen ein grauer ſtruppiger Mann in ſchäbigen Kleidern, und vor ihm werde ich im prunkendem Gewande auf den Knieen liegend ſeine Hände küſſen, und um Erbarmen flehen! Ha, welche Szene! alſo morgen! morgen! . . . — — — — — — —

Am Abend des künftige Tages kamen die zehlreichen Freunde Seraphinens mit ihren Wünſchen und Geſchenken jeder nach ſeiner Manier. Auch der Fürſt Wolozoff erſchien mit den Fürſtinen Olga und Feodora, die immer noch ſeine Nichten ſind.

Nur der Erwartete kam nicht! — In den Salons ging es fröhlich her. — Seraphine ſchlich ſich dreimal in den Vorſaal, um Wenzel den ſtrengen Befehl zu geben, den grauen Mann mit den ſchäbigen Kleidern ja nicht zurück zu weiſen; ihn vielmehr allſo gleich in den Saal eizuführen.

Bis Mitternacht erſchien er nicht. Da, als es die grauenvolle Stunde ſchlug, öffnete plötzlich Wen-

zel die Thüre des Saales, und meldete, daß .... das Soupé ſervirt ſei. — Alles begab ſich in den Speiſeſaal zur reichbeſetzten Tafel. Seraphine hatte den Vorſitz eingenommen, der Zufall ließ einen Platz an ihrer Rechten leer; den Linken hatte der Fürſt eingenommen.

— Gnädige Frau Sie frieren: bemerkte der Fürſt.

— Es iſt mir in der That kalt; erwiederte Seraphine. Dabei warf ſie einen ſcheuen Blick auf den leeren Stuhl an ihrer Seite, und ein kalter Schauer überflog ſie. „Da wird er ſitzen.“ —

Vergebens verſuchten es die Nachbarn ſie aufzuheitern; vergebens waren die geiſtreichen, die gefühlvollen Toaſte, vergebens das Liebesflüſtern des Fürſten, und der ſchäumende Wein im Becher: — die ſchöne Frau fühlte ſich nur von dem leeren Platze an ihrer Seite berührt.

Jener aber, den ſie erwartete, ſaß zu jener Zeit bei der „blauen Katze,“ und genoß im reichlichem Maaße die Milch ſeiner nährenden Amme, des Wirthes .... während der Andere, der wirkliche, draußen in der grünen Einöde, als Herbſtzeitroſe den nächtlichen Thau des Himmels trank! .... Das Feſt währte bis zum Morgen. Der Lärm, der Tanz, der Taumel verſcheuchte allmälig die Beſorgniß Seraphienens. Die Erregung hatte ihre Phantaſie-

gebilde zerſtreut; ſie tanzte, trank und ſchwärmte in bachantiſcher Laune umher; ſie ſchien am Ende wahnſinnig.

Alles betheuerte, daß ſie nie ſo liebenswürdig geweſen.

Das war ein herrlicher Tag; — ſagte der Fürſt, als er ſich am Morgen verabſchiedete. — Lange ſchon hatte ich Sie ſo fröhlich geſehen ſchöne Frau! . . .

— Man ſagt bei ſolcher Gelegenheit, daß man ſeinen „Untergang fühle! —

— Eine ſo ſchöne Frau kann nimmer untergehen, man würde ſie ſogleich aus den Fluthen herausfiſchen.

— Was würden ſie dazu ſagen, Fürſt, wenn Sie morgen erführen, daß ich todt ſei? . . .

— Ich würde es ſo lange nicht glauben, bis ich es von Ihnen ſelbſt erfahren hätte.

— Gute Nacht! — — —

Als auch der letzte Wagen mit den letzten Gaſte davongerollt war und man unten das Thor ſchloß, da nahm Seraphine ihren alten Kammerdiener Wenzel noch einmal ins Verhör; ob man den grauen Mann nicht etwa abgewieſen habe?

Sie ſchickte ihn weg, damit er ſich bei den übrigen Dienſtleuten und Portier erkundige.

Wenzel kam mit einer verneinenden Antwort zurück. Hierauf legte ſich Seraphine zu Bette, ihre müden Glieder ſuchten den Schlaf. . . .

Es war ein kühler düſterer Tag auf die Feſtlichkeit gefolgt. . . . Die „ſchöne Frau" erhob ſich heute viel früher als ſonſt; ſie ließ Feuer im Kamine anfachen, weil es ſie ungemein fror, und zog dann ihre einfachſten Kleider an, als wollte ſie aufs Land.

Wenzel putzte im Vorzimmer mit einem Tuchlappen, bis auf die Hemdärmel entkleidet, die geſtern gebrauchten ſilbernen Leuchter und Beſtecke: heute erwartete man keine Gäſte, wenigſtens keine vornehmen.

Plötzlich klingelte Jemand. Wenzel war der Meinung, es ſei der Briefträger, oder eine Mamſell der Modiſtin, und zog bedächtig ſeinen Frack an, bevor er öffnen ging.

Derjenige jedoch welcher klingelte, ſchien nicht zu die Geduldigen zu gehören, denn er riß haſtig und wiederholt an der Glocke.

Wenzel beeilte ſich nun, die Thüre zu öffnen. Vor ihm ſtand der graue ſtaubige Mann.

— Thuſt wohl daran Dich zu beeilen wenn ich anläute; ſonſt könnte der Griff dieſes Spielzeuges da leicht in meiner Hand bleiben.

— Was iſt gefällig? fragte der Kammerdiener halb zornig halb erſtaunt.

— Mir iſt auf dieſer ganzen dummen Welt gar nichts gefällig; wenn Du aber die Urſache meines Erſcheinens erfahren willſt, ſo kann ich ſie dir in Kurzem ſagen. Iſt deine Gebieterin zu Hauſe?

Wenzel drehte mit beleidigter Mine den Kopf bei Seite.

— Brauchſt deine Naſe nicht zu rümpfen, daß ich Dich „Dutze", kannſt dasſelbe thun, 's wird mich ſogar freuen. Jetzt antworte mir aber, ob deine Herrin zu Hauſe ſei?

— Ich weiß es nicht .... erwiederte der Kammerdiener mißtrauiſch.

— Nun, ſo erfahre es; denn davon hängt es ab, ob ich dir weiter etwas erzählen ſoll oder nicht?

— Was wünſchen Sie von ihr?

— „Von ihr" nichts; „mit ihr" auch nichts; aber „zu ihr" möcht ich etwas ſprechen.

Wenzel betrachtete die fremde Geſtalt vom Wirbel bis zur Zehe.

— Kannſt ſchauen Bruderchen. Siehſt, ich komme ſo eben von einem Bal-Paré, wo man dieſes Koſtüm trägt, drum ſei nicht ſo wähleriſch und melde mich an.

— Wollen Sie ihre Viſitkarte geben?

—Hahaha! Eine Viſitkarte; — Brüderchen ich pflege mich ſtets ſelbſt zu vertreten.

— Dann bitte ich, mir ihren Namen zu nennen.

— Was ſollte dir das nutzen? .... Weder Du noch deine Herrin würde mich deßhalb erkennen. .... Sage ihr ſo viel, daß ein Menſch ſie zu ſprechen wünſche, der ſie in Komorn getroffen, und ihr Nachrichten aus weiter, ſehr weiter Ferne bringt.

Wenzel warf einen bedenklichen Blick auf den Mann ſowohl als auf das Silbergeſchirr, als hielte er es nicht für rathſam, beide mit einander allein zu laſſen, doch fiel es ihm ein, wie oft ſeine Gebieterin geſtern nach einem Menſchen von dieſem Ausſehen gefragt, und er ging verdrießlich, ihn anzumelden, kehrte jedoch bald mit freundlich grinſendem Lächeln zurück.

— Die gnädige Frau erſucht Sie mein Herr, nur noch einen Augenblick zu gedulden, bis ſie mit ihrer Toilette fertig geworden. Bitte, unterdeſſen in den Saal zu ſpazieren. ... Wünſchen vielleicht den Oberrock abzulegen.

— Ich wünſche es wohl, weil es hier verdammt heiß iſt, nachdem er jedoch zugleich Salonrock iſt, ſo werde ich ihn ſchon anbehalten.

— Wünſchen Eure Gnaden, daß ich den Staub von ihren Stiefeln abwiſche?

— Laſſe das gut ſein Brüderchen, bin ſelbſt ſchon ganz zu Staub verwandelt. Brauchſt dem Staub nicht zu zürnen; wer weiß es, ob dieſer da auf meinen Stiefeln nicht die Aſche Deines Groß-vaters iſt?

Nun begann auch Wenzel jenes Grauſen zu fühlen das ſeine Herrin beim Anblick dieſes Menſchen empfand, und trug ihm zitternd noch einmal an, in den Saal zu treten.

Pußtaſi folgte der Einladung. Der Saal war noch leer, er hatte demnach Zeit, ſich umzuſehen.

Die Tapeten an den Wänden, die Vorhängen an den Fenſtern, der Ueberzug der Möbeln, alles war Seide.

Pußtaſi haßte alles was Seide war. Er haßte Alles, ob hoch oder nieder, was ſich in Seide kleidete. Er duldete ſie nicht einmal als Rockfutter, und wenn er irgendwo ein Stückchen erwiſchen konnte, ſo gebrauchte er ſie zu den niederſten Dienſten, als Sacktuch oder als Fußlappen; er glaubte an dieſen verhaßten Gewebe dadurch Rache zu nehmen.

Pußtaſi fühlte ſich ſehr unbehaglich in dem ſeidenen Gehäuſe des Schmetterlings.

Da öffnet ſich eine Seitenthüre und die „bleiche Frau" trat in den Saal.

Kaum vermochte ſie ihr Zittern zu verbergen; kaum ihre Blicke zu dieſer ſchäbigen, ſtruppigen Geſtalt zu erheben, und doch zwang ſie Etwas unwiderſtehlich, ſich Schritt für Schritt zu nähern, um in dem ſeit ſo vielen Jahren veränderten Geſichte nach den bekannten Zügen zu forſchen, und jenen Namen auszuſprechen, welcher durch ihr Herz dringen würde, wenn ihre Lippen auch verſchloßen blieben; und doch war es ihr, als würde ihr die Nennung dieſes Namens den Tod bringen.

Als ſie den grauen Mann, zu dem ſie ſich von einer magnetiſchen Kraft hingezogen fühlte, ſchon ganz nahe war, ſtreckte dieſer ſeine Hand aus, und zeigte ihr einen glänzenden Gegenſtand, den er zwiſchen den Fingern hielt.

— Schöne Gnädige — ich bringe Ihnen dieſen Ring zurück! . . .

Als Seraphine des Opalringes, mit dem ſchwarzen Kreutze in der Mitte des Steines, anſichtig wurde, bedeckte ſie plötzlich ihr Geſicht mit beiden Händen und ſtammelte das einzige Wort: „Robert!“ dann neugte ſie ihr Haupt auf die Seite, und brach zuſammen.

Pußtafi war der Meinung, daß die Ohnmacht mit viel theatraliſcher Routine geſpielt war, er hob die Dame in ein Fauteuil, und pflanzte ſich vor ihr hin, um zu ſprechen.

— Meine Dame, ich bin nicht Robert, der Sie reclamiren käme. Wir ſahen uns zwar einſtens ähnlich; doch heute iſt es nicht mehr der Fall.

Ich habe gealtert, er iſt jung geblieben, weil er ſtarb. Er hatte mich beauftragt, ſeinen Tod zu vermelden, und übergab mir zum Beweis dieſen Ring; welchen ich hiemit auf dieſen Tiſche niederlege, wo Sie ihn, wenn es Ihnen zu erwachen beliebt, finden werden. Und nachdem ich Ihnen länger nicht läſtig fallen will, habe ich die Ehre mich zu empfehlen.

Der Kopf der Dame hing bleich von der Lehne des Fauteuils herab; Pußtaſi war jedoch der Meinung, daß ohnmächtige Frauen alles zu hören pflegen, was in ihrer Nähe geſprochen wird.

Er hielt daher ſeine Sendung für vollendet, und entfernte ſich mit tiefer Verbeugung.

— Bruder, ſagte der ſich entfernende Dichter zu Wenzel — ruf das Hausgeſinde, man möge Eſſig und fliegende Salze herbeiholen, denn deine Herrin ſcheint ohnmächtig geworden zu ſein. Die gute Seele hielt mich für ihren verſtorbenen erſten Gatten.... Und doch kann ich Dich verſichern, Bruder, daß der ebenſogut Staub iſt, als das, was Du von meinen Stiefeln putzen wollteſt..... Gott ſegne dich Bruder.

Damit entfernte er ſich.

— — — — — — — — — —

Nachmittags traf Pußtafi mit Melchior zuammen, dieſer beeilte ſich zu erzählen, daß er von einem merkwürdigen Falle komme, man habe ſoeben ein ärztliches Parere bei der Frau von Fertöy abgehalten.

— Iſt die ſchöne Frau krank?

— Nein. Einige Minuten ſpäter, als Du von ihr gingeſt ſtarb ſie an Gehirnſchlag.

— Schade um ſie; war eine gnte Pränumerantenſammlerin.

(Ende des vierten und letzten Bandes.)

